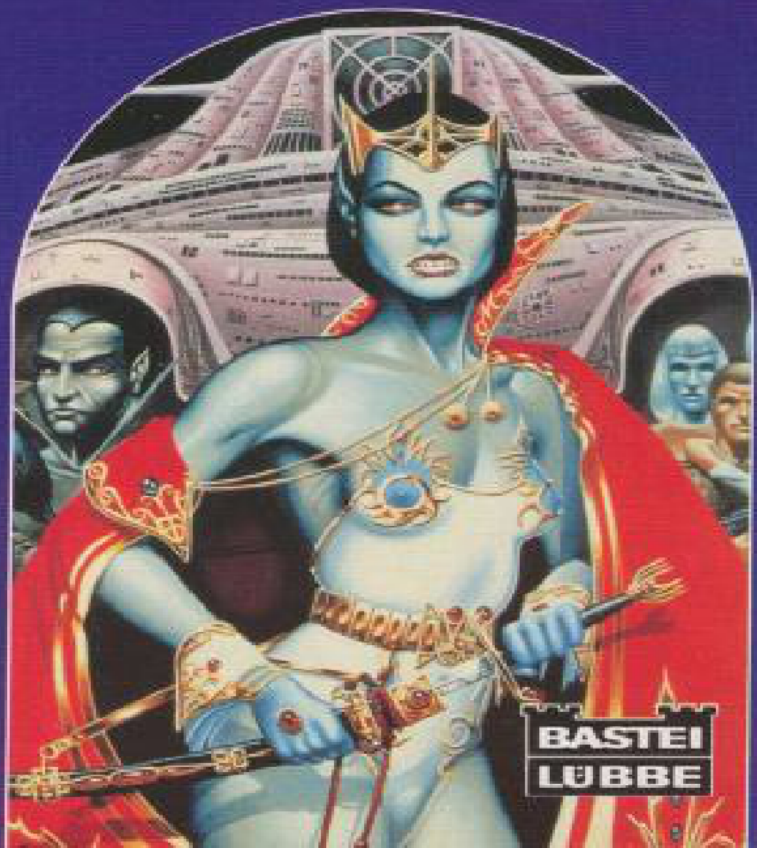
SCIENCE FICTION

BESTSELLER

Lebensgeister GmbH

Robert Sheckley



BASTEI LÜBBE

SHOUT
SHARE
IT

Annotation

Wer Geld hat, braucht den Tod nicht mehr zu fürchten. Er bucht bei der Lebensgeister GmbH einen frischen, jungen Körper, in den seine Seele rechtzeitig übertragen wird.

Die Sache hat nur einen Haken - die neuen Körper besitzen noch ihre eigenen alten Seelen, und niemand kann garantieren, daß sich zwei Seelen in einem Körper gut vertragen.

Robert Sheckleys satirische Abrechnung mit dem Unsterblichkeitsträumen der Science Fiction gehört zu seinen Meisterstücken.

© Copyright 1968/1979 by Robert Sheckley
Originaltitel: IMMORTALITY

- ERSTER TEIL
  - I
  - II
  - III
  - IV
  - V
  - VI
  - VII
  - VIII
  - IX
  - X
- ZWEITER TEIL
  - XI
  - XII
  - XIII
  - XIV
  - XV
  - XVI
  - XVII
  - XVIII
- DRITTER TEIL
  - XIX
  - XX
  - XXI
  - XXII
  - XXIII
  - XXIV
  - XXV

- ○ XXVI
- ○ XXVII
- ○ XXVIII
- ○ XXIX
- ○ XXX
- ○ XXXI
- ○ XXXII
- ○ XXXIII
- ○ XXXIV
- ○ XXXV
- ○ XXXVI
- ○ XXXVII

ERSTER TEIL

I

Hinterher dachte Thomas Blaine über die Art, wie er gestorben war, nach, und er wünschte sich, es wäre interessanter gewesen. Warum konnte ihn nicht der Tod ereilt haben, während er gegen einen Taifun kämpfte, auf der Tigerjagd und beim Sturm auf einem windumtosten Gipfel? Warum war sein Tod etwas so Schlichtes, Alltägliches, Gewöhnliches gewesen?

Aber ein unterhaltsamer Tod, erkannte er, hätte gar nicht zu seinem Charakter gepaßt. Ohne Zweifel war es ihm bestimmt gewesen, auf genau die schnelle, alltägliche, blöde, schmerzlose Art zu sterben, auf die er starb. Sein ganzes Leben mußte sich geformt und entwickelt haben für diesen einen Punkt, den Tod – eine vage Vorahnung in der Kindheit, ein faires Versprechen in der College-Zeit, eine sichere Gewißheit im Alter von zweiunddreißig.

Er war über einen geraden, leeren Highway gefahren, die Scheinwerfer leuchteten vor ihm alles aus, dahinter die endlose vorbeihuschende Dunkelheit. Sein Tacho zeigte knapp über hundert. Er hatte das Gefühl, er könnte nicht schneller als fünfzig sein. Weit weg tauchten Scheinwerfer auf, die ersten seit Stunden.

Blaine kehrte nach einem Wochenende in seinem Blockhaus an der Chesapeake Bay nach New York zurück, wo er manchmal ein wenig von Tahiti geträumt hatte, auch jetzt am Wochenende wieder. Da war das blonde, sonnengebräunte Mädchen gewesen … *»Oh, Raiatea, die Berge von Moorea, der frische Handelswind …*«, summte er.

Aber zwischen ihm und Tahiti lag ein Kontinent und ein Ozean und noch eine Menge anderer Dinge. Der Gedanke taugte nur für eine halbe Stunde Tagträume, aber nicht, um danach zu handeln. Jetzt ging es zurück nach New York zu seinem Job als Yachtbauer bei der alten, berühmten Firma Mattison & Peters.

Die Scheinwerfer des anderen Wagens kamen näher. Blaine bremste ab bis auf achtzig.

Viele Yachten zu bauen gab es allerdings nicht. Die meiste Arbeit waren Bootsüberholungen.

Und dann passierte es. Er fühlte, wie er die Kontrolle über den Wagen verlor. Er geriet ins Schleudern, kam auf die andere Fahrbahn … der entgegenkommende Wagen … man stirbt schnell …

II

Er erwachte in einem weißen Zimmer.

»Jetzt ist er am Leben«, sagte jemand.

Blaine öffnete die Augen. Zwei Männer in Weiß standen über ihm. Es schienen Ärzte zu sein. Einer von ihnen war ein kleiner, bärtiger alter Mann. Der andere war ein Mann mit häßlichem Gesicht, Mitte fünfzig.

»Wie heißen Sie?« fuhr ihn der Alte an.

»Thomas Blaine.«

»Alter?«

»Zweiunddreißig. Aber -«

»Familienstand?«

»Ledig. Was -«

»Sehen Sie?« fragte der alte Mann und drehte sich zu seinem rotgesichtigen Kollegen herum. »Geistig gesund, völlig gesund!«

»Ich hätte es nie geglaubt«, meinte der Mann mit dem roten Gesicht.

»Aber ja doch! Das Todestrauma ist viel zu sehr überschätzt worden. Enorm überschätzt, wie mein nächstes Buch beweisen wird.«

»Hm. Aber die Wiedergeburtsdepression -«

»Unsinn!« sagte der Alte mit Bestimmtheit. »Blaine, fühlen Sie sich wohl?«

»Ja. Aber ich wüßte gern -«

»Sehen Sie?« sagte der alte Arzt triumphierend. »Wieder am Leben und geistig gesund. Werden Sie *nun* vielleicht den Bericht mitunterschreiben?«

»Ich habe wohl keine andere Wahl«, sagte der rotgesichtige Mann. Die beiden Ärzte verließen den Raum.

Blaine sah zu, wie sie hinausgingen und dachte darüber nach, was sie wohl gemeint haben konnten. Eine dicke, mütterlich wirkende Krankenschwester trat an sein Bett. »Wie fühlen Sie sich?« fragte sie.

»Prima«, sagte Blaine. »Aber ich wüßte gern -«

»Tut mir leid«, sagte die Krankenschwester, »aber jetzt dürfen noch keine Fragen gestellt werden. Anweisung des Arztes. Trinken Sie das hier, das wird Sie aufmuntern. Braver Junge! Keine Angst, es wird schon alles wieder werden.«

Sie ging hinaus. Ihre beruhigenden Worte erschreckten ihn. Was meinte sie mit *es wird schon alles wieder werden?* Das hieß doch, daß irgend etwas nicht in Ordnung war! Was war das, was war nicht in Ordnung? Was machte er hier, was war geschehen?

Der bärtige Arzt kam zurück, von einer jungen Frau begleitet.

»Ist er wieder auf dem Damm, Doktor?« fragte sie.

»Geistig völlig gesund«, sagte der alte Arzt. »Das nenne ich eine gute Spleißung.«

»Dann kann ich also mit dem Interview beginnen?«

»Natürlich. Allerdings kann ich nicht für sein Verhalten garantieren. Das Todestrauma wird zwar viel zu sehr überbewertet, aber es kann doch bewirken, daß -«

»Prima.« Die junge Frau trat zu ihm herüber und beugte sich über ihn. Blaine bemerkte, daß sie sehr hübsch war. Ihre Gesichtszüge waren klar, und ihre Haut sah frisch und strahlend aus. Nur hatte sie ihr langes, schimmerndes Haar zu sehr hinter ihre kleinen Ohren zurückgestrafft, aber sie duftete schwach nach Parfüm. Sie hätte schön sein können, doch die Unbeweglichkeit ihrer Züge und die beherrschte Angespanntheit ihres schlanken Körpers waren ein Makel. Es war schwer, sie sich lachend oder weinend vorzustellen. Es war unmöglich, sie sich im Bett vorzustellen. Es war etwas Fanatisches an ihr, wie bei einer überzeugten Revolutionärin; aber er vermutete, daß die Sache, der sie sich verschrieben hatte, sie selbst war.

»Hallo, Mr. Blaine«, sagte sie. »Ich bin Marie Thorne.«

»Hallo«, sagte Blaine fröhlich.

»Mr. Blaine«, fragte sie, »was glauben Sie wohl, wo sie sich befinden?«

»Sieht aus wie ein Hospital, würde ich sagen -« Er hörte auf zu sprechen. Er hatte gerade ein kleines Mikrophon in ihrer Hand erblickt.

»Ja, was glauben Sie?«

Sie machte eine kleine Handbewegung. Männer traten hervor und rollten schwere Apparate an sein Bett und umstellten es mit ihnen.

»Fahren Sie fort«, sagte Marie Thorne. »Erzählen Sie uns, was Sie vermuten.«

»Zum Teufel damit«, erwiderte Blaine mißmutig und blickte auf die Männer, die die Maschinen um ihn herum aufstellten. »Was ist das hier? Was ist los?«

»Wir versuchen, Ihnen zu helfen«, sagte Marie Thorne. »Wollen Sie nicht dabei mitarbeiten?«

Blaine nickte und wünschte sich, daß sie lächeln würde. Plötzlich fühlte er sich sehr unsicher. War ihm etwas zugestoßen?

»Erinnern Sie sich an den Unfall?« fragte sie.

»Welchen Unfall?«

»Erinnern Sie sich daran, verletzt zu werden?«

Als sein Gedächtnis plötzlich wiederkehrte, mit wirbelnden Lichtern, heulendem Motor, Zusammenstoß und berstendem Brustkorb, erschauerte Blaine.

»Ja. Das Lenkrad ist abgebrochen. Ich rammte es mir durch die Brust. Dann bin ich mit dem Kopf aufgestoßen.«

»Sehen Sie sich Ihre Brust an«, forderte sie ihn leise auf.

Blaine blickte an sich hinab. Sein Brustkasten unter dem weißen Pyjama wies keine Verletzungen auf.

»Unmöglich!« rief er. Seine eigene Stimme schien ihm hohl, entfernt, unwirklich zu klingen. Er nahm die Männer wahr, die sich um sein Bett herum über ihre Maschinen beugten und dabei sprachen, aber sie schienen wie Schatten zu sein, flach und ohne Körper. Ihre dünnen, unwichtigen Stimmen waren wie Fliegen, die gegen ein Fenster ansummten.

»Hübsche Erstreaktion.«

»Sehr hübsch!«

Marie Thorne sagte zu ihm: »Sie sind unverletzt.«

Blaine blickte seinen unverletzten Körper an und dachte an den Unfall. »Ich kann es nicht glauben!« rief er.

»Sauber!«

»Ausgezeichnete Mischung aus Glauben und Ungläubigkeit.«

Marie Thorne sagte: »Ruhe bitte! Fahren Sie fort, Mr. Blaine.«

»Ich erinnere mich an den Unfall«, sagte Blaine. »Ich erinnere mich an den Aufprall, ich erinnere mich – ans Sterben.«

»Hast du das?«

»Mann, klar! Wirklich eine Schau!«

»Irre, Mann! Darauf werden sie voll abfahren!«

Sie sagte: »Ein bißchen weniger Lärm bitte! Mr. Blaine, erinnern Sie sich ans Sterben?«

»Ja, ja, ich bin gestorben!«

»Sein Gesichtsausdruck!«

»Dieser alberne Ausdruck macht alles noch realistischer.«

»Hoffe nur, daß Reilly das auch meint.«

Sie sagte: »Sehen Sie sich einmal sorgfältig Ihren Körper an, Mr. Blaine. Hier ist ein Spiegel. Schauen Sie sich Ihr Gesicht an.«

Blaine sah hin und zitterte wie im Fieber. Er berührte den Spiegel und strich sich dann mit bebenden Fingern über sein Gesicht.

»Das ist nicht mein Gesicht! Wo ist mein Gesicht? Wo haben Sie mein Gesicht und meinen Körper gelassen?«

Er befand sich in einem Alptraum, aus dem er nie mehr erwachen würde. Die flachen Schattenmänner umringten ihn, und ihre Stimmen summten wie Fliegen an einer Fensterscheibe, sie bedienten ihre Pappmaschinen, von schwer zu bestimmender Boshaftigkeit geleitet, und doch auf merkwürdige Weise teilnahmslos, ihn kaum wahrnehmend. Marie Thorne neigte sich mit ihrem hübschen ausdruckslosen Gesicht über ihn und aus ihrem kleinen roten Mund perlten sanfte Alptraumworte.

»Ihr Körper ist tot, Mr. Blaine, er wurde in einem Autounfall getötet. Sie erinnern sich daran, *wie* er gestorben ist. Aber wir konnten

den Teil von Ihnen retten, der eigentlich zählt. Wir haben Ihren Geist gerettet, Mr. Blaine, und Ihnen dafür einen neuen Körper gegeben.«

Blaine öffnete den Mund um zu schreien und schloß ihn wieder. »Das ist unglaublich«, sagte er leise.

Und die Fliegen summten.

»Welch eine Untertreibung!«

»Na klar. Man kann ja auch nicht ewig hektisch bleiben.«

»Hatte erwartet, daß er die Szene noch ein bißchen mehr durchkaut.«

»Falsch gedacht! Die Untertreibung betont sein Dilemma sogar noch mehr.«

»Unter dramaturgischen Gesichtspunkten vielleicht. Aber betrachte die Sache doch mal realistisch. Dieser arme Hund hat gerade festgestellt, daß er in einem Autounfall ums Leben gekommen ist und nun in einem neuen Körper wiedergeboren wurde. Was sagt er aber? Er sagt: ›Das ist unglaublich.‹ Verdammt, er reagiert ja nicht einmal richtig auf den Schock!«

»Tut er wohl! Du projizierst nur!«

»Bitte!« sagte Marie Thorne. »Fahren Sie fort, Mr. Blaine.«

Blaine, der tief in seinen Alptraum gefangen war, nahm die leisen, summenden Stimmen kaum wahr. Er fragte: »Bin ich wirklich gestorben?«

Sie nickte.

»Und bin ich wirklich in einem anderen Körper wiedergeboren worden?«

Sie nickte wieder und wartete ab.

Blaine blickte sie an und betrachtete dann die Schattenmänner an ihren Pappmaschinen. Warum belästigten sie ihn? Warum konnten sie sich nicht irgendeinen anderen Toten aussuchen? Man sollte Leichen nicht dazu zwingen dürfen, Fragen zu beantworten. Der Tod war das uralte Privileg des Menschen, sein Pakt mit dem Leben, seit unvorstellbaren Zeiten, er wurde dem Sklaven ebenso gewährt wie dem Edelmann. Der Tod war ein Trost, war sein Recht. Aber vielleicht war dieses Recht widerrufen worden, vielleicht konnte man nun seinen Verpflichtungen nun nicht mehr einfach dadurch entgehen, daß man starb?

Sie warteten darauf, daß er etwas sagte. Und Blaine fragte sich, ob wenigstens der Irrsinn immer noch seine altangestammten Privilegien behalten hatte. Er könnte mit Leichtigkeit hinüberschlüpfen und es selbst überprüfen.

Aber der Irrsinn wird nicht jedem beschert. Blaines Selbstbeherrschung kehrte zurück. Er blickte zu Marie Thorne hoch.

»Meine Gefühle«, sagte er langsam, »lassen sich nur schwer beschreiben. Ich bin gestorben und muß mich nun mit dieser Tatsache auseinandersetzen. Ich glaube kaum, daß irgendein Mensch jemals

wirklich an seinen eigenen Tod glaubt. Tief in seinem Inneren fühlt er sich unsterblich. Der Tod scheint immer nur auf andere zu warten, aber nie auf einen selbst. Es ist beinahe so, als ob -«

»Brechen wir's jetzt ab. Jetzt wird er analytisch.«

»Ich glaube, Sie haben recht«, sagte Marie Thorne. »Recht vielen Dank, Mr. Blaine.«

Die Männer, die nun wirklich und weltlich waren, deren unbestimmbare Boshaftigkeit verschwunden war, begannen damit, ihre Geräte wieder fortzurollen.

»Moment mal -«, sagte Blaine.

»Keine Sorge«, sagte sie. »Wir werden Ihre restlichen Reaktionen später aufnehmen. Wir brauchten jetzt gerade nur den spontanen Teil.«

»Eine Weile lang war's ja verdammt gut.«

»Ein Sammlerstück!«

»Moment mal!« rief Blaine. »Ich verstehe das nicht. Wo bin ich? Was ist passiert? Wie -«

»Ich werde Ihnen morgen alles erklären«, sagte Marie Thorne. »Es tut mir schrecklich leid, aber ich muß jetzt ganz dringend fort und die Sache für Mr. Reilly redigieren.«

Die Männer und die Geräte waren verschwunden. Marie Thorne lächelte beruhigend und eilte dann fort.

Blaine fühlte sich auf lächerliche Weise den Tränen nah. Er zwinkerte schnell ein wenig, als die dicke, mütterliche Krankenschwester zurückkehrte.

»Trinken Sie das hier«, sagte die Krankenschwester. »Das wird Sie schlafen lassen. Hier, alles runterschlucken, wie ein braver Junge! Entspannen Sie sich, Sie haben einen großen Tag hinter sich, erst sterben, dann wiedergeboren werden und so.«

Zwei große Tränen rollten Blaines Wangen herab.

»Na sowas!« sagte die Krankenschwester. »Jetzt sollten die Kameras mal hier sein! Das sind die echtesten spontanen Tränen, die ich je gesehen habe. Glauben Sie mir, in diesem Krankenhaus habe ich schon manch eine tragische und spontane Szene miterlebt, und ich könnte diesen Rotzlümmeln von der Presse einiges über echte Gefühle erzählen, wenn ich wollte. Was die sich einbilden, alles über die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu wissen!«

»Wo bin ich?« fragte Blaine schläfrig. »Wo ist das hier?«

»Sie würden sagen, es ist in der Zukunft«, sagte die Krankenschwester.

»Oh«, sagte Blaine.

Dann war er auch schon eingeschlafen.

III

Viele Stunden später wachte er ruhig und ausgeruht auf. Er blickte sein weißes Bett an und sah den weißen Raum und erinnerte sich.

Er war bei einem Unfall ums Leben gekommen und in der Zukunft wiedergeboren worden. Da war ein Arzt gewesen, der der Ansicht gewesen war, daß das Todestrauma überbewertet wurde, und Männer, die seine spontanen Reaktionen aufgenommen und für ein Sammlerstück gehalten hatten und ein hübsches Mädchen, dessen hübsche Gesichtszüge einen bedauernswerten Mangel an Gefühlen erkennen ließen.

Blaine gähnte und streckte sich. Tot. Tot im Alter von zweiunddreißig Jahren. Ein Jammer, dachte er. Sein junges Leben war mitten in der Blüte abgeschnitten worden. Blaine war eigentlich ganz in Ordnung gewesen und auch durchaus vielversprechend …

Seine flapsige Einstellung ärgerte ihn selbst. Das war doch wohl keine Reaktionsweise! Er versuchte, sich wieder den Schock zu vergegenwärtigen, unter dem er eigentlich stehen sollte.

Gestern, sagte er sich beharrlich, war ich noch ein Yachtdesigner, der aus Maryland zurückgefahren kam. Heute bin ich ein Mann, der in der Zukunft wiedergeboren wurde. In der Zukunft! Wiedergeboren!

Es hatte keinen Zweck, die Worte zogen nicht. Er hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt. Man gewöhnt sich an alles, dachte er, sogar an den eigenen Tod. *Besonders* an den eigenen Tod. Wahrscheinlich konnte man einen Menschen zwanzig Jahre lang dreimal am Tag den Kopf abhauen, und er würde sich daran gewöhnen und weinen, wenn man damit aufhörte …

Er wollte diesen Gedankenstrang nicht weiter verfolgen.

Er dachte an Laura. Würde sie ihn beweinen? Würde sie sich besaufen? Oder würde sie sich von der Nachricht nur deprimiert fühlen und ein Beruhigungsmittel schlucken? Was war mit Jane und Miriam? Würden sie überhaupt von seinem Tod erfahren? Wahrscheinlich nicht. Vielleicht würden sie sich später Gedanken machen, warum er nicht mehr anrief. Genug davon. Das war alles Vergangenheit. Jetzt war er in der *Zukunft.*

Aber alles, was er bisher von der Zukunft gesehen hatte, war ein weißes Bett und ein weißes Zimmer, Ärzte und Krankenschwestern, Aufnahmeleute und ein hübsches Mädchen. Bisher hatte er noch keinen großen Unterschied zu seiner eigenen Zeit entdecken können. Aber es gab bestimmt Unterschiede.

Er erinnerte sich an Zeitungsartikel und Erzählungen, die er mal gelesen hatte. Heutzutage mochte es vielleicht überall Atomenergie

geben, Unterwasserlandwirtschaft. Weltfrieden, internationale Geburtenkontrolle, interplanetare Reisen, freie Liebe, völlige Aufhebung der Rassentrennung, ein Mittel gegen jede Krankheit und eine geplante Gesellschaft, in der die Menschen in tiefen Zügen die Luft der Freiheit atmeten.

So sollte es sein, dachte Blaine. Aber es gab auch unangenehmere Möglichkeiten. Vielleicht hielt ein grimmiger Oligarch die Erde in seinem eisernen Griff, während eine kleine, aufopfernde Untergrundbewegung für die Freiheit kämpfte. Oder vielleicht hatten kleine, gallertartige Lebewesen die menschliche Rasse versklavt. Möglicherweise strich eine neue, fürchterliche Seuche ungehindert durchs Land, oder die vom Wasserstoffbombenkrieg von allen Kulturen beraubte Erde rappelte sich langsam und schmerzvoll wieder hoch, um eine technologische Zivilisation aufzubauen, während menschliche Wolfshorden das Hinterland unsicher machten; oder vielleicht waren Millionen ähnlich unerfreulicher Dinge geschehen.

Und doch zeigte die Menschheit eine historische Fähigkeit, die Extreme der Vernichtung und der Glückseligkeit zu vermeiden, dachte Blaine. Immer wurde das Chaos vorausgesagt, und andauernd wurde Utopia prognostiziert, und beides traf nie ein.

Folglich nahm Blaine an, daß diese Zukunft einige Verbesserungen gegenüber der Vergangenheit aufweisen würde, aber er rechnete auch mit sicheren Verschlechterungen. Einige der alten Probleme wären wohl gelöst, doch dafür würde es bestimmt neue geben. »Kurzum«, sagte Blaine zu sich selbst, »ich erwarte, daß diese Zukunft so sein wird wie alle Zukünfte im Vergleich zu ihren Vergangenheiten. Das ist zwar nicht sonderlich genau, aber schließlich bin ich nicht in der Futurologen- oder Prophetenbranche.«

Seine Gedanken wurden durch Marie Thorne unterbrochen, die forsch ins Zimmer trat.

*

»Guten Morgen«, sagte sie. »Wie fühlen Sie sich?«

»Wie ein neuer Mensch«, antwortete Blaine, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Schön. Würden Sie das hier bitte unterschreiben?« Sie hielt ihm einen Schreiber und ein bedrucktes Stück Papier hin.

»Sie sind ja verdammt effizient«, sagte Blaine. »Was soll ich da unterschreiben?«

»Lesen Sie es durch«, sagte sie. »Es ist eine Erklärung, die uns von allen rechtlichen Haftungsansprüchen wegen Ihrer Lebensrettung enthebt.«

»Haben Sie denn mein Leben gerettet?«

»Natürlich. Was glauben Sie denn, wie Sie sonst hierher gekommen wären?«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht«, gab Blaine zu.

»Wir haben Sie gerettet. Aber es verstößt gegen das Gesetz, das ohne die schriftliche Einwilligung des potentiellen Opfers zu tun. Die Anwälte der Rex Corporation waren jedoch nicht dazu in der Lage, Ihre Einwilligung vorab einzuholen. Deswegen möchten wir uns jetzt ganz gerne schützen.«

»Was ist die Rex Corporation?«

Sie blickte verärgert drein. »Sind Sie bisher von niemandem unterrichtet worden? Sie befinden sich hier in der Zentrale von Rex. Unsere Firma ist heute so bekannt wie es Flyier-Thiess zu Ihrer Zeit gewesen ist.«

»Wer ist Flyier-Thiess?«

»Nein? Dann vielleicht Ford?«

»Ford, ja. Die Rex Corporation ist also bekannt wie Ford. Was macht sie denn?«

»Sie stellt Rex-Antriebssysteme her«, sagte sie ihm. »Die dazu verwendet werden, Raumschiffe anzutreiben, Reinkarnationsmaschinen, Jenseitsfahrzeuge und so weiter. Es war mit einem Rex-Antriebssystem, daß man Sie sofort nach Ihrem Tod aus dem Wagen gerissen und in die Zukunft gebracht hat.«

»Zeitreisen«, sagte Blaine. »Aber wie funktioniert sowas?«

»Das ist schwer zu erklären«, erklärte sie. »Sie haben nicht das wissenschaftliche Hintergrundwissen dafür. Aber ich will's versuchen. Sie wissen, daß Raum und Zeit das gleiche sind, das eine ist nur ein Aspekt des anderen.«

»Ach ja?«

»Ja. Wie Masse und Energie. In Ihrem Zeitalter wußten die Wissenschaftler, daß man Masse und Energie vertauschen kann. Sie waren in der Lage, die Fissions-Fusions-Vorgänge der Sterne zu berechnen. Aber sie konnten diese Vorgänge nicht unmittelbar nachahmen, da sie dafür riesige Mengen Energie brauchten. Erst als sie das Wissen *und* die Energie hatten, konnten sie Atome spalten und verschmelzen, um neue zu schaffen.«

»Das weiß ich«, sagte Blaine. »Was ist mit den Zeitreisen?«

»Die sind nach einem ähnlichen Muster entwickelt worden«, sagte sie. »Wir wußten schon lange, daß Raum und Zeit nur zwei verschiedene Aspekte derselben Sache waren. Wir wußten, daß man entweder den Raum oder die Zeit mit einem Energieverfahren in Grundbausteine zerlegen und verwandeln konnte. Wir konnten die Zeitkrümmung am Rand einer Supernova messen, und wir konnten beobachten, wie ein Stern vom Typ Wolf-Rayet verschwand, wenn sich seine Zeitkonversionsgeschwindigkeit beschleunigte. Aber wir

mußten erst noch einiges mehr entdecken. Und wir brauchten eine Energiequelle, die um ganze Exponentialfunktionen größer war als die, mit der Ihnen die Kernfusion ermöglicht wurde. Als wir das alles zur Verfügung hatten, konnten wir Zeiteinheiten gegen Raumeinheiten austauschen – das heißt also, Zeitentfernungen gegen Raumentfernungen. Wir konnten dann, sagen wir, hundert Jahre in der Zeit reisen anstatt die vergleichbare Strecke von hundert Parseks.«

»Ich verstehe, jedenfalls ein wenig«, sagte Blaine. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, es mir noch einmal ganz langsam zu erklären?«

»Später, später«, sagte sie. »Würden Sie bitte die Verzichtserklärung unterzeichnen?«

Das Formular besagte, daß er, Thomas Blaine, darauf verzichtete, die Rex Corporation wegen ihrer unbefugten Rettung seines Lebens im Jahre 1958 und wegen des Transports in einen Empfängerkörper im Jahre 2110 zu verklagen.

Blaine unterschrieb. »Und jetzt«, sagte er, »würde ich gerne einmal wissen -«

Er hörte auf zu sprechen. Ein Teenager war mit einem großen Poster ins Zimmer eingetreten. »Entschuldigen Sie, Miss Thorne«, sagte er, »aber die Grafikabteilung möchte wissen, ob das so in Ordnung ist.« Der Junge hielt das Plakat hoch. Es zeigte einen Autounfall im Augenblick des Zusammenstoßes. Aus dem Himmel langte eine gigantische stilisierte Hand hinab und zog den Fahrer aus dem brennenden Wrack. Der Text dazu lautete: REX MACHT'S MÖGLICH!

»Nicht schlecht«, meinte Marie Thorne. »Oh, Mrs. Vaness? Was halten Sie von diesem Poster?«

Es waren nun ein Dutzend Leute in seinem Zimmer, und es strömten immer noch mehr herein. Sie stellten sich um Marie Thorne und ignorierten Blaine völlig. Ein Mann, der sich angeregt mit einer grauhaarigen Frau unterhielt, setzte sich auf seine Bettkante. Da riß Blaines Geduldsfaden.

»Aufhören!« schrie Blaine. »Ich habe diese verdammte Hektik satt! Was ist los mit euch, könnt ihr euch nicht wie menschliche Wesen benehmen? Jetzt haut aber ab!«

»O weh!« seufzte Marie Thorne und schloß die Augen. »Er mußte ja temperamentvoll sein. Ed, sprechen Sie mit ihm.«

Ein behäbiger, schwitzender Mann in mittleren Jahren trat an Blaines Bettkante. »Mr. Blaine«, sagte er beschwörend, »haben wir Ihnen nicht das Leben gerettet?«

»Ich schätze schon«, meinte Blaine mißmutig.

»Wir hätten das nicht zu tun brauchen, wissen Sie. Es hat eine Menge Zeit, Geld und Mühe gekostet, Ihr Leben zu retten. Aber wir

haben es getan. Alles, was wir als Gegenleistung wollen, ist der Werbeeffekt.«

»Den Werbeeffekt?«

»Natürlich, Sie sind schließlich von einem Rex-Antriebssystem gerettet worden.«

Blaine nickte und verstand nun, warum seine Wiedergeburt in der Zukunft von allen in seiner Umgebung so ungerührt hingenommen wurde. Die hatten viel Zeit, Geld und Mühe darauf verwandt, es zu bewerkstelligen, hatten es zweifellos aus jeder möglichen Perspektive durchdiskutiert und waren nun gewissenhaft dabei, es auszuschlachten.

»Ich verstehe«, sagte Blaine. »Sie haben mich nur gerettet, um einen Werbegag zu haben, nicht wahr?«

Ed sah unglücklich drein. »Warum soll man es so formulieren? Ihr Leben mußte gerettet werden. Unsere Verkaufskampagne mußte einen neuen Impuls bekommen. Wir haben uns beider Bedürfnisse angenommen, zu Ihrem Wohle und zum Vorteil der Rex Corporation. Vielleicht waren unsere Motive nicht völlig uneigennützig, aber würden Sie es vorziehen, lieber tot zu sein?«

Blaine schüttelte den Kopf.

»Natürlich nicht«, stimmte Ed ihm zu. »Ihr Leben ist Ihnen wertvoll. Besser heute lebendig als gestern tot, eh? Schön. Warum erweisen Sie uns dann nicht ein bißchen Dankbarkeit? Warum unterstützen Sie uns nicht ein bißchen?«

»Ich würde es ja gerne tun«, versicherte Blaine. »Aber Sie gehen mir ein wenig zu schnell vor, da komme ich nicht mit.«

»Ich weiß«, sagte Ed, »und ich habe volles Verständnis für Sie. Aber Sie wissen doch, wie das in der Werbebranche ist, Mr. Blaine. Wir müssen Ihre Rettung jetzt sofort ausschlachten, das Eisen schmieden, solange es noch heiß ist. Sonst nützt es uns nichts mehr.«

»Ich weiß es schon zu schätzen, daß Sie mir das Leben gerettet haben«, sagte Blaine, »auch wenn es nicht völlig uneigennützig war. Ich werde Ihnen gern behilflich sein.«

»Danke, Mr. Blaine«, sagte Ed. »Und bitte: Stellen Sie erst einmal keine Fragen mehr! Sie werden schon im Laufe der Zeit alles verstehen. Miss Thorne, Sie haben freie Fahrt.«

»Danke, Ed«, sagte Marie Thorne. »Also, alles mal herhören! Wir haben vorläufig die Genehmigung von Mr. Reilly, fortzufahren, also werden wir weitermachen wie geplant. Billy, Sie erstellen eine Presseerklärung für die Morgenzeitungen. So eine Art Story à la ›Der Mann aus der Vergangenheit‹ oder so.«

»Ist schon mal gemacht worden.«

»Na und? Ist doch immer wieder neu, oder etwa nicht?«

»Ich schätze, einmal mehr wird auch nicht schaden. Also gut. Ein

Mann aus 1988 wurde ergriffen -«

»Entschuldigen Sie«, sagte Blaine, »1958«.

»Also aus dem Jahre 1958, würde aus seinem Autowrack geholt, sobald er gestorben war, und in einen Wirtskörper verpflanzt. Kurzer Abschnitt über den Wirtskörper. Dann erwähnen wir, daß die Rex-Antriebssysteme diese Rettung über einen Zeitraum von einhundertundzweiundfünfzig Jahren hinweg vollbracht haben. Wir erzählen ihnen, wie viele Ergs an Energie wir dabei verbraucht haben oder was immer es auch sonst sein mag, was wir dabei verbrauchen. Ich werde mich wegen der Fachausdrücke an einen Ingenieur wenden. O.K.?«

»Weisen Sie darauf hin, daß kein anderes Antriebssystem das hätte fertigbringen können«, sagte Joe. »Weisen Sie auf das neue Kalibrierungssystem hin, durch das dies ermöglicht wurde.«

»Das werden sie aber nicht alles drucken.«

»Vielleicht doch«, sagte Marie Thorne. »So, Mrs. Vaness. Wir brauchen einen Artikel über Blaines Empfindungen, als ihn die Rex-Antriebssysteme dem Tod entrissen haben. Machen Sie's schön rührend. Schildern Sie seine ersten Gefühle in der erstaunlichen Welt der Zukunft. Ungefähr fünftausend Worte lang. Wir werden schon dafür sorgen, daß er gedruckt wird.«

Die grauhaarige Mrs. Vaness nickte. »Kann ich ihn jetzt interviewen?«

»Keine Zeit mehr«, sagte Miss Thorne. »Schreiben Sie es selbst zusammen. Erstaunt, verängstigt, aufgeregt, überrascht über all die Veränderungen, die seit seiner Zeit stattgefunden haben. Der wissenschaftliche Fortschritt. Möchte auf den Mars reisen. Mag die neue Mode nicht. Glaubt, daß die Leute in seiner Zeit glücklicher waren ohne die ganze Technik und mit weniger Hektik. Blaine ist schon einverstanden. Nicht wahr, Blaine?«

Blaine nickte stumm.

»Schön. Gestern abend haben wir seine Spontanreaktionen aufgenommen. Mike, Sie und die Jungs machen daraus eine Fünfzehn-Minuten-Spule, die in den Sensoriumsläden verkauft werden soll. Machen Sie daraus ein echtes Sammlerstück für den Snob Appeal. Aber fangen Sie mit einer kurzen, würdevollen technischen Erklärung an, wie Rex die Rettung durchgeführt hat.«

»Alles klar«, sagte Mike.

»Schön. Mr. Brice, Sie leiern ein paar Solido-Shows an, in denen Blaine auftreten kann. Er wird seine Reaktionen auf unsere Zeit wiedergeben, wie er sich fühlt, wie sie im Vergleich zu seiner Zeit wirkt. Sorgen Sie dafür, daß Rex erwähnt wird.«

»Aber ich weiß doch überhaupt nichts über diese Zeit!« warf Blaine ein.

»Das werden wir schon ändern«, versicherte Marie Thorne schnell. »Gut, ich glaube, das reicht für den Anfang. Abflug! Ich werde Mr. Reilly zeigen, was wir bisher alles geplant haben.«

Während die anderen das Zimmer verließen, wandte sie sich an Blaine.

»Vielleicht wirkt das auf Sie wie eine schäbige Behandlung. Aber Geschäft bleibt Geschäft, egal, in welchem Zeitalter man lebt. Morgen werden Sie ein berühmter Mann sein, und wahrscheinlich auch ein reicher. Ich glaube, daß Sie unter diesen Umständen keinen Grund haben, sich zu beklagen.«

Sie ging fort. Blaine sah ihr nach. Schlank und selbstbewußt. Er fragte sich, was in dieser Zeit wohl die Strafe dafür sein mochte, wenn man eine Frau schlug.

IV

Die Krankenschwester brachte ihm sein Mittagessen auf einem Tablett. Der bärtige Arzt trat ein, untersuchte ihn und erklärte, daß er völlig gesund sei. Er sagte, daß er nicht das kleinste Anzeichen einer Wiedergeburtsdepression finden könne, und daß das Todestrauma ganz offensichtlich überbewertet würde. Es gäbe keinen Grund, weshalb Blaine nicht aufstehen und umherwandeln könne.

Die Krankenschwester kehrte mit Kleidung zurück, einem blauen Hemd, braunen Hosen und weichen, runden Schuhen. Dieser Aufzug sei, so versicherte sie ihm, durchaus unauffällig.

Blaine aß mit gutem Appetit. Bevor er sich jedoch anzog, untersuchte er seinen Körper in dem großen, mannshohen Spiegel im Badezimmer. Es war das erste Mal, daß er die Möglichkeit hatte, sich sorgfältig und genau zu betrachten.

Sein früherer Körper war groß und hager gewesen, mit glattem schwarzen Haar und einem gutgelaunten, jungenhaften Gesicht. In den zweiunddreißig Jahren hatte er sich an diesen schnellen, geschickten, leichtgängigen Körper gewöhnt. Er hatte würdevoll seine Konditionsschwächen hingenommen, seine seltenen Erkrankungen, und hatte sie zu Tugenden hochstilisiert, zu einmaligen Eigenschaften seiner Persönlichkeit, die in ihm wohnten. Denn weitaus mehr als die Fähigkeiten waren es die Beschränktheiten gewesen, die das Wesen seines alten Körpers auszumachen schienen.

Er hatte seinen Körper gemocht. Sein neuer Körper war ein Schock.

Er war unterdurchschnittlich klein, stark muskulös, hatte einen faßgroßen Brustkasten und breite Schultern. Er fühlte sich oberlastig an, denn die Beine schienen für den herkulischen Torso ein wenig zu kurz geraten zu sein. Seine Hände waren groß und schwielig. Blaine machte eine Faust und blickte sie respektvoll an. Wahrscheinlich konnte er mit einem Hieb einen Ochsen niederstrecken, sofern sich ein Ochse auftreiben ließ.

Sein Gesicht war eckig und grobschlächtig, seine Backenknochen standen hervor, seine Kiefer waren kantig, und er hatte eine römische Nase. Sein Haar war blond und gelockt. Seine Augen waren stahlblau. Es war ein gut aussehendes, etwas brutal wirkendes Gesicht.

»Es gefällt mir nicht«, versicherte Blaine von Herzen. »Und ich hasse blonde Locken!«

Sein neuer Körper besaß beachtenswerte Kraft, aber er hatte körperliche Kraft nie gemocht. Der Körper wirkte unbeholfen, ungrazil, schwer zu handhaben. Es war die Sorte Körper, die immer gegen Stühle stieß und auf anderer Leute Zehen trampelte, die Hände

immer zu fest drückte, zu laut redete und enorm schwitzte. Kleidung würde diesen Körper immer einengen und schlecht an ihm sitzen. Ein Körper, der andauernd Bewegung brauchen würde. Vielleicht würde er sogar Diät leben müssen; seine neue Physis machte den Eindruck, als würde sie leicht verfetten.

»Körperkraft ist ja ganz in Ordnung«, meinte Blaine zu sich selbst, »sofern man dafür Verwendung hat. Sonst ist sie nur lästig und lenkt einen ab, wie Flügel an einem Dodo.«

Der Körper war schon übel, aber das Gesicht war noch schlimmer. Blaine hatte noch nie kräftige, harte, grobschlächtige Gesichter gemocht. Für Erdarbeiter, Unteroffiziere, Dschungelforscher und so weiter mochten sie ja nützlich sein. Aber nicht für einen Mann, der kultivierte Gesellschaft schätzte. Solch ein Gesicht war ganz offensichtlich unfähig zu subtilerem Ausdruck. Alle Feinheiten, das ganze Zusammenspiel von Linien und Flächen wären vergebliche Liebesmüh. Mit diesem Gesicht konnte man grinsen oder wütend dreinblicken, feinere Gefühle konnte man damit nicht ausdrücken.

Er versuchte, den Spiegel jungenhaft anzulächeln. Das Ergebnis war ein Satyrgrinsen.

»Reingelegt hat man mich!« sagte Blaine voller Bitterkeit.

Es war eindeutig, daß die Qualitäten seines Geistes und die seines Körpers im Widerspruch zueinander standen. Eine Zusammenarbeit zwischen den beiden schien unmöglich. Natürlich könnte seine Persönlichkeit seinen Körper umformen; aber auf der anderen Seite konnte sein Körper auch gewisse Forderungen an seine Persönlichkeit stellen.

»Wir werden ja sehen«, sagte Blaine zu seinem mächtigen Körper, »wir werden ja sehen, wer der Boß ist!«

An seiner linken Schulter befand sich eine lange, gezackte Narbe. Er fragte sich, woher der Körper wohl eine solch ernste Wunde bekommen haben mochte. Dann überlegte er, wer denn eigentlich der wirkliche Besitzer des Körpers gewesen sein könnte. Konnte es sein, daß er immer noch im Gehirn lauerte und darauf wartete, irgendwann einmal die Kontrolle an sich reißen zu können?

Es war sinnlos zu spekulieren. Vielleicht würde er später einmal herausbekommen. Er blickte sich ein letztes Mal im Spiegel an. Was er sah, mochte er gar nicht. Er befürchtete, daß dies so bleiben könne. »Ja ja«, sagte er schließlich, »man frißt eben, was auf den Tisch kommt. Tote können nicht wählerisch sein.«

Das war alles, was er zur Zeit sagen konnte. Blaine wandte sich von dem Spiegel ab und begann, sich anzuziehen.

*

Spät am Nachmittag kam Marie Thorne ins Zimmer. Ohne Voransprache sagte sie nur: »Alles abgeblasen.«

»Abgeblasen?«

»Vorbei, fertig, erledigt!« Sie blickte ihn wütend an und begann, im weißen Zimmer auf und ab zu schreiten. »Die ganze Werbekampagne ist abgeblasen worden.«

Blaine starrte sie an. Die Nachricht war schon interessant, aber noch interessanter war, daß es tatsächlich Anzeichen von Gefühlsregung in Miss Thornes Gesicht gab. Sie war so verdammt selbstbeherrscht gewesen, so vollkommen und grotesk geschäftlich in ihrem Auftreten. Nun war ihr Gesicht gerötet, und ihre schmalen Lippen verzogen sich voller Bitterkeit.

»Volle zwei Jahre lang habe ich an dieser Idee gearbeitet«, schimpfte sie. »Die Firma hat, ich weiß nicht wie viele, Millionen ausgegeben, um Sie hierher zu bringen. Alles ist bereit, alles kann losgehen und dieser verdammte alte Mann sagt: ›Blasen wir die ganze Sache ab!‹«

Sie ist schön, dachte Blaine, aber ihre Schönheit macht ihr keine Freude. Es ist ein geschäftliches Zubehör, wie Haarfrisuren oder Trinkfestigkeit, es wird je nach Bedarf gebraucht und auch mißbraucht. Er stellte sich vor, daß viel zu viele Hände nach Marie Thorne ausgestreckt worden waren. Sie hatte nie eine davon angenommen. Und als die gierigen Hände weiterhin nach ihr gegriffen hatten, da hatte sie Verachtung gelernt, dann Kälte und schließlich Selbsthaß.

Ist ja ein bißchen weit her geholt, dachte Blaine, aber ich bleibe mal dabei, bis sich eine bessere Diagnose ergibt.

»Dieser verdammte, dämliche alte Mann!« flüsterte Marie Thorne gerade.

»Was für ein alter Mann?«

»Reilly, unser glorreicher Präsident.«

»Er hat sich gegen die Werbeaktion entschlossen?«

»Er will, daß die ganze Sache völlig kaschiert wird. Herrje, das ist einfach zu viel! Zwei Jahre lang!«

»Aber warum denn?« fragte Blaine.

Marie Thorne schüttelte erschöpft den Kopf. »Aus zwei Gründen, die beide genauso dämlich sind. Erstens wegen rechtlicher Probleme. Ich habe ihm gesagt, daß Sie die Verzichtserklärung unterschrieben haben und daß die Rechtsanwälte die ganze Sache unter Kontrolle haben, aber er hat Muffen. Er steht kurz vor der Reinkarnation, und er will keinen eventuellen Ärger mit den Behörden. Können Sie sich sowas vorstellen? Ein alter Mann, der sich vor Angst in die Hose macht, soll Rex leiten? Zweitens hat er mit seinem blöden verkalkten alten Großvater geredet, und dem gefällt die Sache nicht. Und das hat

den Ausschlag gegeben. Nach zwei Jahren Arbeit!«

»Einen Augenblick mal«, sagte Blaine. »Haben Sie gesagt *vor seiner Reinkarnation?«*

»Ja. Reilly will es versuchen. Ich persönlich bin der Ansicht, daß er besser damit beraten wäre, zu sterben und die ganze Sache hinter sich zu bringen.«

Es war eine bittere Erklärung, aber Marie Thorne klang nicht bitter, während sie sprach. Sie hörte sich so an, als würde sie eine ganz normale Tatsache von sich geben.

Blaine fragte: »Sie meinen, daß er besser sterben sollte, als zu versuchen zu reinkarnieren?«

»Ich an seiner Stelle würde das vorziehen. Aber ich hatte ja ganz vergessen, daß Sie noch nicht aufgeklärt worden sind. Ich wünschte nur, daß er sich früher dazu entschlossen hätte. Daß dieser senile alte Großvater sich jetzt auch noch einmischen muß -«

»Warum hat Reilly denn seinen Großvater nicht früher gefragt?« fragte Blaine.

»Hat er ja. Aber sein Großvater wollte nicht früher reden.«

»Ich verstehe. Wie alt ist er denn?«

»Reillys Großvater? Als er gestorben ist, war er einundachtzig.«

»Was?«

»Ja, er ist vor ungefähr sechzig Jahren gestorben. Reillys Vater ist auch tot, aber der will überhaupt nicht reden. Das ist eigentlich ein Jammer, denn der hatte wenigstens Sinn fürs Geschäftliche. Warum starren Sie mich denn so an, Blaine? Ach herrje, ich habe ja vergessen, daß Sie gar nicht wissen können, worum es geht. Eigentlich ist alles ganz einfach.«

Einen Augenblick lang stand sie brütend da. Dann nickte sie entschlossen, drehte sich auf dem Absatz um und schritt zur Tür.

»Wo gehen Sie hin?« fragte Blaine.

»Zu Reilly, um ihm zu sagen, was ich von ihm halte! Das kann er mir nicht antun! Er hat's mir versprochen.«

Abrupt gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder.

»Was Sie angeht, Blaine, so werden wir Sie hier wohl nicht länger brauchen. Sie haben Ihr Leben und einen adäquaten Körper, in dem Sie es leben können. Ich vermute, daß Sie jetzt wohl jederzeit gehen können, wenn Sie möchten.«

»Danke«, sagte Blaine, während sie aus dem Zimmer schritt.

*

In seine braunen Hosen und sein blaues Hemd gekleidet verließ Blaine die Station und schritt einen langen Korridor entlang, bis er an eine Tür kam. Neben der Tür stand ein uniformierter Wächter.

»Entschuldigen Sie«, sagte Blaine, »führt diese Tür hier nach draußen?«

»Häh?«

»Führt diese Tür aus dem Rex-Gebäude hinaus?«

»Ja, natürlich. Nach draußen und auf die Straße.«

»Danke.« Blaine zögerte. Er wünschte sich die Einweisung, die ihm versprochen worden war, die er jedoch nie erhalten hatte. Er wollte den Wächter fragen, wie New York jetzt war, was man für Sitten hatte und was für Bestimmungen, was er sich ansehen und um was er einen Bogen machen sollte. Aber der Wächter hatte offenbar noch nicht von dem ›Mann aus der Vergangenheit‹ gehört. Er blickte Blaine mit Stielaugen an.

Blaine mochte den Gedanken daran, so ohne Geld und Wissen und Freunde hinaus ins New York des Jahres 2110 zu treten, überhaupt nicht, ohne einen Job und eine Bleibe und in einen unbequemen neuen Körper gezwängt. Aber da ließ sich wohl nichts machen. Schließlich hatte der Stolz auch seinen Wert. Er würde sich lieber auf eigene Faust auf seinen Weg machen, als die porzellanharte Miss Thorne um Hilfe zu bitten oder sonst jemanden von Rex.

»Brauche ich einen Paß, um nach draußen zu können?« fragte er hoffnungsfroh.

»Nö. Nur um wieder reinzukommen.« Der Wächter blickte ihn mißtrauisch an. »Sagen Sie mal, was ist denn mit Ihnen los?«

»Nichts«, sagte Blaine. Er öffnete die Tür und konnte es immer noch nicht glauben, daß man ihn so ohne weiteres laufenlassen würde. Aber warum eigentlich nicht? Er befand sich in einer Welt, in der sich Leute mit ihren toten Großvätern unterhielten, wo es Raumschiffe und Jenseitsfahrzeuge gab, wo man einen Menschen aus der Vergangenheit hervorzerrte für einen Werbegag, den man dann einfach fallen ließ, wenn es dem toten Opa nicht paßte.

Die Tür ging zu. Hinter ihm befand sich die große graue Masse des Rex-Gebäudes. Vor ihm lag New York.

V

Auf den ersten Blick sah die Stadt aus wie ein surrealistisches Bagdad. Er sah quadratische Paläste aus weißen und blauen Kacheln, schlanke rote Minarette und unregelmäßige Gebäude mit flammenden chinesischen Dächern und gedrechselten Zwiebeltürmen. Es sah so aus, als habe sich eine Mode orientalischer Architektur über die ganze Stadt ausgebreitet. Blaine konnte kaum glauben, daß er in New York sein sollte. In Bombay vielleicht, in Moskau oder sogar Los Angeles, aber nicht in New York. Erleichtert nahm er Wolkenkratzer wahr, die sich, einfach und gerade, von den geschwungenen asiatischen Formen abhoben. Sie sahen aus wie die einsamen Wächter des New York, das er einmal gekannt hatte.

Die Straßen waren voller Miniaturfahrzeuge. Blaine erblickte Motorräder und -roller, Wagen, die nicht größer waren als Porsches, Laster von der Größe von Buicks und nichts, was größer gewesen wäre. Er fragte sich, ob dies wohl New Yorks Antwort auf Verkehrsstaus und Luftverschmutzung sein mochte. Wenn dies der Fall sein sollte, dann hatte sie jedenfalls nichts genützt.

Der größte Teil des Verkehrs lief oben ab. Es gab Propeller- und Düsenfahrzeuge, Luftlaster und Einmannflitzer, Helikoptertaxis und schwebende Busse, auf denen »Raumhafen, 2. Ebene« oder »Express nach Montauk« stand. Glitzernde Flecken markierten die senkrechten und waagerechten Bahnen, in denen sich der Verkehr bewegte, staute, abbog, hob und senkte. Blitzende rote, grüne, gelbe und blaue Lichter schienen den Verkehrsfluß zu regulieren. Es gab Regeln und Vorschriften, doch für Blaines ungeübtes Auge sah alles nach einem riesigen, hektischen Chaos aus.

Fünfzig Fuß über ihm befand sich eine weitere Einkaufsebene. Wie kamen die Leute dort hinauf? Und wenn man schon dabei war, wie konnte überhaupt jemand in dieser lärmenden, grellen, überfüllten Maschine leben, ohne verrückt zu werden? Die Menschendichte war überwältigend. Er hatte das Gefühl, in einem Fleischmeer zu ertrinken. Wie viele Einwohner lebten wohl in dieser Superstadt? Fünfzehn Millionen? Zwanzig Millionen? Sie ließ das New York von 1958 wie ein ländliches Dorf erscheinen. Er mußte stehenbleiben und seine Eindrücke sammeln. Aber die Gehsteige waren überfüllt, und wenn er langsamer wurde, schubsten ihn die Leute und fluchten. Weit und breit waren keine Parks und Bänke zu sehen.

Er bemerkte eine Gruppe von Leuten, die in einer Schlange standen und stellte sich hinten an. Langsam bewegte die Menschenschlange sich voran. Blaine schlurfte mit. Sein Kopf dröhnte,

und er versuchte mühsam, normal zu atmen.

Einige Augenblicke später hatte er sich wieder in der Gewalt und empfand etwas mehr Respekt für seinen starken, phlegmatischen Körper. Vielleicht brauchte ein Mann aus der Vergangenheit genau solch einen Fleischumschlag, wenn er der Zukunft mit Gelassenheit begegnen wollte. Ein träges Nervensystem hatte auch seine Vorteile.

Still bewegte sich die Schlange vorwärts. Blaine stellte fest, daß die Männer und Frauen, die hier standen, ärmlich gekleidet, ungekämmt und ungewaschen waren. Sie alle sahen stumpf und verzweifelt aus.

Befand er sich an einer Essensausgabe?

Er klopfte dem Mann vor ihm auf die Schulter. »Entschuldigung«, sagte er, »wohin führt diese Schlange?«

Der Mann drehte seinen Kopf herum und starrte Blaine mit rotunterlaufenen Augen an. »Zu den Selbstmordkabinen«, sagte er und ruckte mit seinem Kinn in die Richtung des Anfangs der Schlange.

Blaine bedankte sich und trat schnellstens wieder aus der Schlange. Was für ein verdammt mieses Omen, um seinen ersten echten Tag in der Zukunft zu beginnen! Selbstmordkabinen! Na ja, jedenfalls würde er niemals freiwillig in eine gehen, da war er sich völlig sicher. So schlimm konnte es ja doch eigentlich wohl nicht werden.

Aber was war das für eine Welt, in der es Selbstmordkabinen gab? Und zwar kostenlose, wenn man sich die Kundschaft so ansah … Er würde vorsichtig damit sein müssen, was er an kostenlosen Geschenken in dieser Welt annahm.

*

Blaine schritt weiter und starrte alles an. Langsam gewöhnte er sich an die grelle, hektische, lärmende, überfüllte Stadt. Er kam an ein riesiges Gebäude, das wie eine gotische Burg gebaut war und von dessen Zinnen Wimpel flatterten. Auf seinem höchsten Turm befand sich ein helles grünes Licht, das vor der untergehenden, blasser werdenden Nachmittagssonne gut zu erkennen war.

Es sah wie ein bedeutendes Landschaftsmerkmal aus. Blaine starrte es an, dann sah er einen Mann, der gegen das Gebäude lehnte und sich eine dünne Zigarre anzündete. Er schien der einzige Mensch in New York zu sein, der nicht voller Eile dahinfetzte. Blaine ging auf ihn zu.

»Entschuldigen Sie mich, Sir«, sagte er, »was ist das für ein Gebäude hier?«

»Das hier«, sagte der Mann, »ist die Zentrale der Unsterblichkeitsgesellschaft.« Es war ein großer, sehr dünner Mann

mit einem langen, traurigen, vom Wetter gegerbten Gesicht. Seine Augen waren etwas geschlitzt und blickten einen geradeheraus an. Seine Kleidung hing unelegant an ihm herunter als wäre er es eher gewohnt, Jeans zu tragen als maßgeschneiderte Hosen. Blaine dachte, daß er wie ein Mann aus den Weststaaten aussah.

»Beeindruckend«, sagte Blaine und blickte an der gotischen Burg hoch.

»Protzig«, meinte der Mann. »Sie sind wohl nicht aus der Stadt, wie?«

Blaine schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Aber ehrlich gesagt, Fremder, ich hätte gedacht, daß jeder auf der Erde und auf allen Planeten das Jenseits-Gebäude, wie es auch heißt, kennen würde. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie frage, woher Sie kommen?«

»Aber nein«, sagte Blaine. Er fragte sich, ob er sich als Mann aus der Vergangenheit vorstellen sollte. Nein, das war wohl kaum etwas, was man einem völlig fremden Menschen sagen konnte. Der Mann konnte ein Bulle sein. Es wäre wohl besser, wenn er von anderswo käme.

»Sehen Sie«, sagte Blaine, »ich bin nämlich aus – Brasilien.«

»Ach ja?«

»Ja, aus dem Oberen Amazonasgebiet. Meine Eltern sind dort hingegangen, als ich noch ein Kind war. Gummiplantage. Paps ist gerade gestorben, da dachte ich mir, daß ich mir vielleicht mal New York anschauen könnte.«

»Hab gehört, daß es da unten noch ziemlich wild sein soll«, erwiderte der Mann.

Blaine nickte. Er war erleichtert, daß man seine Geschichte nicht anzweifelte. Aber vielleicht war es gar keine so ungewöhnliche Geschichte in dieser Zeit. Auf jeden Fall hatte er jetzt ein Zuhause.

»Ich komme aus Mexican Hat, Arizona«, sagte der Mann. »Orc heiße ich, Carl Orc. Blaine? Nett, Sie kennenzulernen, Blaine. Wissen Sie, ich bin hierher gekommen, um mir mal dieses New York anzusehen und um mal nachzuprüfen, weshalb die immer damit so angeben. Es ist ja schon ganz interessant, aber wenn Sie mich fragen, sind die Leute hier für meinen Geschmack ein bißchen zu hektisch und laut, wenn Sie verstehen, was ich meine. Ich will ja gar nicht behaupten, daß wir zu Hause immer stocksteif und stumm rumsitzen würden, tun wir gar nicht. Aber diese Leute hier zappeln rum wie die Affen auf dem Schleifstein.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, bestätigte Blaine.

Eine Weile lang sprachen sie über das zappelige, frenetische, zwangsneurotische Wesen der New Yorker und verglichen es mit dem gesunden, ländlichen Leben in Mexican Hat und am Oberen

Amazonas. Diese Leute hier, darüber waren sie sich sofort einig, wußten nicht, was Leben heißt.

»Blaine«, sagte Orc, »ich bin froh, daß ich Sie getroffen habe. Wie wär's mit einem Drink?«

»Prima«, meinte Blaine. Ein Mann wie Carl Orc konnte ihm vielleicht dabei behilflich sein, sich von seinen dringendsten Schwierigkeiten zu befreien. Vielleicht konnte er einen Job in Mexican Hat bekommen. Er konnte sich auf Brasilien und auf Gedächtnisschwund berufen, um sein Unwissen über das heutige Leben zu erklären.

Dann fiel ihm ein, daß er kein Geld besaß.

Er fing an, eine Erklärung hervorzustammeln, wie er versehentlich seine Brieftasche im Hotel vergessen hätte. Doch Orc schnitt ihm sofort das Wort ab.

»Hören Sie, Blaine«, sagte er und fixierte ihn mit seinen enggeschlitzten blauen Augen, »ich will Ihnen was sagen. Die meisten Leute würden Ihnen eine solche Story nicht unbedingt abkaufen. Aber ich meine, daß ich ein ganz passabler Menschenkenner bin. Hab mich nicht oft geirrt, muß ich sagen. Ich bin nicht gerade das, was man einen armen Mann nennen würde, also wie wär's, wenn wir den Abend auf meine Rechnung gehen lassen?«

»Wirklich«, sagte Blaine, »das kann ich doch nicht -«

»Kein Wort mehr davon!« sagte Orc entschieden. »Wenn Sie darauf bestehen, dann kann der morgige Abend von mir aus auf Sie gehen. Aber machen wir uns jetzt endlich auf den Weg, die Nachtbewegungen der Innereien dieses nervösen alten Städtchens zu studieren!«

Blaine kam zu dem Schluß, daß diese Methode, etwas über die Zukunft herauszufinden, auch nicht besser oder schlechter war als jede andere. Schließlich war nichts entlarvender als die Art und Weise, wie Leute ihre Freizeit verbrachten. Durch Spiele und Trunkenheit offenbarte der Mensch seine Grundeinstellung zu seiner Umwelt und zeigte, wie er zu den Problemen des Lebens, des Todes, des Schicksals und des freien Willens stand. Was wäre ein besseres Symbol Roms gewesen als der Circus? Wie hätte man den amerikanischen Westen besser charakterisieren können als durch das Rodeo? Spanien hatte seinen Stierkampf und Norwegen seinen Ski-Weitsprung. Welcher Sport, welcher Freizeitspaß würde auf ähnliche Weise das New York des Jahres 2110 offenbaren? Er würde es schon feststellen. Und es war sicherlich besser, dies alles direkt kennenzulernen, als darüber in irgendeiner verstaubten Bibliothek zu lesen. Und mehr Spaß würde es mit Sicherheit auch machen, viel mehr Spaß.

»Wie wär's, wenn wir uns mal das Marsianerviertel anschauen

würden?« fragte Orc.

»Nur zu«, sagte Blaine, der erfreut darüber war, daß er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden konnte.

*

Orc führte sie durch ein Gewirr von Straßen und Ebenen, durch Untergrundalleen und Hochrampen, zu Fuß, per Rolltreppe, Untergrundbahn und Helitaxi. Das verschlungene, komplizierte Straßensystem mit seinen vielen Ebenen beeindruckte den hageren Mann aus dem Westen überhaupt nicht. Phoenix, so sagte er, war ähnlich gebaut, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstab.

Sie gingen in ein kleines Restaurant, das sich »Zum Roten Mars« nannte und echte südmarsianische Küche anpries. Blaine mußte gestehen, noch nie marsianisch gegessen zu haben. Orc hatte es in Phoenix schon mehrfach probiert.

»Es ist recht gut«, sagte er zu Blaine, »aber es hält nicht lange vor. Wir werden später noch ein Steak essen gehen.«

Die Speisekarte war ausschließlich auf Marsianisch geschrieben, ohne englische Übersetzung. Blaine bestellte tollkühn einfach das Menu Nummer Eins, wie Orc auch. Als es serviert wurde, stellte es sich als ein merkwürdiges Gemisch aus kleingeschnittenem Gemüse und Fleischstückchen heraus. Blaine probierte es und ließ vor Überraschung beinahe seine Gabel fallen.

»Das ist ja genau wie chinesische Küche!«

»Ja, natürlich«, sagte Orc. »Die Chinesen waren ja als erste auf dem Mars, das war ’97, glaube ich. Und alles, was man dort oben ißt, ist natürlich marsianisch, nicht wahr?«

»Na ja, das stimmt wohl«, meinte Blaine.

»Außerdem wird das Zeug mit echtem Marsgemüse und mutierten Kräutern und Gewürzen zubereitet. Jedenfalls behaupten sie das.«

Blaine konnte sich nicht entscheiden, ob er enttäuscht oder erleichtert sein sollte. Er aß das C’kyo-Ourher, das genau wie Krabben Chow Mein schmeckte, und das Trrdxat, eine Frühlingsrolle, mit gutem Appetit.

»Warum hat das Zeug so abartige Namen?« fragte Blaine, als er zum Nachtisch Hggshrt bestellte.

»Mann, Sie sind wirklich aus der Walachei!« sagte Orc lachend. »Diese Marschinesen haben ganze Sache gemacht. Sie haben die Felsinschriften auf dem Mars und das ganze Zeug entziffert und haben angefangen, Marsianisch zu reden, wahrscheinlich mit starkem kantonesischen Akzent, aber es war ja auch keiner mehr da, der sich über ihre schlechte Aussprache hätte beklagen können. Sie reden wie Marsianer, kleiden sich wie Marsianer und denken wie Marsianer.

Wenn man heute einen von ihnen einen Chinesen nennt, dann bekommt man eine geschoben. Er ist jetzt *Marsianer,* Mann!«

Das Hggshrt wurde serviert und stellte sich als Mandelplätzchen heraus.

Orc zahlte die Rechnung. Als sie das Lokal verließen, fragte Blaine: »Gibt es denn auch viele marsianische Wäschereien?«

»Klar, es wimmelt überall nur so davon.«

»Das hab ich mir gedacht«, sagte Blaine und dachte schweigend voller Bewunderung an die Marschinesen und an ihren ausgesprochenen Sinn für traditionelle Einrichtungen.

*

Sie nahmen ein Taxi zum Greens Club, ein Etablissement, von dem Orcs Freunde in Phoenix ihm gesagt hatten, daß er es nicht auslassen sollte. Dieser kleine, teure, intime Club war weltberühmt und ein absolutes Muß für jeden Besucher New Yorks. Denn der Greens Club hatte als einziger eine reine Gemüse-Floorshow.

Man wies ihnen Plätze auf einem kleinen Balkon unweit der mit Glas eingerahmten Mitte des Klubs zu. Drei Tischebenen umringten den Mittelpunkt, der von gleißenden Scheinwerfern angestrahlt wurde. Hinter dem Glaszaun befand sich etwas, das aussah wie ein paar Quadratyards Dschungel, der in einer Nährlösung wuchs. Eine künstliche Brise hielt die Pflanzen in Bewegung, die eng zusammengedrängt standen und von sehr unterschiedlicher Größe, Gestalt und Tönung waren.

Blaine hatte noch nie Pflanzen gesehen, die sich derart verhielten. Sie wuchsen mit phantastischer Geschwindigkeit, aus winzigen Samen und Wurzelsprossen wurden große Sträucher und rauhrindige Bäume, klobige Farne, monströse Blumen, triefende grüne Pilzgewächse und gefleckte Lianen. Sie wuchsen schnell, vollendeten ihren Lebenszyklus und verfaulten, wobei sie wieder Samen abgaben, um damit wieder aufs neue anzufangen. Doch keine der Spezies schien dazu in der Lage zu sein, sich fortzupflanzen. Aus den Samen entsprangen Spielarten und Mutationen sowie geschwollene Früchte, verwandelten sich und paßten sich der wilden Umwelt an, kämpften um Lebensraum am Boden und in der Luft und rankten sich zu den künstlichen Sonnen empor, die über ihnen leuchteten. Erfolglose Gewächse verwandelten sich sofort in Parasiten, umklammerten erstickte Bäume und verwandelten sich bei ihrer Umklammerung aufs neue. Manchmal schien es einer ehrgeizigen Pflanze zu gelingen, alles um sich herum zu überwuchern und ihre Gegner zu erwürgen, alles zu besiegen; doch an ihren Stengeln sprossen bereits neue Arten, zogen sie hinab und kämpften um ihren Kadaver. Ab und zu befiel eine Seuche, die selbst

pflanzlichen Ursprungs war, den Dschungel und brachte alles in einem Crescendo des Faulens zum Einstürzen. Doch dann faßte eine tapfere Mutation Wurzeln in der Fäulnis, dann eine weitere, und schon ging der Kampf wieder los. Die Pflanzen wandelten sich, wurden größer oder kleiner und übertrumpften sich selbst in ihrem Kampf ums Überleben. Aber keine Entschlossenheit, keine Gerissenheit, keine Selbstübertrumpfung nützte etwas. Nicht eine Spezies brachte es fertig, zu überleben, und schließlich führte jede Anstrengung in den Tod.

Blaine fand die Show beunruhigend. War dieses fatalistische Spektakel etwa charakteristisch für die Welt des Jahres 2110? Er blickte Orc an.

»Wirklich großartig«, sagte Orc, »was diese New Yorker Laboratorien mit schnell wachsenden Mutanten alles anfangen können! Aber es ist natürlich eine Mißgeburtenshow. Man beschleunigt das Wachstum, erzwingt eine Anti-Überlebenssituation, setzt ein bißchen Strahlung ein und versucht, die beste Pflanze gewinnen zu lassen. Ich hab mal gehört, daß diese Pflanzen ihr Wachstumspotential nach zwanzig Stunden erschöpft haben und ersetzt werden müssen.«

»Da endet das also«, sagte Blaine und betrachtete den gequälten, aber immer optimistischen Dschungel. »Im Ersetztwerden.«

»Klar«, sagte Orc, der allen philosophischen Komplikationen einfach auswich. »Sie können es sich ja auch leisten bei den Preisen. Aber das ist Mißgeburtenzeugs. Ich will Ihnen von den Sandpflanzen erzählen, die wir in Arizona züchten.«

Blaine nippte an seinem Whisky und sah zu, wie der Dschungel wuchs, starb und sich wieder erneuerte. Orc sagte: »Mitten in der kochendheißen Wüste. Tatsache. Wir haben es schließlich geschafft, Obst und Gemüse an echte Wüstenbedingungen anzupassen ohne ihren Wasserbedarf zu erhöhen, und zwar zu einem Preis, bei dem wir mit den fruchtbaren Gegenden durchaus konkurrieren können. Ich sag's Ihnen, Mann, noch fünfzig Jahre und das gesamte Konzept von *Fruchtbarkeit* hat sich grundlegend gewandelt. Nehmen wir doch mal den Mars als Beispiel -«

Sie verließen den Greens Club und zogen von Bar zu Bar in Richtung Times Square. Orc schien ein paar Schwierigkeiten mit der Sehschärfe zu haben, aber seine Stimme war vollkommen klar, als er über das verlorengegangene marsianische Geheimnis des Anbaus auf Sandböden sprach. Eines Tages, versprach er Blaine, würde es uns gelingen herauszubekommen, wie man Sandpflanzen anbauen konnte, ohne Nährstoffe und Feuchtigkeitsfixierer beimengen zu müssen.

Blaine hatte genug getrunken, um seinen früheren Körper gleich zweimal in ein Koma zu versetzen. Doch sein massiger neuer Körper

schien eine schier unerschöpfliche Aufnahmekapazität für Whisky zu haben. Das war mal eine angenehme Abwechslung, einen Körper zu besitzen, der viel Alkohol vertragen konnte. Nicht, daß eine solche primitive Fähigkeit die Nachteile dieses Körpers hätte wettmachen können, fügte er hastig seiner Überlegung hinzu.

Sie überquerten das grelle Chaos des Times Square und gingen in eine Bar an der 44. Straße. Als man ihnen ihre Drinks brachte, kam ein verschlagen dreinblickender kleiner Mann in einem Regenmantel auf sie zu.

»Hallo, Jungs«, sagte er zögernd.

»Willst du'n, Freundchen?« fragte Orc.

»Wollt ihr Jungs ein bißchen Spaß haben?«

»Könnte man so ausdrücken«, sagte Orc gedehnt. »Und den verschaffen wir uns schon selbst, herzlichen Dank auch.«

Der kleine Mann lächelte nervös. »Was *ich* anbiete, das könnt ihr euch nicht selbst verschaffen.«

»Klartext, Freundchen!« sagte Orc. »Was bieten Sie denn Feines?«

»Ja ja, Jungs, es ist – pst! Blaumänner!«

Zwei blauuniformierte Polizisten kamen in die Bar, blickten sich um und gingen wieder.

»O.K.«, sagte Blaine, »was denn nun?«

»Nennt mich Joe«, sagte der kleine Mann mit einem gewinnenden Lächeln. »Ich bin Anschaffer für ein Transplantationsspielchen, Freunde. Das beste Spiel und der größte Anmacher in der ganzen Stadt!«

»Was zum Teufel ist denn Transplantation?« fragte Blaine.

Orc und Joe blickten ihn beide an. Joe sagte: »Junge, Junge, Freundchen, will ja niemanden beleidigen, aber Sie müssen ja *wirklich* ein Landei sein! Noch nie von Transplantationen gehört? Mann, nicht zu schnallen!«

»Na gut, bin ich eben ein Bauernjunge«, grollte Blaine und bewegte sein grimmiges, eckiges, hartes Gesicht näher an Joes heran. »Was ist Transplantation?«

»Nicht so laut!« flüsterte Joe und zuckte zurück. »Immer mit der Ruhe, Farmer, ich erklär's ja schon! Transplantation ist ein neues Tauschspiel, Kamerad. Haben Sie das Leben satt? Glauben Sie, Sie hätten schon alles ausprobiert, alles abgecheckt? Dann warten Sie mal, bis Sie Transplantation probiert haben! Sehen Sie, Farmer, Leute, die's wissen, sagen, daß normaler Sex ungefähr so reizvoll ist wie schimmlige Kartoffeln. Verstehen Sie mich nicht falsch, für Vögel und Bienen und Tiere ist das ja völlig in Ordnung. Ihre kleinen Tierherzchen bringt das noch in Aufregung, und wer sind wir denn, daß wir behaupten könnten, daß sei falsch? Als Mittel der Arterhaltung ist der kleine alte Sextrick der Natur immer noch logo

und cool. Aber wer sich wirklich antörnen will, anspruchsvoll ist, Mann, der macht Transplantation.

Transplantation ist demokratisch, Freund. Gibt einem die Gelegenheit, mit jemand anderem zu tauschen und zu fühlen, wie die anderen neunundneunzig Prozent fühlen. Man könnte sagen, daß es bildenden Wert hat, und es fängt dort an, wo gewöhnlicher Sex aufhört. Schon mal das Verlangen gehabt, sich wie ein überkandidelter Lateinamerikaner zu fühlen, Freund? Das können Sie, mit Transplantation. Haben Sie sich schon immer mal gefragt, was wohl in einem echten Sadisten so vorgeht? Dann klinken Sie sich mit Transplantation ein! Und es gibt noch mehr, noch viel viel mehr! Zum Beispiel, warum sein ganzes Leben ein Mann bleiben? Sie haben's doch jetzt zu Genüge bewiesen, warum dran kleben? Warum nicht auch mal zur Abwechslung eine Weile lang eine Frau sein? Mit der Transplantation können Sie in den schönsten Augenblicken des Lebens an Bord eines unserer extra ausgesuchten Mädchen sein.«

»Voyeurismus«, sagte Blaine.

»Ich kenne diese großen Worte«, sagte Joe, »und sie treffen nicht zu. Das hier ist kein Spannerspiel. Mit der Transplantation sind Sie wirklich *dabei,* direkt im alten Korpus drin, bewegen diese exotischen Muskeln und spüren dieses irre Kitzeln. Schon mal gedacht, daß es ganz nett wäre, mal ein Tiger zu sein und in der Paarungszeit hinter einer Tigerin herzujagen, Farmer? Freund, wir *haben* einen Tiger und auch eine Tigerin! Schon mal überlegt, was ein Mann wohl für ein Vergnügen bei der Flagellation empfindet, beim Schuhfetischismus, bei der Nekrophilie und so? Transplantation macht's möglich! Unser Körperkatalog liest sich wie ein Lexikon. Bei Transplantation liegen Sie nie falsch, Freunde, und unsere Preise sind geradezu lächerlich niedrig ge -«

»Raus!« sagte Blaine.

»Was ist denn, Freundchen?«

Blaines große Hand schoß hervor und packte Joe vorne am Regenmantel. Er hob den kleinen Anmacher hoch, bis er mit ihm auf Augenhöhe war und sah ihn wütend an.

»Nehmen Sie ihre widerlichen Perversionen, und machen sie die Fliege!« knurrte Blaine. »Typen wie Sie haben solche abartigen Schweinereien schon seit der Zeit von Babylon verkauft, und Leute wie ich haben nicht angebissen. Und jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, bevor ich Ihnen in einem kleinen Anfall von sadistischem Spaß das Genick breche!«

Er ließ ihn los. Joe strich seinen Regenmantel glatt und lächelte nervös. »Schon gut, Freund, wollte ja niemanden beleidigen. Ich geh ja schon. Schön, heute abend ist Ihnen eben nicht so danach, macht ja nichts. Gibt ja noch viele Nächte. Die Transplantation ist die Masche

der Zukunft, Farmerjunge! Warum dagegen sein?«

Blaine wollte vorstürmen, doch Orc hielt ihn zurück. Der kleine Pusher huschte aus der Tür hinaus.

»Er ist es nicht wert«, sagte Orc. »Die Bullen würden Sie nur einlochen. Ist eine traurige, kranke, schmutzige Welt, Freund. Prost!«

Blaine kippte, immer noch innerlich kochend, den Whisky hinunter. Transplantation! Wenn das eine typische Vergnügung des Jahres 2110 sein sollte, dann wollte er nichts damit zu tun haben. Orc hatte recht, es war eine traurige, kranke, schmutzige Welt. Selbst der Whisky fing schon an, komisch zu schmecken.

Er hielt sich an der Theke fest. Der Whisky schmeckte ja *äußerst* komisch. Was war los mit ihm? Das Zeug schien ihm in den Kopf zu steigen.

Orc hatte den Arm um seine Schulter gelegt. »Na, da hat mein alter Freund wohl einen zuviel gehoben«, sagte er soeben. »Bring ihn wohl mal besser in sein Hotel zurück.«

Doch Orc wußte nicht, wo sein Hotel war. Er hatte nicht einmal ein Hotel, in das er ihn hätte bringen können. Orc, dieser verdammte, schnellredende, gerade blickende Orc mußte etwas in seinen Drink getan haben, während er mit Joe gesprochen hatte.

Um ihn auszunehmen? Aber Orc wußte doch, daß er kein Geld hatte. Warum dann?

Er versuchte, den Arm abzuschütteln. Er ruhte wie ein Eisenträger auf seiner Schulter. »Keine Angst«, sagte Orc. »Ich werde mich schon um dich kümmern, Freund.«

Träge drehte sich die Bar um Blaines Kopf. Plötzlich wurde ihm bewußt, daß er mit der zweifelhaften Methode der direkten Erfahrung eine ganze Menge über 2110 herausfinden würde. Wahrscheinlich sogar erheblich zuviel. Vielleicht wäre eine verstaubte Bibliothek doch besser gewesen.

Die Bar drehte sich immer schneller um ihn. Blaine verlor das Bewußtsein.

VI

In einem dürftig beleuchteten kleinen Raum ohne Möbel, Türen und Fenster kam er wieder zu sich. Die einzige Öffnung war ein abgeschirmtes Ventilationsloch an der Decke. Die Wände und der Fußboden waren dick gepolstert, doch die Polsterung war lange nicht mehr geschrubbt worden. Sie stank ganz erbärmlich.

Blaine setzte sich auf, und zwei rotglühende Nadeln stachen ihm in die Augen. Er legte sich wieder hin.

»Ganz ruhig«, sagte eine Stimme. »Diese Knockouttropfen brauchen eine Weile, bis sie nicht mehr wirken.«

Er war nicht allein in dem gepolsterten Zimmer. In der Ecke saß ein Mann und beobachtete ihn. Der Mann trug lediglich kurze Hosen. Als er an sich selbst hinunterblickte, sah Blaine, daß er genauso gekleidet war.

Vorsichtig setzte er sich auf und lehnte sich gegen eine Wand. Einen Augenblick lang fürchtete er, daß sein Kopf explodieren würde. Dann, als die Nadeln unbarmherzig auf ihn einstachen, fürchtete er, daß er das eben nicht tun würde.

»Was ist das hier?« fragte er.

»Endstation«, sagte der Mann fröhlich. »Eingetütet haben sie dich. Eingetütet und hierher gebracht, wie ein Fabrikerzeugnis. Jetzt brauchen sie dich nur noch in eine Kiste zu packen und einen Aufkleber draufzupappen.«

Blaine verstand nicht, was der Mann sagte. Der Sinn stand ihm nicht sonderlich nach dem Slang des Jahres 2110. Er hielt sich den Kopf und fragte: »Ich habe kein Geld. Warum haben sie mich dann eingetütet?«

»Red keinen Quatsch!« sagt der Mann. »Warum sollten sie dich wohl eintüten, eh? Sie wollen deinen Körper, Mann!«

»Meinen Körper?«

»Klar. Als Wirt.«

Ein Wirtskörper, dachte Blaine, so einer, wie er ihn gerade hatte. Aber klar! Natürlich! Es war ja ganz logisch, wenn man nur mal drüber nachdachte. Dieses Zeitalter brauchte eine riesige Menge Wirtskörper für die unterschiedlichsten Zwecke. Aber wie kommt man wohl an Wirtskörper ran? Die wachsen schließlich nicht auf Bäumen, und ausgraben kann man sie auch nicht. Man holt sie von Leuten. Die meisten Leute haben es gar nicht gern, ihren Körper zu verkaufen; ohne Körper ist das Leben schließlich ziemlich sinnlos. Wie deckt man also dann den Bedarf?

Ganz einfach. Man sucht sich irgendeinen Blödmann, pumpt ihn mit Drogen voll, versteckt ihn, entfernt seinen Geist und nimmt sich

dann den Körper.

Es war ein interessanter Gedankengang, aber Blaine konnte ihn nicht länger verfolgen. Es sah so aus, als habe sich sein Kopf nun doch dazu entschlossen, zu explodieren.

*

Später ließ dann der Kater nach. Blaine setzte sich auf und erblickte ein Sandwich, das neben ihm auf einem Pappteller lag, daneben stand ein Becher mit irgendeiner dunklen Flüssigkeit.

»Man kann es ruhig essen«, sagte der Mann. »Man sorgt ganz gut für uns. Ich hab mal gehört, daß der Schwarzmarktpreis für einen Körper an die viertausend Dollar betragen soll.«

»Schwarzmarkt?«

»Mann, was ist denn los mit dir? Aufwachen! Du weißt doch, daß es einen Schwarzmarkt für Körper gibt, genau wie es auch einen offenen Markt für Körper gibt.«

Blaine nippte an der dunklen Flüssigkeit, die sich als Kaffee herausstellte. Der Mann stellte sich als Ray Melhill vor, ein Flußmechaniker vom Raumschiff *Bremen.* Er war ungefähr so alt wie Blaine, ein gedrungener, rotköpfiger Mann mit Stupsnase und leicht hervorstehenden Zähnen. Selbst in dieser mißlichen Lage war er noch gut aufgelegt und selbstsicher – das unzerstörbare Selbstvertrauen eines Mannes, der immer noch irgendwie gerettet wird. Seine gefleckte Haut war sehr blaß bis auf einen kleinen roten Fleck am Hals, eine alte Strahlungsverbrennung.

»Ich hätte es eigentlich besser wissen sollen«, sagte Melhill. »Aber wir waren schon drei Monate auf der Asteroidenstrecke im Transit, und ich wollte einfach mal wieder auf den Putz hauen. Wenn ich bei den Jungs geblieben wäre, dann wäre nichts passiert, aber wir haben uns aus den Augen verloren. Also landete ich in einer besseren Hundehütte bei einer schmierigen Miranda. Sie hat meinen Drink gezwiebelt, und da bin ich hier aufgewacht.«

Melhill lehnte sich mit hinter dem Kopf verschränkten Armen zurück. »Ausgerechnet mir mußte das passieren! Wo ich den Jungs immer gesagt habe, sie sollten bloß aufpassen! Jungs, habe ich zu ihnen gesagt, immer bei der Gruppe bleiben. Weißt du, es macht mir eigentlich nicht viel aus, sterben zu müssen. Aber wenn ich daran denke, daß diese Bastarde meinen Körper irgend so einem dreckigen, versoffenen alten Fettsack geben, nur damit er noch fünfzig Jahre hier rumgurken kann, dann kriege ich die Wut. So ein fetter alter Schmierbold in meinem Körper. Mein Gott!«

Blaine nickte trübsinnig.

»Na ja, das ist also meine Leidensgeschichte«, sagte Melhill und

wurde nun wieder etwas fröhlicher. »Und wie war das bei dir?«

»Meine Geschichte ist ziemlich lang«, sagte Blaine, »und manchmal klingt sie auch ein bißchen verrückt. Willst du sie ganz hören?«

»Klar. Haben ja 'ne Menge Zeit. Will ich jedenfalls hoffen.«

»O.K. Sie fängt im Jahre 1958 an. Moment, unterbrich mich nicht! Ich fuhr in meinem Wagen …«

Als er fertig war, lehnte Blaine sich gegen die gepolsterte Wand und atmete tief durch. »Glaubst du mir?« fragte er.

»Warum nicht? Zeitreisen sind doch nichts Neues. Sind nur illegal und teuer. Und diese Macker von Rex sind zu allem fähig.«

»Die Frauen da auch«, sagte Blaine, und Melhill grinste.

Eine Weile lang saßen sie in kameradschaftlichem Schweigen nebeneinander. Dann fragte Blaine: »Also wird man uns als Wirtskörper benutzen?«

»So sieht's aus.«

»Und wann?«

»Wenn ein Kunde hereintorkeln sollte. Soweit ich das schätzen kann, bin ich schon eine Woche hier. Man kann jeden von uns in der nächsten Minute rausholen. Es kann aber noch eine Woche oder zwei dauern.«

»Und die löschen einfach unseren Geist aus?«

Melhill nickte.

»Aber das ist doch Mord!«

»Kann man wohl sagen«, stimmte Melhill ihm zu. »Aber noch ist es nicht passiert. Vielleicht machen die Bullen eine Razzia.«

»Das bezweifle ich.«

»Ich auch. Hast du eine Jenseitsversicherung? Vielleicht lebst du ja nach deinem Tod weiter.«

»Ich bin Atheist«, sagte Blaine. »Ich glaube nicht an solchen Kram.«

»Ich bin auch einer. Aber das Leben nach dem Tode ist eine Tatsache.«

»Ach, hör auf!« sagte Blaine mißmutig.

»Aber ja! Eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache!«

Blaine starrte den jungen Raumfahrer an. »Ray«, sagte er, »wie wär's, wenn du mich mal auf den neuesten Stand bringen würdest? Erzähl mir, was seit 1958 passiert ist.«

»Das ist aber eine Menge Zeugs«, meinte Melhill. »Und ich bin nicht eben ein Bildungsmonster.«

»Nur so einen Eindruck. Was ist das für ein Jenseitskram? Und die Reinkarnationen und Wirtskörper? Was ist denn eigentlich *los?«*

Melhill lehnte sich zurück und atmete tief durch. »Na gut, mal sehen. 1958. Um 1970 haben sie ein Schiff auf den Mond geschickt

und ungefähr zehn Jahre später sind sie auf dem Mars gelandet. Dann hatten wir diesen Blitzkrieg mit Rußland wegen der Asteroiden – war 'ne reine Weltallsache. Oder war das mit China?«

»Ist egal«, sagte Blaine. »Was ist mit der Reinkarnation und dem Leben nach dem Tode?«

»Ich will versuchen, es dir so zu erzählen, wie sie's uns auf der High School erzählt haben. Ich hab mal an einem Seminar teilgenommen, das ›Überblick über das Überleben der Seele‹ hieß.« Melhill runzelte die Stirn und konzentrierte sich angestrengt. »Zitat. ›Seit Urzeiten hat der Mensch gespürt, daß es eine unsichtbare Geistwelt gibt und hat vermutet, daß er an dieser Welt nach seinem körperlichen Tod teilhaben würde.‹ Ich nehme an, daß du das Zeug alles kennst. Die Ägypter, die Chinesen, die Alchimisten Europas und so weiter. Dann mache ich mal einen Sprung bis zur Rhine. Der lebte in deiner Zeit. Er untersuchte parapsychische Phänomene an der Duke-Universität. Schon mal von ihm gehört?«

»Klar«, sagte Blaine. »Was hat er entdeckt?«

»Eigentlich nichts. Aber er brachte die Kugel ins Rollen. Dann hat Kralski in Vilna die Sache übernommen und ein bißchen daran herumgefummelt. Das war 1987, in dem Jahr, in dem die Pirates ihre erste Weltmeisterschaft gewonnen haben. Um 2000 war da von Leddner. Der hat eine allgemeine Theorie über das Jenseits entwickelt, aber noch nichts bewiesen. Und schließlich kommen wir zu Professor Michael Vanning.

Professor Vanning war der Knabe, der die ganze Sache endgültig festgenagelt hat. Er hat *bewiesen,* daß Menschen nach ihrem Tod weiterleben. Hat sie kontaktiert, mit ihnen geredet, sie aufgenommen und so weiter. Hat absolut unumstößliche Beweise für das Leben nach dem Tode geliefert, wissenschaftliche Beweise. Da gab's natürlich reichlich viel Gerede, auch religiöses Zeug. Kontroversen. Schlagzeilen. Ein großer Professorencrack an der Harvard-Universität, ein Typ namens James Archer Flynn, hat versucht zu beweisen, daß die ganze Sache ein Schwindel wäre. Er und Vanning haben sich jahrelang darüber in den Haaren gelegen.

Inzwischen war Vanning schon ein alter Mann und beschloß, den Löffel abzugeben. Er hat eine Menge Zeug in einen Safe gestopft, hier und dort Sachen versteckt, überall Kodeworte verteilt und versprochen, zurückzukommen, wie das Houdini auch getan, aber nicht gemacht hat. Dann -«

»Entschuldige«, unterbrach Blaine ihn, »aber wenn es tatsächlich ein Leben nach dem Tode gibt, warum ist Houdini dann nicht zurückgekommen?«

»Das ist eigentlich ganz einfach, aber bitte, alles der Reihe nach, ja? Jedenfalls hat Vanning sich umgebracht und einen langen

Selbstmordbrief hinterlassen, über die unsterbliche Seele des Menschen und den unaufhaltsamen Fortschritt der gesamten Menschheit und so. Wird in einer Menge von Anthologien immer wieder abgedruckt. Später hat man dann rausgefunden, daß er dafür einen Ghostwriter gehabt hat, aber das ist eine andere Geschichte. Wo war ich?«

»Er hat Selbstmord begangen.«

»Ach ja. Und dann hat er doch tatsächlich Professor James Archer Flynn kontaktiert und ihm gesagt, wo er das ganze verborgene Zeug finden würde, die Kodeworte und so weiter. Das hat's dann endgültig entschieden, Freund. Das Leben nach dem Tode war plötzlich *in.«*

Melhill stand auf, streckte sich und nahm wieder Platz. »Das Vanning-Institut«, fuhr er fort, »hat alle vor Hysterie gewarnt. Aber die gab's nun mal. Die nächsten fünfzehn Jahre sind als Verrückte Vierziger bekannt.«

Melhill grinste und leckte sich die Lippen. »Hätte ich gern erlebt. Alle haben irgendwie draufgemacht. ›Ist doch egal, was du tust‹, lautete das Schlagwort, ›am Himmel hängt auch für *dich* ein Stück vom Kuchen!‹ Ob Heiliger, ob Sünder, ob gut ob böse, jeder bekommt ein Stück ab. Der Mörder wanderte genauso ins Jenseits wie der Erzbischof. Also los, Kinder, macht einen drauf und genießt euer Fleisch auf Erden, denn Geist gibt's nach dem Tod noch genug. Tja, und da haben sie eben ordentlich auf die Pauke gehauen. Das war die reinste Anarchie. Dann ist eine neue Religion aufgekommen, die sich ›Verwirklichung‹ nannte. Die sagte allen Leuten, daß sie es sich schuldig wären, *alles* zu erfahren, gut und böse, schön und übel, denn das Jenseits wäre lediglich eine lange Erinnerung an das, was man auf Erden getan habe. Also *tu es,* sagte sie, deshalb bist du auf der Erde, *tu es,* sonst hast du im Jenseits schlechte Karten. Befriedige jedes Bedürfnis, jeden Trieb, erforsche deine schwärzesten Tiefen. High leben, high sterben. Man war völlig ausgeklinkt. Die richtigen Fanatiker bildeten Folterklubs und schrieben Enzyklopädien des Schmerzes, sammelten Foltern, wie eine Hausfrau Rezepte sammelt. Bei jeder Sitzung meldete sich ein freiwilliges Opfer, und das wurde dann auf die scheußlichste Weise gefoltert und umgebracht, die sie sich nur ausdenken konnten. Sie wollten das absolut Höchste in Freude und Schmerz erfahren. Und das haben sie wohl auch getan, schätze ich.«

Melhill wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr etwas ruhiger fort: »Hab ein bißchen über die Verrückten Vierziger gelesen.«

»Das merkt man«, sagte Blaine.

»Ist ziemlich interessant. Aber dann kam der große Hammer. Das Vanning-Institut hatte die ganze Zeit weiter experimentiert. Um 2050, als die Verrückten Jahre noch in vollem Gang waren, erklärte es, daß

es zwar ein Jenseits gebe, *aber nicht für jeden.«*

Blaine zuckte mit den Augenlidern, sagte jedoch nichts.

»War ein echter Hammer. Das Vanning-Institut erklärte, daß es sichere Beweise dafür hätte, daß nur etwa einer von einer Million ins Jenseits kommt. Der Rest, die ganzen Millionen und Abermillionen, gingen einfach aus wie die Lichter, wenn sie starben. Paff! Nichts mehr. Kein Leben danach mehr. Nichts!«

»Warum?« fragte Blaine.

»Na ja, Tom, das ist mir auch nicht so ganz klar«, sagte Melhill. »Wenn du mich etwas über Flußmechanik fragen würdest, dann könnte ich dir einiges erklären. Aber die Theorie der parapsychischen Erscheinungen ist einfach nicht mein Gebiet. Also versuch mal, mit mir am Ball zu bleiben, während ich mich da durchwühle.«

Er rieb sich kräftig seine Stirn. »Was nach dem Tod überlebt oder nicht überlebt, das ist der Geist. Die Leute liegen sich seit Jahrtausenden darüber in der Wolle, was eigentlich Geist ist und inwieweit er mit dem Körper zusammenhängt und nicht. Und so weiter. Wir wissen noch nicht alle Antworten auf diese Fragen, aber wir haben sowas wie Arbeitshypothesen. Heutzutage nimmt man an, daß der Geist ein energetisches Hochspannungsnetz ist, das vom Körper ausgestrahlt wird, von ihm verändert wird und ihn seinerseits verändert. Kannst du mir folgen?«

»Ich glaube schon. Weiter.«

»Soweit wie ich das verstanden habe, reagieren Geist und Körper miteinander und beeinflussen sich gegenseitig. Aber der Geist kann auch unabhängig vom Körper existieren. Eine ganze Reihe von Wissenschaftlern nimmt an, daß der unabhängige Geist die nächste Stufe der Evolution sein wird. In einer Million Jahren, sagen sie, werden wir nicht einmal einen Körper brauchen, höchstens vielleicht für eine kurze Inkubationszeit. Was mich angeht, so glaube ich kaum, daß diese verdammte Rasse noch eine Million Jahre überstehen wird. Verdient hätten wir's wahrscheinlich nicht.«

»Da kann ich dir im Augenblick nur beipflichten«, sagte Blaine. »Aber was ist denn nun mit dem Jenseits?«

»Da gibt's also dieses energetische Hochspannungsnetz. Wenn der Körper stirbt, dann *sollte* das Netz eigentlich weiterbestehen, wie ein Schmetterling, der sich entpuppt. Der Tod ist lediglich der Vorgang, der den Geist aus dem Körper ablöst. Aber das funktioniert so nicht, und zwar wegen des Todestraumas. Manche Wissenschaftler sind der Meinung, daß das Todestrauma der Ejektionsmechanismus der Natur ist, um den Geist vom Körper zu befreien. Aber es schlägt zu sehr zu und versaut alles. Das Sterben ist ein enormer psychischer Schock und in den meisten Fällen wird das Netz zerfetzt und völlig zerstört. Es kann sich nicht selbst wieder zusammensetzen, sondern verteilt sich

überall hin; und dann ist man völlig tot.«

Blaine sagte: »Deshalb ist Houdini also nicht zurückgekommen.«

»Er und die meisten anderen. Ganz genau. Jedenfalls haben ziemlich viele Leute ziemlich angestrengt nachgedacht, und damit waren die Verrückten Jahre zu Ende. Das Vanning-Institut arbeitete weiter. Man untersuchte Yoga und so'n Zeugs, aber auf wissenschaftlicher Grundlage. Einige von diesen östlichen Religionen hatten wirklich recht, weißt du. Den Geist stärken. Das ist es, was das Institut wollte; eine Methode, das Energienetz so zu verstärken, daß es den Todesvorgang überleben kann.«

»Und? Haben sie eine Methode gefunden?«

»Schaufelweise. Das war dann die Zeit, als sie sich in Jenseits, Inc. umbenannten, was heute die Unsterblichkeitsgesellschaft ist.«

Blaine nickte. »Ich bin heute an ihrem Gebäude vorbeigegangen. Aber warte mal! He! Du hast gesagt, daß sie das Problem der Geiststärkung gelöst haben? Aber dann stirbt doch niemand mehr! Dann überlebt jeder den Tod!«

Melhill grinste sardonisch. »Sei kein Bauerntölpel, Tom. Meinst du, daß sie das kostenlos verteilen würden? Von wegen! Freund, das ist eine komplizierte elektrochemische Behandlung, und die kostet. Die kostet *verdammt* viel.«

»Also kommen nur die Reichen in den Himmel«, sagte Blaine.

»Was dachtest du denn? Da kann man doch nicht jeden reinlassen!«

»Natürlich«, sagte Blaine, »natürlich. Aber gibt es denn keine anderen Methoden, andere geiststärkende Disziplinen? Was ist denn mit Yoga? Was ist denn mit Zen?«

»Die funktionieren«, sagte Melhill. »Es gibt mindestens zwei Dutzend von der Regierung geprüfte und anerkannte Heimlehrgänge fürs Überleben. Das Problem ist nur, daß man gute zwanzig Jahre hart arbeiten muß, bis man sie beherrscht. Das ist nichts für den Durchschnittsmenschen. Nein, ohne Maschinen, die einem helfen, ist man tot.«

»Und die Maschinen hat nur die Jenseits, Inc.?«

»Es gibt noch ein oder zwei andere Firmen, die Akademie für das Leben nach dem Tode und die Himmel GmbH, aber die Preise bleiben sich in etwa gleich. Die Regierung ist dabei, ein Überlebensversicherungsprogramm einzuführen, aber das hilft uns auch nichts.«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Blaine. Einen Augenblick lang war der Traum erschütternd gewesen: eine Befreiung von der Todesangst; die rationale Gewißheit, daß es nach dem Absterben des Körpers ein Weiterbestehen und eine Existenz gibt; das Wissen um einen ununterbrochenen Wachstums- und Selbstverwirklichungsfortschritt,

ein Erreichen der eigenen, weitgesteckten Grenzen – nicht die einengenden Beschränkungen der gebrechlichen fleischlichen Hülle, die Vererbung und Schicksal einem oktroyiert hatten.

Aber es sollte nicht sein. Der Wunsch seines Geistes, sich auszudehnen, wurde brutal und endgültig gebremst, zum Stehen gebracht. Auf immer und ewig würden die Verheißungen des Morgen nicht im Heute zu verwirklichen sein.

»Was ist mit der Reinkarnation und den Wirtskörpern?« fragte er.

»Das solltest du doch wissen«, meinte Melhill. »Sie haben dich ja reinkarniert und in einen Wirt eingepflanzt. Ein Geistaustausch ist nicht weiter kompliziert, wie dir die Transplantationsoperateure fröhlich versichern werden. Aber die Transplantation ist nur eine vorläufige Besetzung und beinhaltet nicht die völlige Beseitigung und Dislozierung des ursprünglichen Geistes. Wirtskörper sind für immer gedacht. Zunächst einmal muß der ursprüngliche Geist ausradiert werden. Zum zweiten ist es ein für den Geist ziemlich gefährliches Spiel, in einen Wirtskörper eindringen zu wollen. Manchmal gelingt es dem Geist nicht, in den Wirt einzudringen, und er bricht dabei auseinander. Wenn man eine Reinkarnation versucht hat, dann nützt einem das Jenseitstraining auch nichts mehr. Wenn es dem Geist nicht gelingt, in den Wirt einzudringen, dann – paff!«

Blaine nickte. Jetzt war ihm klar, warum Marie Thorne es für besser gehalten hatte, wenn Reilly sterben würde. Ihr Ratschlag war völlig in Reillys eigenem Interesse gewesen.

Er fragte: »Warum versucht denn ein Mensch mit einer Jenseitsversicherung dann eine Reinkarnation?«

»Weil manche alten Knacker Angst vorm Sterben haben«, erwiderte Melhill. »Sie fürchten sich vor dem Jenseits, haben einen Horror vor diesem ganzen Geistzeugs. Sie wollen hier auf der Erde bleiben, wo sie sich auskennen und wissen, was gespielt wird. Also kaufen sie sich legal einen Körper auf dem offenen Markt, sofern sie einen finden. Wenn nicht, dann kaufen sie eben einen Körper auf dem Schwarzmarkt. Einen von *unseren* Körpern, Freund!«

»Die Körper auf dem offenen Markt werden dann also freiwillig angeboten, ja?«

Melhill nickte.

»Aber wer verkauft denn seinen Körper?«

»Natürlich jemand, der sehr arm ist. Das Gesetz schreibt eigentlich vor, daß er als Gegenleistung dafür eine Jenseitsversicherung bekommen müßte. In der Praxis sieht es jedoch so aus, daß er nimmt, was man ihm gibt.«

»Dann muß er doch verrückt sein!«

»Meinst du wirklich?« fragte Melhill. »Die Welt ist heutzutage – wie schon seit eh und je – voll von gescheiterten, kranken,

verseuchten und verhungernden Leuten. Und wie seit Urzeiten haben sie alle Familien. Nimm doch mal an, daß jemand für seine Kinder Nahrungsmittel kaufen muß? Sein Körper ist alles, was er verkaufen kann, sein einziger wertvoller Besitz. Damals, zu deiner Zeit, hatte er überhaupt nichts, was er verkaufen konnte.«

»Mag sein«, sagte Blaine. »Aber ich werde meinen Körper niemals verkaufen, egal, wie schlimm sich die Sache entwickeln mag!«

Melhill lachte gutmütig: »Bist 'n aufrechter Bursche! Aber Tom, sie nehmen ihn dir einfach umsonst weg!«

Darauf wußte Blaine keine Antwort.

VII

Die Zeit verstrich langsam in der gepolsterten Zelle. Man gab Blaine und Melhill Bücher und Zeitschriften. Sie bekamen oft und gut zu essen und zu trinken, aus Pappbechern und von Papptellern. Man wachte sorgfältig über ihr körperliches Wohl, denn ihren enorm marktfähigen Körpern durfte nichts zustoßen.

Man ließ sie zusammen, damit jeder von ihnen Gesellschaft hatte. Menschen in Einzelzellen werden manchmal wahnsinnig, und der Wahnsinn kann wertvolle Gehirnzellen beschädigen. Man erlaubte ihnen sogar, Sport zu treiben, unter scharfer Bewachung, damit sie sich nicht langweilten und damit ihre Körper für ihre zukünftigen Besitzer fit blieben.

Blaine entwickelte langsam eine immer größer werdende Zuneigung für den kräftigen, grobschlächtigen muskulösen Körper, den er erst seit so kurzer Zeit bewohnte und von dem er schon so bald getrennt werden würde. Es war wirklich ein ausgezeichneter Körper, dachte er, ein Körper, auf den man stolz sein konnte. Zugegeben, besonders grazil war er nicht gerade, aber man konnte Grazie auch überbewerten. Er nahm an, daß der Körper dafür, sozusagen als Gegengewicht, nicht so anfällig für Heuschnupfen war wie der, den er früher bewohnt hatte; und seine Zähne waren auch völlig in Ordnung.

Abgesehen von der Frage nach der Sterblichkeit überhaupt war es immerhin, alles in allem betrachtet, ein Körper, den man nicht so leichtfertig aufgeben sollte.

*

Eines Tages öffnete sich ein Teil der gepolsterten Wand, kurz nachdem sie gegessen hatten. Von Stahlgitterstäben geschützt, blickte Carl Orc in die Zelle.

»Hallochen«, sagte Orc, groß und hager, geraden Blicks und in seiner Stadtkleidung eckig wirkend, »wie geht’s meinem Freund aus Brasilien?«

»Sie Bastard!« sagte Blaine, der bedauernd spürte, wie unangemessen Worte sein konnten.

»Immer mit der Ruhe!« sagte Orc. »Bekommt ihr Jungs auch genug zu futtern?«

»Sie und ihre Ranch in Arizona!«

»Ich habe dort tatsächlich eine gepachtet«, sagte Orc. »Eines Tages werde ich mich dorthin zurückziehen und Sandpflanzen anbauen. Ich schätze, daß ich wahrscheinlich mehr über Arizona weiß als manch ein Eingeborener dort. Aber eine Ranch kostet halt Geld,

und Jenseitsversicherungen kosten auch Geld. Man tut eben was man kann.«

»Ein Aasgeier tut auch, was er kann«, meinte Blaine.

Orc seufzte tief. »Na ja, ist eben ein Geschäft und auch nicht viel schlechter als manche andere Sachen, die ich mir vorstellen könnte, wenn ich mal ernsthaft darüber nachdenken würde. Ist eine schlimme Welt, in der wir hier leben. Wahrscheinlich wird mir das alles mal leid tun, wenn ich auf der Veranda meiner kleinen Wüstenranch sitze.«

»Da werden Sie nie hinkommen!« versicherte Blaine.

»Ach nein?«

»Nein. Eines Tages wird irgendein Typ merken, wie Sie ihm den Drink versoßen. Sie werden im Rinnstein enden, Orc, mit eingedroschenem Schädel. Und das war's dann auch schon.«

»Nur für meinen Körper«, berichtigte Orc ihn. »Meine Seele wird in das süße Leben im Drüben weiterwandern. Ich hab mein Geld bezahlt, Junge, und mein nächstes Zuhause ist der Himmel!«

»Das verdienen Sie nicht!«

Orc grinste, und selbst Melhill konnte sich nicht eines Lächelns enthalten. Orc sagte: »Mein armer, brasilianischer Freund, es geht doch überhaupt nicht um *Verdienste*. Das solltest du doch wirklich wissen! Das Leben nach dem Tod ist eben nicht für die sanftmütigen und friedfertigen kleinen Leute, egal wie verdienstvoll sie sein mögen. Der schlaue Kopf mit den Taschen voller Dollars und dem wachen Sinn dafür, die Nummer eins zu sein, dessen Seele überlebt den Tod.«

»Ich kann das nicht glauben!« sagte Blaine. »Das ist einfach nicht fair, es ist ungerecht.«

»Du bist ein Idealist«, sagte Orc interessiert, so als würde er den letzten Panda-Bär der Welt studieren.

»Nennen Sie es, wie Sie wollen. Vielleicht bekommen Sie schon Ihr Jenseits, Orc. Aber ich glaube, daß es dort eine kleine Ecke gibt, in der Sie in Ewigkeit schmoren werden!«

Orc sagte: »Es gibt keinen wissenschaftlichen Beweis für das Höllenfeuer. Aber es gibt noch sehr viel, was wir über das Jenseits nicht wissen. Vielleicht werde ich ja schmoren. Und vielleicht gibt es dort oben im Blauen ja sogar eine Fabrik, in der man deinen zertrümmerten Geist wieder zusammensetzt … Aber wir wollen nicht streiten. Tut mir leid, die Zeit ist gekommen.«

Orc schritt schnell davon. Die Stahlgittertür schwang auf, und fünf Männer marschierten in den Raum.

»Nein!« schrie Melhill.

Sie umringten den Raumfahrer. Geschickt wichen sie seinen schwingenden Fäusten aus und drückten seine Arme zusammen. Einer von ihnen knebelte ihn, dann begannen sie damit, ihn aus dem Raum zu zerren.

Orc erschien in der Tür und blickte sie böse an. »Laßt ihn los!« sagte er.

Die Männer ließen Melhill frei.

»Ihr habt den falschen Mann genommen, ihr Idioten!« sagte Orc ihnen. *»Den* da brauchen wir!«

Blaine hatte sich bereits darauf vorbereitet, den Verlust seines Freundes irgendwie zu verschmerzen. Diese abrupte Wende des Schicksals traf ihn unvorbereitet, mit offenem Mund. Die Männer packten ihn, bevor er Zeit hatte zu reagieren.

»Tut mir leid«, sagte Orc, als sie Blaine hinausführten, »der Kunde hat deine Statur und Hautfarbe angefordert.«

Blaine erwachte plötzlich aus seinem Stupor und versuchte, sich loszureißen. »Ich bring dich um!« brüllte er Orc an. »Ich schwöre es, ich bring dich um!«

»Beschädigt ihn nicht«, sagte Orc mit hölzerner Miene zu den Männern.

Man legte ihm einen Lumpen über Nase und Mund, und Blaine nahm einen widerlichen süßlichen Geruch wahr. Chloroform, dachte er. Seine letzte Erinnerung war das Bild, wie Melhill aschfahl an der vergitterten Tür stand.

VIII

Thomas Blaines erste bewußte Reaktion war es, festzustellen, ob er immer noch Thomas Blaine war und ob er noch seinen eigenen Körper bewohnte. Die Frage selbst war schon der Beweis. Seinen Geist hatten sie noch nicht ausgelöscht.

Er lag voll bekleidet auf einem Sofa. Er setzte sich auf und hörte, wie sich von draußen Fußschritte der Tür näherten.

Sie mußten die Stärke des Chloroforms überschätzt haben! Er hatte immer noch eine Chance!

Er huschte hinter die Tür. Sie ging auf und jemand kam durch die Öffnung geschritten. Blaine trat hervor und holte aus.

Es gelang ihm, den Hieb etwas zu bremsen. Aber es war immer noch sehr viel Wucht dabei, als er Marie Thorne seitlich an ihrem hübschen Kinn traf.

Er trug sie zum Sofa hinüber. Wenige Minuten später kehrte ihr Bewußtsein wieder zurück, und sie sah ihn an.

»Blaine«, sagte sie, »Sie sind ein Idiot!«

»Ich wußte nicht, wer es war«, sagte Blaine. Doch noch während er sprach wurde ihm klar, daß es nicht stimmte. Er hatte Marie Thorne doch erkannt, einen Sekundenbruchteil bevor sein Hieb losging; und sein gut durchtrainierter, geübter Körper hätte den Schlag selbst dann noch bremsen und zurückziehen können. Aber unter seinem gesunden, rationalen, moralisch wachen Bewußtsein hatte eine unsichtbare, eine unkontrollierbare Wut gehandelt; die Wut hatte auf gerissene Weise die Brenzligkeit und die Hast dazu benutzt, die Verantwortlichkeit auszuschließen, hatte den täuschenden Augenblick wahrgenommen, um der kalten und gefühllosen Miss Thorne eins zu verpassen.

Diese Handlung deutete auf etwas in ihm selbst hin, über das Blaine keineswegs mehr zu erfahren wünschte. Er fragte: »Miss Thorne, für wen haben Sie meinen Körper gekauft?«

Sie blitzte ihn an. »Ich habe ihn für Sie gekauft, da Sie offensichtlich nicht dazu in der Lage waren, selbst darauf aufzupassen!«

Also würde er doch nicht sterben müssen. Kein fetter Widerling würde seinen Körper erben und seinen Geist in alle Winde verstreuen. Gut! Er wollte auch unbedingt weiterleben. Aber er wünschte sich, daß nicht ausgerechnet Marie Thorne ihn gerettet hätte.

»Wenn ich gewußt hätte, was hier alles los ist, wäre es mir besser ergangen«, sagte Blaine.

»Ich wollte Ihnen alles erklären. Warum haben Sie nicht gewartet?«

»So, wie Sie mit mir geredet haben?«

»Es tut mir leid, wenn ich etwas brüsk war«, sagte sie. »Ich war ziemlich wütend, weil Mr. Reilly die Werbekampagne abgeblasen hatte. Aber konnten Sie das denn nicht verstehen? Wenn ich ein Mann gewesen wäre -«

»Sie sind aber kein Mann«, meinte Blaine.

»Was macht das für einen Unterschied? Ich vermute, daß Sie noch so ein paar merkwürdige altmodische Vorstellungen über die Rolle und Stellung der Frau haben.«

»Ich finde die gar nicht merkwürdig«, antwortete Blaine.

»Natürlich nicht.« Sie befingerte ihren Kiefer, der etwas verfärbt und geschwollen war. »Na gut, sagen wir eins zu eins? Oder wollen Sie mich noch einmal vermöbeln?«

»Einmal reicht, danke«, sagte Blaine.

Sie erhob sich ein wenig unsicher. Blaine legte einen Arm um sie, um sie zu stützen und geriet sofort aus der Fassung. Er hatte sich diesen adretten Körper als eine Mischung aus Sprungfedern und Stahl vorgestellt; tatsächlich aber bestand er aus Fleisch, festem, widerstandsfähigem und erstaunlich sanftem Fleisch. Aus dieser Nähe konnte er einzelne Haare sehen, die aus ihrer strengen Frisur ausgeschert waren; auf ihrer Stirn erblickte er ein winziges Muttermal unter dem Haaransatz. In diesem Augenblick hörte Marie Thorne auf, für ihn eine reine Abstraktion zu sein und nahm menschliche Gestalt an. »Ich kann auch allein stehen«, sagte sie.

Einen langen Augenblick später ließ Blaine sie los.

»Ich glaube«, sagte sie und blickte ihn fest an, »daß es unter den gegebenen Umständen besser wäre, wenn unsere Beziehung auf einer rein geschäftlichen Ebene bliebe.«

Wunder über Wunder! Auch sie hatte plötzlich damit begonnen, *ihn* als menschliches Wesen zu sehen; sie nahm ihn als Mann wahr, und das beunruhigte sie. Der Gedanke daran machte ihm viel Freude. Es war ja nicht so, dachte er bei sich, daß er Marie Thorne mochte oder sie sonderlich begehrte. Aber er wollte sie zu gern aus dem Gleichgewicht bringen, die Emaille von der Fassade kratzen, sie aus ihrer verdammten Fassung scheuchen.

Er sagte: »Aber gewiß doch, Miss Thorne!«

»Es freut mich, daß Sie das auch so sehen«, sagte sie zu ihm. »Denn, ehrlich gesagt, Sie sind nicht mein Typ.«

»Was ist denn Ihr Typ?«

»Ich mag große, schlanke Männer«, sagte sie. »Männer, die eine gewisse Grazie besitzen, Gelassenheit und Format.«

»Aber -«

»Wie wär's mit Mittagessen?« fragte sie. »Danach möchte Mr. Reilly mit Ihnen ein paar Worte wechseln. Ich glaube, daß er Ihnen

ein Angebot machen möchte.«

Er folgte ihr aus dem Zimmer und kochte dabei innerlich vor Wut. Hatte sie ihn verspottet? Große, schlanke, grazile Männer mit Format! Verdammt, das war er doch einmal gewesen! Und unter diesem fleischigen blonden Ringerkörper war er es auch immer noch, wenn sie nur die Augen hätte, genau genug hinzusehen!

Und überhaupt: Wer brachte denn nun wessen Pose eigentlich durcheinander?

*

Als sie sich an den Tisch in der Managementkantine des Rex-Gebäudes setzten, sagte Blaine plötzlich: »Melhill!«

»Wie?«

»Ray Melhill, der Mann, mit dem ich zusammen in der Zelle war. Hören Sie, Miss Thorne, wäre es vielleicht möglich, ihn auch freizukaufen? Ich werde dafür bezahlen, sobald ich dazu in der Lage bin. Wir waren zusammen eingesperrt. Ist ein verdammt netter Bursche.«

Sie sah ihn mit einem seltsamen Ausdruck an. »Ich werde sehen, was sich machen läßt.«

Sie stand vom Tisch auf und ging fort. Blaine wartete. Er rieb sich die Hände und wünschte, daß er Carl Orcs Hals dazwischen hätte. Wenige Minuten später kehrte Marie Thorne zurück.

»Es tut mir sehr leid«, sagte sie. »Ich habe Kontakt zu Orc aufgenommen. Mr. Melhill ist eine Stunde nachdem Sie entfernt wurden, verkauft worden. Es tut mir wirklich leid. Ich wußte das nicht.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Blaine. »Ich glaube, ich hätte jetzt ganz gern einen Drink.«

IX

Mr. Reilly saß steif und beinahe wie verloren in einem riesigen, weichen, thronähnlichen Stuhl. Er war ein winziger, spinnenartiger alter Mann. Seine faltige, durchschimmernde Haut spannte sich straff über seinem Schädel und an den Krallenhänden, und durch das ledrige, verschrumpelte Fleisch waren Knochen und Sehnen gut zu erkennen. Blaine hatte den Eindruck, als ob das Blut träge durch die brüchigen, purpurnen verkalkten Venen strömte und jeden Augenblick drohte, stehenzubleiben. Und doch war Reillys Haltung fest, und die Augen in seinem humorvollen Affengesicht blickten klar in die Welt hinaus.

»Das ist also unser Mann aus der Vergangenheit!« sagte Mr. Reilly. »Setzen Sie sich bitte, Sir. Sie auch, Miss Thorne. Ich habe gerade mit meinem Großvater über Sie gesprochen, Mr. Blaine.«

Blaine blickte sich um und erwartete beinahe, den seit fünfzig Jahren toten Großvater als Gespenst über sich schweben zu sehen. Doch in dem verschnörkelten Raum mit der hohen Decke war keine Spur von ihm zu sehen.

»Er ist fort«, erklärte Mr. Reilly. »Der arme Großvater kann immer nur kurz in einem ektoplasmatischen Zustand bleiben. Aber da hat er es immer hoch besser als die meisten anderen Gespenster.«

Blaines Gesichtsausdruck mußte sich verändert haben, denn Reilly fragte: »Glauben Sie nicht an Gespenster, Mr. Blaine?«

»Ich fürchte nein.«

»Natürlich nicht. Ich nehme an, daß das Wort für Ihren, im zwanzigsten Jahrhundert lebenden Geist eine Reihe unglücklicher Konnotationen hat. Rasselnde Ketten, Skelette und ähnlicher Blödsinn. Aber Worte verändern ihre Bedeutung, und selbst die Wirklichkeit verändert sich zusammen mit der Menschheit, die die Natur ändert und manipuliert.«

»Ich verstehe«, erwiderte Blaine höflich.

»Sie glauben, das wäre Etikettenschwindel«, sagte Mr. Reilly gutgelaunt. »Lag aber nicht in meiner Absicht. Nehmen Sie doch mal die Art und Weise, in der Worte ihre Bedeutung verändern. Im zwanzigsten Jahrhundert wurde das Wort ›Atom‹ zu einem Schlagwort für phantasievolle Schriftsteller: all die ›Atomkanonen‹ und ›atomgetriebene Schiffe‹ und so. Ein absurdes Wort, das jeder vernünftige Mensch eigentlich am besten ignorieren würde, so wie Sie voller Vernunft das Wort ›Gespenst‹ ignorieren. Und doch konnten ›Atome‹ nur wenige Jahre später das Bild einer äußerst realistischen und unmittelbaren Bedrohung beschwören. Kein vernünftig denkender Mensch konnte das Wort länger ignorieren!«

Mr. Reilly lächelte, in seine Erinnerungen verloren. »Das Wort ›Strahlung‹ wurde von einem langweiligen Lehrbuchausdruck zu einer Quelle von Krebsgeschwüren. Zu Ihrer Zeit war ›Raumkrankheit‹ ein abstrakter Begriff ohne Substanz. Aber fünfzig Jahre später bedeutete das Krankenhäuser voller sich verkrampft windender Körper. Mr. Blaine, Worte haben die Neigung, sich zu verändern, und zwar vom abstrakten, phantastischen oder akademischen Gebrauch zu funktionalen, realistischen Alltagsausdrücken. So etwas geschieht eben, wenn die Technik die Theorie eingeholt hat.«

»Und Gespenster?«

»Dieser Vorgang ist ähnlich verlaufen. Mr. Blaine, Sie sind altmodisch! Sie müssen einfach Ihre Vorstellungen von diesem Wort ändern.«

»Das wird schwierig sein«, meinte Blaine.

»Aber unumgänglich. Denken Sie daran, es gab immer eine ganze Menge Beweismaterial für ihre Existenz. Man könnte sagen, daß die Prognose für ihre Existenz günstig war. Und als das Leben nach dem Tode zu einer Tatsache geworden war, anstatt lediglich ein frommer Wunsch zu sein, da wurden Gespenster eben auch zu einer Tatsache.«

»Ich glaube, ich müßte erst mal eins sehen«, sagte Blaine.

»Das werden Sie auch zweifellos tun. Aber genug davon. Sagen Sie, wie gefällt Ihnen unsere Zeit?«

»Bisher nicht allzu sehr«, erwiderte Blaine.

Reilly lachte, erheitert meckernd. »Bodyjacking sagt Ihnen wohl nicht so sehr zu, wie? Aber Sie hätten einfach nicht das Gebäude verlassen dürfen, Mr. Blaine. Das lag nicht in Ihrem eigenen Interesse und schon gar nicht im Interesse der Firma.«

»Es tut mir leid, Mr. Reilly«, sagte Marie Thorne. »Das war meine Schuld.«

Reilly blickte sie kurz an, dann wandte er sich wieder an Blaine. »Es ist natürlich ein Jammer. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, man hätte Sie Ihrem Schicksal im Jahre 1958 überlassen sollen. Ehrlich, Mr. Blaine, Ihre Gegenwart hier bringt uns etwas in Verlegenheit.«

»Das bedaure ich.«

»Mein Großvater und ich haben uns, leider zu spät, fürchte ich, darauf geeinigt, Sie nicht für Werbezwecke einzusetzen. Diese Entscheidung hätte früher getroffen werden müssen. Aber wir haben sie nun einmal erst jetzt getroffen. Doch entgegen unserem Wunsch könnte es dennoch zu Publicity kommen. Es gibt sogar die Möglichkeit, daß die Behörden rechtliche Schritte gegen die Firma einleiten werden.«

»Sir«, sagte Marie Thorne, »die Anwälte sind aber sehr zuversichtlich, was unsere Position angeht.«

»O nein, wir werden schon nicht ins Gefängnis wandern«, rief

Reilly. »Aber denken Sie doch mal an die Publicity! An den *Skandal!* Miss Thorne, Rex muß seriös bleiben. Wenn Skandale angedeutet werden, wenn uns Illegalität nachgesagt wird … Nein, Mr. Blaine dürfte einfach nicht hier im Jahre 2110 sein. Er ist ein wandelnder Beweis für eine Fehleinschätzung. Deshalb möchte ich Ihnen auch ein Geschäft vorschlagen, Sir.«

»Ich höre«, sagte Blaine.

»Was halten Sie davon, wenn Rex Ihnen eine Jenseitsversicherung kauft und somit Ihr Leben nach dem Tode sicherstellt? Würden Sie dann in Selbstmord einwilligen?«

Blaine klimperte einen Augenblick lang sehr schnell mit den Augenlidern. »Nein.«

»Warum denn nicht?« fragte Reilly.

Einen Augenblick lang schien die Antwort selbstverständlich zu sein. Welches Lebewesen willigte schon freiwillig in seinen eigenen Tod ein? Unglücklicherweise tat der Mensch das inzwischen aber. Also mußte Blaine Zeit gewinnen und seine Gedanken ordnen.

»Zunächst einmal«, sagte er, »bin ich nicht völlig von diesem Jenseits überzeugt.«

»Angenommen, wir würden Sie überzeugen«, meinte Mr. Reilly. »Würden Sie dann in einen Selbstmord einwilligen?«

»Nein!«

»Wie kurzsichtig! Mr. Blaine, überdenken Sie doch einmal Ihre Lage. Dieses Zeitalter ist Ihnen feindlich gesinnt, es ist Ihnen fremd, es ist unbefriedigend für sie. Was könnten Sie schon für eine Arbeit leisten? Mit wem könnten Sie sich schon unterhalten, und über was denn eigentlich? Sie können ja noch nicht einmal in den Straßen Spazierengehen, ohne ständig in Lebensgefahr zu schweben.«

»Das wird nicht noch einmal passieren«, sagte Blaine. »Ich wußte einfach nicht, was hier so abläuft.«

»Aber natürlich wird es wieder passieren! Sie werden niemals wissen können, was hier abläuft! Niemals wirklich. Sie sind in der gleichen Situation, in der ein Höhlenmensch gewesen wäre, wenn er per Zufall in Ihrem 1958 gelandet wäre. Er würde sich wohl schon für fähig halten, nehme ich an, zu überleben, eben auf der Grundlage seiner Erfahrungen mit Säbelzahntigern und haarigen Mastodons. Vielleicht würde ihn sogar irgendeine barmherzige Seele vor Gangstern warnen. Aber was würde das schon nützen? Würde ihn das davor bewahren, von einem Auto überfahren zu werden, auf einer U-Bahnspur einen Elektroschock zu erleiden, in einen Fahrstuhlschacht zu fallen, von einer Kreissäge zerstückelt zu werden oder sich in der Badewanne das Genick zu brechen? Um unbeschadet unter solchen Bedingungen einherzuwandeln, muß man in sie hineingeboren sein. Und selbst dann erleiden immer noch zahlreiche Menschen Ihres

Zeitalters solche Unfälle, wenn Ihre Aufmerksamkeit auch nur einen Augenblick nachläßt! Um wieviel wahrscheinlicher ist es da doch, daß unser Höhlenmensch ausrutschen würde?«

»Sie übertreiben die Lage«, sagte Blaine, der spürte, wie sich auf seiner Stirn Schweißtropfen bildeten.

»Tue ich das? Die Gefahren des Waldes sind unbedeutend im Vergleich zu denen der Stadt. Und wenn aus der Stadt eine Superstadt geworden ist -«

»Ich werde keinen Selbstmord begehen«, sagte Blaine. »Ich werde es riskieren. Lassen wir jetzt das Thema.«

»Warum sind Sie denn nicht vernünftig?« beharrte Mr. Reilly. »Bringen Sie sich doch jetzt um, und ersparen Sie uns allen einen Haufen Ärger! Ich kann Ihnen Ihre Zukunft vorhersagen, wenn Sie es schon nicht können. Vielleicht überleben Sie durch reine Nervenanstrengung und List ein Jahr lang. Vielleicht sogar zwei. Es wird nichts ausmachen, denn am Ende werden Sie ja doch Selbstmord begehen. Sie sind der Selbstmordtyp. Der Selbstmord steht Ihnen ins Gesicht geschrieben – Sie sind dazu geboren, Blaine! In einem oder in zwei Jahren werden Sie sich selbst umbringen, voller Erleichterung werden Sie endlich aus Ihrem gequälten Fleisch entweichen – aber ohne ein Jenseits, das ihren matten Geist willkommenheißen wird.«

»Sie sind verrückt!« rief Blaine.

»Was Selbstmordtypen angeht, da irre ich mich nie«, sagte Mr. Reilly ruhig. »Ich kann sie riechen. Mein Großvater stimmt mir darin zu. Wenn Sie also doch nur -«

»Nein«, erwiderte Blaine fest. »Ich werde mich nicht umbringen. Ich fürchte, da müssen Sie sich schon jemanden mieten, der das für Sie erledigt.«

»Das ist nicht mein Stil«, sagte Mr. Reilly. »Ich werde Sie nicht zwingen. Aber kommen Sie doch heute nachmittag zu meiner Reinkarnation. Erhaschen Sie doch mal einen Blick ins Jenseits! Vielleicht ändern Sie dann Ihre Meinung.«

Blaine zögerte, und der alte Mann grinste ihn an.

»Keine Angst, ich verspreche es Ihnen, es ist kein Trick dabei, kein Haken! Haben Sie befürchtet, daß ich Ihren Körper stehlen könnte? Ich habe mir meinen Körper schon vor Monaten ausgesucht, auf dem offenen Markt. Ehrlich gesagt, würde ich Ihren Körper überhaupt nicht wollen. Wissen Sie, ich würde mich niemals in etwas so Grobschlächtigem wohlfühlen können.«

Das Gespräch war beendet. Marie Thorne führte Blaine hinaus.

X

Der Reinkarnationssaal war wie ein kleines Theater aufgebaut. Er wurde oft benutzt, erfuhr Blaine, und zwar für Firmenvorträge und Managerschulungen. Das heutige Publikum war klein und ausgesucht. Der Aufsichtsrat von Rex war anwesend, fünf Männer mittleren Alters, die in der letzten Reihe saßen und leise miteinander redeten. Neben ihnen befand sich eine Sekretärin, die Aufnahmen machte. Blaine und Marie Thorne saßen vorne, so weit entfernt von den Direktoren wie es nur ging.

Auf der erhöhten Bühne stand, von weißen Scheinwerfern angestrahlt, das Reinkarnationszubehör. Es bestand aus zwei stabilen Armlehnensesseln, die mit Schnallen und Drähten bestückt waren. Zwischen den Sesseln stand eine große schwarze Maschine, die blankpoliert schimmerte. Dicke Kabel verbanden die Maschine mit den Sesseln und vermittelten Blaine ein ungutes Gefühl, als würde er bald einer Hinrichtung beiwohnen. Mehrere Techniker beugten sich über die Maschine und justierten sie abschließend. Neben ihnen stand der bärtige alte Doktor und sein rotgesichtiger Kollege.

Mr. Reilly kam auf die Bühne, nickte dem Publikum zu und setzte sich in einen der Sessel. Ihm folgte ein Mann in den Vierzigern, der einen ängstlichen Ausdruck in seinem blassen, entschlossenen Gesicht trug. Dies war der Wirt, der gegenwärtige Besitzer des Körpers, den Mr. Reilly gekauft hatte. Der Wirt setzte sich in einen anderen Sessel, blickte sich kurz im Publikum um und betrachtete dann seine Hände. Er schien verlegen zu sein. Auf seiner Oberlippe standen Schweißperlen, und die Achselhöhlen seines Jacketts wiesen dunkle Flecken auf. Er sah Reilly nicht an, und dieser schenkte ihm auch keinen Blick.

Ein weiterer Mann auf der Bühne, der kahlköpfig war und ernst dreinblickte, trug einen dunklen Anzug mit einem Stehkragen und hatte ein kleines schwarzes Buch in der Hand. Er begann ein geflüstertes Gespräch mit den beiden Männern in ihren Sesseln.

»Wer ist das denn?« fragte Blaine.

»Father James«, sagte Marie Thorne. »Er ist Pfarrer der Kirche des Jenseits.«

»Was ist das?«

»Eine neue Religion. Haben Sie von den Verrückten Jahren gehört? Na ja, damals gab es eine heftige religiöse Kontroverse …

Die brennendste Frage der Vierziger war die nach dem spirituellen Zustand des Jenseits. Es wurde noch schlimmer als die Jenseits, Inc. das Kommen des *wissenschaftlichen* Jenseits ankündigte. Die Firma versuchte verzweifelt, sich aus jeder religiösen Debatte

herauszuhalten, aber das ließ sich schlecht vermeiden. Die meisten Kirchenmänner waren der Meinung, daß die Wissenschaft sich auf unfaire Weise in ihr Gebiet eingemischt hatte. Ob sie es nun wollte oder nicht, die Jenseits, Inc. wurde als Wortführer einer neuen religiösen Einstellung angesehen: Daß die Erlösung nämlich nichts mit religiösem, moralischen oder ethischen Erwägungen zu tun hatte, sondern auf einem angewandten, unpersönlichen, unabänderlichen wissenschaftlichen Prinzip beruhte.

Es wurden Zusammenkünfte, Treffen und Kongresse abgehalten, um diese brennende Frage zu beantworten. Manche Gruppen kamen zu der Überzeugung, daß das von der Wissenschaft neu enthüllte Jenseits offensichtlich *nicht* der Himmel, die Erlösung, das Nirwana oder das Paradies sei, denn es hatte nichts mit der Seele zu tun.

Der Geist, das war ihre Auffassung, war nicht identisch mit der Seele, und die Seele war auch nicht im Geist enthalten und bildete auch kein Teil von ihm. Die Wissenschaft hatte eingestandenermaßen eine Möglichkeit entwickelt, mit deren Hilfe die Lebensdauer eines Teils der Körper-Geist-Wesenheit verlängert werden konnte. Das war zwar nett, berührte die Seele jedoch überhaupt nicht und bedeutete schon gar nicht so etwas wie das Himmelreich oder Nirwana oder Ähnliches. Die *Seele* konnte durch wissenschaftliche Manipulationen nicht angerührt werden. Und das Schicksal der Seele nach dem unausweichlichen Tod des Geistes im wissenschaftlichen Jenseits hing wie gehabt von den Normen ab, wie sie schon immer von traditionellen moralischen, ethischen und religiösen Anschauungen postuliert worden waren.«

»Puh!« sagte Blaine. »Ich verstehe, was Sie meinen. Die haben also versucht, eine Koexistenz zwischen Wissenschaft und Religion zu erreichen. Aber war ihre Argumentation nicht für einige Leute ein bißchen zu hoch und spitzfindig?«

»Ja«, sagte Marie Thorne, »obwohl sie es natürlich besser erklärt haben als ich und es mit allen möglichen Analogien veranschaulicht haben. Aber das war nur eine Meinung. Es gab auch andere, die nicht nach einer Koexistenz strebten. Sie behaupteten einfach, daß das wissenschaftliche Jenseits sündig wäre. Und eine Richtung löste das Problem dadurch, daß sie sich auf die Seite der Wissenschaft schlug und erklärte, daß die Seele im Geist enthalten sei.«

»Das wird dann wohl vermutlich die Kirche des Jenseits gewesen sein?«

»Ja. Sie spalteten sich von den anderen Religionen ab. Nach ihrer Lehre enthält der Geist die Seele, und das Jenseits ist die Wiedergeburt der Seele, ohne spirituelles Wenn und Aber.«

»Das nenne ich auf der Höhe der Zeit bleiben!« meinte Blaine. »Aber die Moral -«

»Ihrer Meinung nach schaffte das die Moral nicht ab. Die Jenseitsler meinen, daß man Moral und Ethik niemandem durch ein System der Belohnung und Bestrafung aufzwingen kann; und selbst wenn man es könnte, sollte man es trotzdem nicht tun. Sie sagen, daß die Moral um ihrer selbst willen gelebt werden muß, zunächst einmal, was den Gesellschaftsorganismus angeht und dann auch was das höchste Gut des Individuums betrifft.«

Blaine fand, daß das ziemlich viel von der Moral verlangte. »Ich vermute, daß das eine sehr beliebte Religion ist?« fragte er.

»Äußerst beliebt«, antwortete Marie Thorne.

Blaine wollte noch weitere Fragen stellen, doch Father James hatte mit einer Rede begonnen.

»William Fitzsimmons«, sagte der Pfarrer zu dem Wirt, »Sie sind aus freien Stücken hierhergekommen, um Ihre Existenz auf der irdischen Ebene zu beenden und auf der spirituellen fortzusetzen?«

»Ja, Father«, flüsterte der blasse Wirt.

»Und man hat auch die notwendigen wissenschaftlichen Verfahren angewandt, um zu gewährleisten, daß Sie Ihre Existenz auf der spirituellen Ebene fortsetzen können?«

»Ja, Father.«

Father James wandte sich an Reilly. »Kenneth Reilly, Sie sind aus freien Stücken hierhergekommen, um Ihre Existenz auf der Erde im Körper von William Fitzsimmons fortzusetzen?«

»Ja, Father«, antwortete Reilly.

»Da all dies der Fall ist«, fuhr Father James fort, »wird hierbei kein Verbrechen begangen, weder ein weltliches noch ein geistliches. Es wird kein Leben genommen, denn das Leben und die Persönlichkeit von William Fitzsimmons werden im Jenseits ungehindert fortgesetzt, und das Leben und die Persönlichkeit von Kenneth Reilly werden ungehindert auf der Erde fortgesetzt. Die Reinkarnation möge deshalb erfolgen!«

Für Blaine schien es wie eine abscheuliche Mischung aus Hochzeit und Exekution. Der lächelnde Geistliche zog sich zurück. Die Techniker schnallten die Männer an ihre Sessel und befestigten Elektroden an ihren Armen, Beinen und Stirnen. Das Theater wurde still, und die Direktoren von Rex lehnten sich gespannt nach vorne.

»Los!« sagte Reilly und blickte Blaine lächelnd an.

Der Cheftechniker drehte an einem Knopf an der schwarzen Maschine. Das Gerät fing an, laut zu summen, und die Scheinwerfer wurden matter. Beide Männer zuckten verkrampft gegen ihre Schnallen, dann sackten sie zusammen.

Blaine flüsterte: »Sie ermorden diesen armen Bastard Fitzsimmons.«

»Dieser arme Bastard«, sagte Marie Thorne, »wußte genau, was er

tat. Er ist siebenunddreißig Jahre alt und war schon sein ganzes Leben lang ein Versager. Er hat noch nie einen Job lange halten können und hatte keinerlei Chance auf ein Überleben nach dem Tode. Das war eine wunderbare Gelegenheit für ihn. Außerdem hat er eine Frau und fünf Kinder, die er nicht versorgen konnte. Die Summe, die Mr. Reilly bezahlt hat, wird es der Frau ermöglichen, den Kindern eine gute Ausbildung zu finanzieren.«

»Hurra!« sagte Blaine. »Wie schön für sie! Zu verkaufen: Vater mit kaum benutztem Körper in ausgezeichnetem Zustand. Sonderangebot! Umständehalber abzugeben!«

»Sie sind albern«, sagte sie. »Schauen Sie, es ist vorbei.«

Die Maschine wurde abgestellt, und man schnallte die beiden Männer fest. Reillys verrunzelte alte Leiche blieb unbeachtet, während die Techniker und die Ärzte den Wirtskörper untersuchten.

»Noch nichts!« rief der bärtige alte Arzt.

Blaine spürte die Nervosität im Saal, die sich mit einem Hauch von Furcht vermengt hatte. Die Sekunden zogen sich dahin, während die Ärzte und Techniker den Körper umringten.

»Immer noch nichts!« rief der alte Arzt, und seine Stimme wurde schrill.

»Was ist los?« fragte Blaine Marie Thorne.

»Wie ich Ihnen ja schon sagte, die Reinkarnation ist schwierig und gefährlich. Reillys Geist hat es bisher noch nicht geschafft, in den Wirtskörper einzudringen. Viel Zeit hat er nicht mehr.«

»Warum nicht?«

»Weil ein Körper in dem Augenblick zu sterben anfängt, in dem er nicht mehr bewohnt wird. Wenn der Geist nicht wenigstens latent im Körper ist, setzen unwiderrufliche Todesvorgänge ein. Der Geist ist lebenswichtig. Selbst ein bewußtloser Geist kontrolliert immer noch die automatischen Körpervorgänge. Aber ohne jeden Geist -«

»Immer noch nichts!« schrie der alte Doktor.

»Ich glaube, jetzt ist es schon zu spät«, flüsterte Marie Thorne.

»Ein Beben!« sagte der Arzt. »Ich habe ein Beben gespürt!«

Ein langes Schweigen setzte ein.

»Ich glaube, er ist drin!« rief der alte Arzt. »Los jetzt, Sauerstoff! Adrenalin!«

Sie setzten dem Gesicht des Wirts eine Maske auf und verabreichten ihm eine Spritze. Der Wirt bewegte sich, zitterte, sackte zusammen und bewegte sich aufs neue.

»Er hat es geschafft!« rief der alte Arzt und entfernte die Sauerstoffmaske.

Wie auf ein Stichwort hin sprangen die Direktoren von ihren Sitzen und eilten auf die Bühne. Sie umringen den Wirt, der nun mit den Augen rollte und keuchte.

»Herzlichen Glückwunsch, Mr. Reilly!«

»Gut gemacht, Sir!«

»Wir hatten uns schon Sorgen gemacht, Mr. Reilly!«

Der Wirt starrte sie an. Er wischte sich über den Mund und sagte: »Mein Name ist nicht Reilly!«

Der alte Arzt bahnte sich einen Weg durch die Direktoren und beugte sich über den Wirt. »Nicht Reilly?« fragte er. »Sind Sie Fitzsimmons?«

»Nein«, sagte der Wirt. »Ich bin nicht Fitzsimmons, dieser arme verdammte Narr! Und ich bin auch nicht Reilly. Reilly hat versucht, in diesen Körper zu gelangen, aber ich war zu schnell für ihn. Ich bin als erster reingekommen. Es ist jetzt mein Körper.«

»Wer sind Sie?« fragte der Doktor.

Der Wirt erhob sich. Die Direktoren wichen von ihm zurück, und einer von ihnen bekreuzigte sich hastig.

»Er war zu lange tot«, sagte Marie Thorne.

Das Gesicht des Wirts war nur noch schwach und sehr stilisiert das Antlitz des blassen, ängstlichen William Fitzsimmons. Es war nichts von Fitzsimmons' Entschlossenheit darin, nichts von Reillys Verdrießlichkeit und Gutmütigkeit in diesem Gesicht. Es glich nur sich selbst.

Das Gesicht war totenblaß bis auf die schwarzen Bartstoppeln an Kinn und Wangen. Die Lippen waren blutlos. Als Fitzsimmons noch da gewesen war, waren die Züge in harmonischem, unauffälligen Übereinklang gewesen. Doch nun waren die einzelnen Züge verhärtet und voneinander getrennt. Das unharmonische weiße Gesicht sah grob und unfertig aus, wie Eisen vor der Bearbeitung oder Ton vor dem Brennen. Es trug einen schlaffen, mißmutigen entspannten Ausdruck, weil Muskeltonus und -spannung im Gesicht fehlten. Die ruhigen, formlosen, unharmonischen Züge existierten einfach und verrieten nichts über die Persönlichkeit, die dahinter lag. Das Gesicht wirkte nicht mehr völlig menschlich. Alles, was menschlich an der Gestalt war, ruhte nun in den großen, geduldigen, ruhigen Buddhaaugen.

»Der Körper ist zum Zombie geworden«, flüsterte Marie Thorne und klammerte sich an Blaines Schulter fest.

»Wer sind Sie?« fragte der alte Arzt.

»Ich kann mich nicht mehr erinnern«, sagte das Wesen. »Ich kann es nicht.« Es drehte sich langsam um und wollte von der Bühne steigen. Zwei der Direktoren stellten sich ihm zögernd in den Weg.

»Haut ab«, sagte er, »das ist jetzt mein Körper.«

»Lassen Sie den armen Zombie in Frieden«, sagte der alte Arzt erschöpft.

Die Direktoren machten den Weg frei. Der Zombie ging ans Ende der Bühnen, schritt die Stufen hinab und kam zu Blaine herüber.

»Ich kenne dich!« sagte er.

»Was? Was wollen Sie?« fragte Blaine nervös.

»Ich kann mich nicht erinnern«, sagte der Zombie und starrte ihn konzentriert an. »Wie heißt du?«

»Tom Blaine.«

Der Zombie schüttelte den Kopf. »Sagt mir nichts. Aber ich werde mich schon noch dran erinnern. Du bist es schon, das stimmt schon. Irgendwas … Mein Körper stirbt, nicht wahr? Schade. Ich werde mich dran erinnern, bevor er tot ist. Du und ich, weißt du, wir waren zusammen. Blaine, erinnerst du dich nicht mehr an mich?«

»Nein!« schrie Blaine und zuckte vor der Vorstellung zurück, daß es zwischen ihm und diesem sterbenden Ding eine lebenswichtige Beziehung geben sollte. Das konnte einfach nicht sein! Auf welches gemeinsame Geheimnis spielte dieser Leichendieb da an, dieser schmutzige Usurpator, welche dunkle Intimität deutete er da an, welches gemeinsame Wissen, das nur von ihm und Blaine wahnsinnig keckernd geteilt werden sollte, wie eine schmutzige Brotrinde?

Nichts, sagte Blaine zu sich selbst. Er kannte sich selbst, wußte, wer er war, was er gewesen war. Nichts Derartiges hatte das Recht, sich zu erheben und ihn … Diese Kreatur mußte verrückt sein oder sich irren.

»Wer sind Sie?« fragte Blaine.

»Ich weiß es nicht!« Der Zombie warf seine Hände in die Höhe wie ein Mann, der in einem Netz gefangen war. Und Blaine spürte, was dieser Geist fühlen mußte, verwirrt, desorientiert, namenlos, mit dem Willen zu leben und eingekerkert in der fleischigen, sterbenden Umarmung eines Zombiekörpers.

»Ich werde dich wieder aufsuchen«, sagte der Zombie zu Blaine. »Du bist wichtig für mich. Ich werde dich wiedertreffen und mich an alles über dich und mich erinnern.«

Der Zombie wandte sich um und schritt durch den Gang aus dem Theatersaal hinaus. Blaine starrte ihm nach, bis er plötzlich eine Last auf seiner Schulter spürte.

Marie Thorne war ohnmächtig geworden. Es war die weiblichste Handlung, die sie bisher vollführt hatte.

ZWEITER TEIL

XI

An der Reinkarnationsmaschine diskutierten der Cheftechniker und der bärtige Arzt miteinander, von ihren Gehilfen respektvoll umringt. Die Auseinandersetzung wurde im Fachjargon geführt, doch Blaine merkte, daß sie wohl versuchten, die Ursache für den Mißerfolg der Reinkarnation herauszufinden. Jeder schien der Meinung zu sein, daß der Hauptfehler beim anderen liege.

Der alte Doktor beharrte darauf, daß die Maschine falsch eingestellt gewesen sein mußte oder daß ein plötzlicher, nicht-kompensierter Energieabfall eingetreten sein mußte. Der Cheftechniker schwor, daß die Maschine perfekt sei. Er war der Überzeugung, daß Reilly dem anstrengenden Versuch körperlich nicht gewachsen gewesen sei.

Niemand wollte auch nur um einen Zoll von seinem Standpunkt abweichen. Aber da sie vernünftige Menschen waren, kamen sie bald zu einer Kompromißlösung. Der Fehler, so einigten sie sich, lag bei dem namenlosen Geist, der Reilly beim Eintrittsversuch in den Körper von Fitzsimmons bekämpft hatte und ihn ausgebootet hatte.

»Aber wer war das?« fragte der Cheftechniker. »Meinen Sie, daß es ein Gespenst war?«

»Möglicherweise«, sagte der Arzt, »obwohl es verdammt selten ist, daß Gespenster in einen lebenden Körper eindringen. Aber er hat verrückt genug geredet, um ein Gespenst sein zu können.«

»Wer immer es auch gewesen sein mag«, sagte der Cheftechniker, »den Wirt hat er jedenfalls zu spät übernommen. Der Körper war definitiv zomboid. Na ja, jedenfalls kann man niemanden dafür verantwortlich machen.«

»Genau«, sagte der Doktor. »Ich werde die offensichtliche Intaktheit des Geräts bescheinigen.«

»Ein fairer Vorschlag«, antwortete der Cheftechniker. »Und ich werde die offensichtliche körperliche Eignung des Patienten bescheinigen.«

Sie wechselten einen Blick vollsten Verständnisses.

Die Direktoren hielten mittlerweile eine eigene Konferenz ab und versuchten, die kurzfristigen Auswirkungen abzuschätzen, die das Geschehen auf die personelle Struktur der Firma haben würde, überlegten, wie man die Erklärung publik machen sollte und ob man der Belegschaft von Rex einen freien Tag gewähren sollte, um den Todespalast der Familie Reilly zu besuchen.

Der ursprüngliche Körper des alten Reilly lag zusammengesackt im Sessel und wurde langsam steif. Noch immer trug er sein gelöstes, geringschätziges Grinsen.

Marie Thorne erlangte ihr Bewußtsein wieder.

»Kommen Sie«, sagte sie und führte Blaine aus dem Theatersaal hinaus. Sie eilten durch die langen grauen Gänge auf die Straße, wo sie ein Helitaxi rief und dem Piloten eine Adresse nannte.

»Wo fahren wir hin?« fragte Blaine, als das Helitaxi sich erhob und davonflog.

»In meine Wohnung. Rex wird jetzt eine Weile lang das reinste Irrenhaus sein.« Sie richtete ihre Frisur.

Blaine lehnte sich in die Polster und blickte auf die glitzernde Stadt hinab. Aus dieser Höhe sah sie aus wie eine exquisite Miniatur, ein buntes Mosaik aus Tausendundeiner Nacht. Doch irgendwo dort unten lief der Zombie durch die Straßen und Ebenen und versuchte sich zu erinnern – an ihn.

»Aber warum ich?« fragte Blaine laut.

Marie Thorne blickte ihn an. »Warum Sie und der Zombie? Herrje, warum denn wohl nicht? Haben Sie denn noch nie Fehler gemacht?«

»Ich schätze schon. Aber die sind vorbei und erledigt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht konnten Fehler in Ihrer Zeit für immer vorbei sein. Heutzutage stirbt nichts mehr mit Sicherheit. Das ist einer der großen Nachteile beim Leben nach dem Tode, wissen Sie. Manchmal weigern sich unsere Fehler, sich anständig beerdigen zu lassen und tot zu sein. Manchmal verfolgen sie einen eben.«

»Das merke ich«, sagte Blaine. »Aber ich habe nie etwas getan, das *sowas* bewirken würde!«

Sie zuckte ungerührt mit den Schultern. »Wenn das der Fall ist, dann sind Sie besser als die meisten von uns.«

Noch nie war sie ihm so fremd gewesen. Das Helitaxi senkte sich langsam. Und Blaine brütete über die Nachteile, die in allen Vorteilen steckten.

In seiner Zeit hatte er erlebt, wie die Seucheneindämmung in den rückständigen Teilen der Welt eine Bevölkerungsexplosion, Hungersnot und neue Krankheiten erzeugt hatte. Er hatte mit angesehen, wie Kernkraft zum Atomkrieg führte. Jeder Vorteil hatte seine eigenen, speziellen Nachteile mit sich gebracht. Warum sollte es da heute anders sein?

Ein beglaubigtes, wissenschaftliches Jenseits war zweifellos ein Vorteil für die Menschheit. Die Manipulation hatte die Theorie wieder eingeholt! Aber die Nachteile … Es gab eine bestimmte Aufweichung der Schutzgrenzen des irdischen Lebens, ein paar Risse im Vorhang, ein paar Brüche im Deich. Die Toten weigerten sich, still zu bleiben, sie beharrten darauf, sich im Leben einzumischen. Zu wessen Vorteil? Sogar Gespenster – zweifellos logisch und innerhalb der bekannten Naturgesetze operierend. Aber das war ein kühler Trost für einen

heimgesuchten Menschen.

Heutzutage, dachte Blaine, brach eine völlig neue Existenzebene in die Existenz des Menschen auf der Erde ein. Genau wie der Zombie auf beunruhigende Weise in *seine* Existenz eingebrochen war.

Das Helitaxi landete auf dem Dach eines Hochhauses. Marie Thorne zahlte und führte Blaine zu ihrem Apartment.

*

Es war ein großes, luftiges Apartment, auf angenehme Weise weiblich und mit einem gewissen Hauch des Spektakulären eingerichtet. Es waren mehr helle Farben zu sehen, als Blaine bei Miss Thornes schwermütigem Charakter erwartet hatte; aber vielleicht drückten die strahlenden Gelbtöne und das scharfe Rot eine Art von Wunsch aus, eine Kompensation für die Einengung durch ihr berufliches Leben. Oder vielleicht war es auch nur gerade der vorherrschende Stil. Das Apartment enthielt die Art von Geräten, die Blaine mit der Zukunft verband: sich selbst einstellende Beleuchtung und Klimaregulierung, pneumatische Sessel und eine Bar, die auf Knopfdruck einen vernünftigen Martini produzierte.

Marie Thorne ging in eines der Schlafzimmer. Sie kehrte in einem Hauskleid mit hohem Kragen zurück und setzte sich ihm gegenüber auf die Couch.

»Nun, Blaine, was haben Sie für Pläne?«

»Ich dachte, daß ich Sie zunächst einmal anpumpen wollte.«

»Kein Problem.«

»Wenn das der Fall sein sollte, dann werde ich mir zunächst ein Hotelzimmer und dann eine Arbeitsstelle suchen.«

»Das wird nicht leicht sein«, sagte sie, »aber ich kenne ein paar Leute, die vielleicht -«

»Nein danke«, wehrte Blaine ab. »Ich hoffe, daß sich das nicht allzu dämlich anhört, aber ich würde mir lieber selbst eine Stelle suchen.«

»Nein, das hört sich nicht dämlich an. Ich hoffe nur, daß es auch möglich ist. Wie wär's mit Abendessen?«

»Prima. Kochen Sie auch?«

»Ich drücke auf Knöpfe«, sagte sie. »Mal sehen. Wie wär's mit einem echt marsianischen Essen?«

»Nein danke«, sagte Blaine. »Marsianisches Essen schmeckt zwar gut, aber es hält nicht lange vor. Haben Sie zufällig ein Steak im Haus?«

Marie drückte die Knöpfe, und ihr automatischer Koch erledigte den Rest:

Er wählte die Zutaten aus der Speisekammer und der Gefrierbox,

schälte, richtete an, wusch und kochte sie und bestellte Nachschub als Ersatz.

Das Essen war ausgezeichnet, aber Marie schien auf merkwürdige Weise verlegen deswegen zu sein. Sie entschuldigte sich bei Blaine wegen der völligen Automatisierung des Vorgangs.

Schließlich stammte er ja aus einer Zeit, in der die Frauen ihre Konservenbüchsen selbst öffneten und auch selbst abschmeckten; aber damals hatten sie wahrscheinlich auch mehr Zeit dafür.

Als sie ihren Kaffee getrunken hatten, war die Sonne bereits untergegangen. Blaine sagte: »Recht vielen Dank, Miss Thorne. Wenn Sie mir nun das Geld leihen könnten, dann mache ich mich auf den Weg.«

Sie blickte ihn erstaunt an. »In der Nacht?«

»Ich werde schon ein Hotelzimmer finden. Sie sind sehr nett zu mir gewesen, aber ich will Ihnen nicht länger -«

»Ist schon gut«, sagte sie. »Bleiben Sie ruhig über Nacht.«

»Na gut«, sagte Blaine. Sein Mund war plötzlich trocken, und sein Herz schlug verdächtig schnell. Er wußte, daß an ihrer Einladung nichts Persönliches war, aber sein Körper verstand das nicht, wie es schien. Er bestand darauf, hoffnungsfroh zu reagieren, sogar erwartungsvoll – auf die selbstbeherrschte, antiseptische Miss Thorne.

Sie wies ihm ein Schlafzimmer zu und gab ihm einen grünen Pyjama. Als sie gegangen war, schloß Blaine die Tür, zog sich aus und stieg ins Bett. Als er dem Licht sagte, daß es ausgehen sollte, erlosch es.

Kurz darauf kam Miss Thorne herein, so wie sein Körper es erwartet hatte. Sie trug etwas Weißes, Schimmerndes und legte sich neben ihn.

Schweigend lagen sie nebeneinander. Marie rückte näher an ihn heran, und Blaine legte einen Arm unter ihren Kopf.

Er sagte: »Ich dachte, daß mein Typ Sie nicht anzieht?«

»Nicht ganz. Ich habe nur gesagt, daß ich große schlanke Männer *vorziehe.«*

»Ich war mal ein großer, schlanker Mann.«

»Das habe ich vermutet«, sagte sie.

Sie schwiegen. Blaine wurde unruhig und mißtrauisch. Was bedeutete das? Mochte sie ihn etwa? Oder war das nur eine Sitte der Zeit, eine Art von Eskimo-Gastfreundschaft?

»Miss Thorne«, sagte er, »ich frage mich, ob -«

»Ach sei still!« sagte sie und drehte sich plötzlich zu ihm hin. Ihre Augen wirkten in dem schattigen Zimmer riesig. »Mußt du denn alles hinterfragen, Tom?«

Nachher sagte sie verträumt: »Unter diesen Umständen kannst du mich wohl Marie nennen, glaube ich.«

Am Morgen duschte Blaine, rasierte sich und zog sich an. Marie bestellte per Knopfdruck ein Frühstück für beide. Nachdem sie gegessen hatten, reichte sie ihm einen kleinen Umschlag.

»Wenn du mehr brauchen solltest, kann ich dir noch was geben«, sagte sie. »Was jetzt deinen Job angeht -«

»Du hast mir sehr geholfen«, sagte Blaine. »Aber den Rest würde ich lieber auf eigene Faust machen.«

»Also gut. Meine Adresse und Telefonnummer stehen auf dem Umschlag. Bitte ruf mich an, sobald du ein Hotel gefunden hast.«

»Das werde ich«, sagte er und musterte sie aufmerksam. Es war keine Spur mehr von der Marie der letzten Nacht zu erkennen. Sie hätte eine völlig andere Person sein können. Aber ihre einstudierte Beherrschtheit war Blaine Reaktion genug. Jedenfalls für den Augenblick.

Als sie an der Tür standen, berührte sie seinen Arm. »Tom«, sagte sie, »paß bitte auf dich auf. Und ruf mich an.«

»Das werde ich, Marie«, versprach Blaine. Glücklich und ausgeruht ging er hinaus. Er wollte die Welt erobern.

XII

Blaines erster Gedanke war ursprünglich gewesen, nacheinander die Yacht-Konstruktionsbüros aufzusuchen. Aber er entschied sich dagegen, weil er sich einfach einmal vorgestellt hatte, wie ein Yacht-Designer aus dem Jahre 1806 in ein Büro des Jahres 1958 kam.

Der merkwürdige alte Mann mochte ja sehr talentiert sein, aber was würde ihm das nützen, wenn man ihn fragte, was er von metazentrischer Shelfanalyse verstand, von Flußdiagrammen, von Sekundärkraftzentrierung und der besten Plazierung für Radiopeilgerät und Radar? Welche Firma würde ihn bezahlen, während er alles über Reduktionsgetriebe, abblätternde Lacke, Tanktests, Propellerumdrehungszahlen, Wärmeaustauschsysteme, synthetisches Segeltuch und so weiter lernte?

Keine Chance, entschied Blaine. Er konnte nicht einfach 152 Jahre hinter der Zeit herhinken und in einem Konstruktionsbüro nach einer Stelle fragen. Eine Stelle als *was?* Vielleicht konnte er viel studieren und sich auf den Stand von 2110 bringen, aber das würde er in seiner Freizeit tun müssen.

Im Augenblick würde er alles annehmen, was er bekommen konnte.

Er ging an einen Zeitungskiosk und kaufte eine mikroverfilmte *New York Times* und ein Lesegerät. Er ging weiter, bis er eine Bank gefunden hatte, setzte sich und sah sich die Stellenanzeigen an. Schnell ließ er die qualifizierten Angebote aus, für die er ja doch nicht geeignet war, und studierte die Jobs für ungelernte Kräfte. Er las:

»Auto-Cafeteria sucht Mann für Wartung. Lediglich Grundkenntnisse der Robotik erforderlich.«

»Hüllenreiniger für Mar-Coling Raumer gesucht. Muß Rh positiv haben und verstärkter Antiklaustrophobiker sein.«

»Listenmann für hochtensilen Abfalltransporter gesucht. Bedingung: Grundkenntnisse in Jenkling. Verpflegung inklusive.«

Blaine merkte, daß selbst ungelernte Arbeit im Jahre 2110 ihn im Augenblick überfordern würde. Als er die Seite ›Stellenangebote für junge Leute‹ aufschlug, las er:

»Junger Mann gesucht, der sich für Slic-Trug-Maschinen interessiert. Gute Aufstiegsmöglichkeiten. Grundkenntnisse in Integralrechnung und Erfahrung im Gebrauch der Hooteschen Formeln erforderlich.«

»Junger Mann für Außendienstarbeit auf Venus gesucht. Gehalt plus Verkaufsprovision. Grundkenntnisse in Französisch, Deutsch, Russisch und Ourescz erwünscht.«

»Zeitungsausträger: Die Eth-Col-Agentur sucht Zeitungsjungen.

Müssen Spenning lenken können. Gute Stadtkenntnisse erforderlich.«

Er konnte also noch nicht einmal als Zeitungsjunge arbeiten!

Es war ein deprimierender Gedanke. Es war offenbar doch schwieriger, eine Stelle zu finden, als er gedacht hatte. War denn niemand mehr in dieser Stadt, der Gräben aushob oder Pakete austrug? Machten die Roboter alle körperlichen Arbeiten, oder brauchte man mittlerweile sogar schon einen Doktortitel, um eine Schubkarre zu schieben? Was war das nur für eine Welt?

Er blätterte zurück auf die erste Seite des *New York Times* und stellte sein Lesegerät schärfer ein, dann las er die Tagesneuigkeiten:

In Oxa, Südmars, wurde ein neuer Raumhafen gebaut.

Ein Poltergeist war vermutlich die Ursache für mehrere Brände in Industrieanlagen in Chicago. Man hatte mit Versuchsexorzismen begonnen.

Im Sektor Sigma-G des Asteroidengürtels waren reiche Kupfervorkommen entdeckt worden.

In Berlin waren zunehmende Doppelgängeraktivitäten zu verzeichnen.

In den Octopidörfern der Mindanao-Tiefe fanden weitere Forschungsarbeiten statt.

In Spenser, Alabama, hatte ein Mob zwei städtische Zombies gehenkt und verbrannt. Gegen die Rädelsführer waren rechtliche Schritte eingeleitet worden.

Ein führender Anthropologe vertrat die Auffassung, daß das Tuamoto-Archipel in Ozeanien die letzte Bastion des einfachen Lebens in der Art des Zwanzigsten Jahrhunderts sei.

Die Atlantische Fischwächtergesellschaft hielt ihre Jahresversammlung im Waldorf ab.

Im österreichischen Tirol hatte man ohne Erfolg einen Werwolf gejagt. Den Dorfbewohnern wurde angeraten, rund um die Uhr Wachtposten aufzustellen, damit sie sich vor dem Tier schützen könnten.

Im Kongreß war ein Gesetzesvorschlag unterbreitet worden, der Jagden und Gladiatorenkämpfe verbieten sollte. Der Antrag wurde abgelehnt.

In der Unterstadt von San Diego hatte ein Amokläufer vier Menschen getötet.

Die Zahl der Hubschrauberunfälle hatte dieses Jahr bereits die Ein-Millionen-Grenze überschritten.

Blaine legte die Zeitung beiseite, er war deprimierter denn je. Gespenster, Doppelgänger, Werwölfe, Poltergeister … Der Klang dieser vagen, grimmigen alten Worte gefiel ihm ganz und gar nicht; sie schienen heutzutage völlig reale Erscheinungen zu bezeichnen. Er wollte keinem der gefährlicheren Nebeneffekte des Jenseits mehr

begegnen.

Er stand auf und ging weiter. Er kam durch das Theaterviertel, schritt an glitzernden Markisen vorbei, an Plakaten, die die Gladiatorenkämpfe im Madison Square Garden anpriesen, an Ankündigungen für Solido-Visionsprogramme und Senso-Shows, an leuchtenden Videowänden, die Übertonkonzerte und venusische Pantomimen ankündigten. Traurig dachte Blaine daran, daß er ein Teil dieses überwältigenden Märchenlands hätte sein können, wenn Reilly sich nicht eines anderen besonnen hätte. Er hätte in einem von diesen Theatern auftreten können, angekündigt als ›Der Mann aus der Vergangenheit‹ …

Natürlich! Plötzlich wurde Blaine klar, daß ein Mann aus der Vergangenheit einen einzigartigen und unzweifelbaren Neuheitswert hatte, ein latentes Talent. Die Rex Corporation hatte sein Leben im Jahre 1958 nur gerettet, um dieses Talent auszuschlachten. Aber sie hatten ihre Meinung geändert. Was sollte ihn denn nun daran hindern, seinen Neuheitswert selbst auszubeuten? Und was sollte er denn auch sonst schon tun? Es sah so aus, als sei das Showgeschäft das einzige Geschäft, das ihm offenstand.

Er eilte in ein riesiges Bürogebäude und sah, daß auf der Liste sechs Theateragenturen standen. Er wählte Barnex, Scofield & Styles aus und nahm den Aufzug zu ihrem Büro im neunzehnten Stock.

Er kam in einen luxuriösen Warteraum, an dessen Wänden gigantische Solidografien von lächelnden Schauspielerinnen hingen. Am anderen Ende des Raums sah ihn eine hübsche Empfangsdame mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Blaine schritt an ihren Schreibtisch. »Ich möchte jemanden wegen meiner Nummer sprechen«, sagte er.

»Tut mir sehr leid«, sagte sie, »wir sind völlig ausgebucht.«

»Das ist aber eine ganz besondere Nummer.«

»Es tut mir ehrlich leid. Vielleicht nächste Woche.«

»Hören Sie«, sagte Blaine, »meine Nummer ist wirklich einmalig. Sehen Sie, ich bin ein Mann aus der Vergangenheit.«

»Es würde mich auch nicht interessieren, wenn Sie das Gespenst von Kirk Douglas wären«, flötete sie. »Wir sind *ausgebucht.* Versuchen Sie's nächste Woche noch einmal.«

Blaine wandte sich ab, um zu gehen. Ein kurzer, gedrungener Mann schoß an ihm vorbei und nickte der Empfangsdame knapp zu.

»Morgen, Miss Thatcher.«

»Morgen, Mr. Barnex.«

Barnex! Einer der Agenten! Blaine rannte hinter ihm her und packte ihn am Ärmel.

»Mr. Barnex«, sagte er, »ich habe eine Nummer -«

»Jeder hat eine Nummer«, sagte Barnex gelangweilt.

»Aber diese Nummer ist einmalig!«

»Jedermanns Nummer ist einmalig«, sagte Barnex. »Lassen Sie meinen Ärmel los. Versuchen Sie's nächste Woche noch einmal.«

»Ich bin aus der Vergangenheit!« rief Blaine und kam sich plötzlich ziemlich lächerlich vor. Barnex drehte sich um und starrte ihn an. Er sah so aus, als würde er gleich die Polizei oder die Feuerwehr anrufen. Aber Blaine redete weiter, ohne Rücksicht auf Verluste.

»Ich bin es wirklich!« sagte er. »Ich habe absolut sichere Beweise. Die Rex Corporation hat mich aus der Vergangenheit gerissen. Fragen Sie sie doch!«

»Rex?« sagte Barnex. »Ja, bei Lindys habe ich davon gehört … Hmm. Kommen Sie mit in mein Büro, Mister -«

»Blaine, Tom Blaine.« Er folgte Barnex in eine winzige überfüllte Nische. »Haben Sie eine Verwendung für mich?« fragte er.

»Vielleicht«, sagte Barnex und winkte Blaine in einen Sessel. »Kommt drauf an. Sagen Sie mir, Mr. Blaine, aus welcher Epoche der Vergangenheit stammen Sie?«

»Aus 1958. Ich habe genaue Kenntnisse der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Ich habe auf der Schulbühne gestanden und eine Berufsschauspielerin, die ich mal kannte, hat mir gesagt, daß ich eine natürliche -«

»1958? Zwanzigstes Jahrhundert, ja?«

»Ja, genau.«

Der Agent schüttelte den Kopf. »Zu schade. Wenn Sie nun ein Schwede aus dem sechsten Jahrhundert gewesen wären oder ein Japaner aus dem siebten, dann hätte ich Ihnen eine Stelle verschaffen können. Ich hatte auch keine Schwierigkeiten damit, Verträge für unsere Römer aus dem ersten Jahrhundert und unseren Sachsen aus dem vierten Jahrhundert zu bekommen, und von denen könnte ich noch ein paar mehr gebrauchen. Aber es ist verdammt schwierig, jemanden aus diesen frühen Jahrhunderten zu bekommen, seitdem die Zeitreisen verboten wurden. Und vor Christus, das kann man erst recht vergessen.«

»Aber was ist mit dem 20. Jahrhundert?« fragte Blaine.

»Ausgebucht.«

»Ausgebucht?«

»Klar. Ben Therler aus 1953 bekommt schon alle zur Verfügung stehenden Auftritte.«

»Ich verstehe«, sagte Blaine und stand langsam auf. »Na ja, Mr. Barnex, trotzdem vielen Dank.«

»Keine Ursache«, sagte Barnex. »Hätte Ihnen gerne geholfen. Wenn Sie aus irgendeiner Zeit vor dem elften Jahrhundert gewesen wäre, egal von welchem Ort, dann hätte ich Sie wahrscheinlich

unterbringen können. Aber so neues Zeugs wie das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert, dafür interessiert sich kaum jemand … He, warum gehen Sie nicht mal zu Therler? Es ist zwar kaum wahrscheinlich, aber vielleicht kann er Sie ja als Gehilfe oder sowas gebrauchen.« Er kritzelte eine Adresse auf einen Zettel und reichte sie Blaine.

Blaine nahm den Zettel, dankte ihm noch einmal und ging.

Auf der Straße blieb er einen Augenblick stehen und haderte mit seinem Schicksal. Seine einzige und unanfechtbare Fähigkeit – sein Neuheitswert – von Ben Therler aus dem Jahre 1953 usurpiert! Wirklich, dachte er, man sollte die Zeitreisen doch wesentlich exklusiver halten! Es war einfach nicht fair, einen Mann hier abzuwerfen und sich dann nicht mehr um ihn zu kümmern.

Er überlegte, was für ein Mann Therler wohl sein mochte. Na ja, er würde es ja merken. Selbst wenn Therler keinen Assistenten brauchen sollte, wäre es immer noch eine Freude und ein Trost, mit jemandem von Zuhause reden zu können. Und Therler, der ja schon länger hier lebte, konnte vielleicht ein paar Tips geben, was ein Mensch aus dem zwanzigsten Jahrhundert im Jahre 2110 anfangen konnte.

Er winkte ein Helitaxi herbei und gab dem Piloten die Adresse. Fünfzehn Minuten später befand er sich in Therlers Hochhaus und drückte auf die Klingel seines Apartments.

Ein geschniegelter, rundlicher, selbstzufrieden wirkender Mann in einem Morgenmantel öffnete die Tür.

»Sind Sie der Fotograf?« fragte er. »Sie sind zu früh.«

Blaine schüttelte den Kopf. »Mr. Therler, wir sind einander noch nie begegnet. Ich stamme aus Ihrem Jahrhundert. Ich bin von von 1958.«

»Ach ja, tatsächlich?« fragte Therler mit offensichtlichem Mißtrauen.

»Es stimmt«, sagte Blaine. »Ich bin von der Rex Corporation hergeholt worden. Sie können sich meine Geschichte von ihnen bestätigen lassen.«

Therler zuckte mit den Schultern. »Na gut, was wollen Sie?«

»Ich hatte gehofft, daß Sie vielleicht einen Gehilfen brauchen oder so -«

»Nein, nein, ich arbeite nie mit Gehilfen«, sagte Therler und wollte die Tür schließen.

»Na ja, das habe ich auch nicht erwartet«, sagte Blaine. »Der wirkliche Grund, weswegen ich gekommen bin, war, um mit Ihnen zu reden. Man ist ziemlich einsam in einem fremden Jahrhundert. Ich wollte mal mit jemandem aus meiner Zeit reden. Ich dachte vielleicht ginge es Ihnen auch so.«

»Mit mir? Oh!« sagte Therler und lächelte plötzlich ein Bühnenlächeln. »Ach so, Sie meinen über das gute alte zwanzigste Jahrhundert! Tja, Kamerad, ich würde liebend gern irgendwann mal mit Ihnen darüber reden. Das kleine alte New York! Die Dodgers und Yankees, die Kutschen im Park, die Rollschuhbahn auf der Rockefeller Plaza! Das fehlt mir wirklich! Junge, Junge! Aber ich fürchte, daß ich im Augenblick ein bißchen arg beschäftigt bin.«

»Natürlich«, sagte Blaine. »Vielleicht ein anderes Mal.«

»Prima! Aber gern!« sagte Therler und lächelte noch strahlender. »Rufen Sie doch meine Sekretärin an, alter Junge, ja? Sie wissen ja, Termine, Termine! Wir werden uns mal ordentlich unterhalten, demnächst mal. Ich vermute, daß Sie vielleicht den einen oder anderen Dollar gebrauchen könnten -«

Blaine schüttelte den Kopf.

»Dann auf Wiedersehen«, sagte Therler fröhlich. »Und rufen Sie doch bald mal an!«

Blaine verließ hastig das Gebäude. Es war schon schlimm genug, wenn einer einem seinen Neuheitswert gestohlen hatte; aber es war noch viel schlimmer, wenn das ein völliger Scharlatan getan hatte, ein Zeitbetrüger, der dem Jahr 1953 niemals näher als hundert Jahre gekommen war. Die Rockefeller *Rollschuhbahn*! Und selbst dieser Patzer wäre gar nicht nötig gewesen. Alles an dem Mann wirkte unecht.

Aber traurigerweise war Blaine wahrscheinlich im Jahre 2110 der einzige Mann, der den Schwindel als solchen erkennen konnte.

An diesem Nachmittag kaufte Blaine Ersatzkleider und eine Rasurausrüstung. In einem billigen Hotel an der Fifth Avenue nahm er sich ein Zimmer. Die nächste Woche suchte er weiterhin nach Arbeit.

Er versuchte es mit den Restaurants, aber menschliche Tellerwäscher waren eine Sache der Vergangenheit. In den Docks und Raumhäfen erledigten Roboter die meiste körperliche Schwerarbeit. Eines Tages sprach man sich zögernd für ihn aus, als er sich um eine Stelle als Verpackungskontrolleur im Kaufhaus Gimbel-Macy's bewarb. Doch nachdem die Personalabteilung sein Persönlichkeitsprofil, seinen Irritablitätsindex und seine Suggestibilitätseinstufung studiert hatte, entschied man sich doch für einen kleinen, stumpf dreinblickenden Mann aus Queens, der einen Magisterabschluß in Verpackungsdesign besaß.

Eines Abends kehrte Blaine gerade erschöpft zu seinem Hotel zurück, als er in der dichten Menschenmenge ein Gesicht erkannte. Es war ein Mann, den er überall und zu jeder Zeit sofort wiedererkannt hätte … Er war ungefähr so alt wie Blaine selbst, ein gedrungener, rotköpfiger Mann mit Stupsnase, leicht vorstehenden Zähnen und einem kleinen roten Fleck am Hals. Er gab sich gutgelaunt und

selbstsicher und hatte das unzerstörbare Selbstvertrauen eines Mannes, der immer noch irgendwie gerettet wird.

»Ray!« rief Blaine. »Ray Melhill!« Er drängte sich durch die Menge und packte ihn am Arm. »Ray! Wie bist du rausgekommen?«

Der Mann riß sich los und strich seinen Jackenärmel wieder glatt. »Ich heiße nicht Melhill«, sagte er.

»Sicher? Sind Sie sicher?«

»Natürlich bin ich mir sicher«, sagte er und wollte sich davonmachen.

Blaine stellte sich ihm in den Weg. »Einen Augenblick mal! Sie sehen genau wie er aus, bis hin zu der Verstrahlungsnarbe. Sind Sie sicher, daß Sie wirklich nicht Ray Melhill sind, ein Flußkontrolleur vom Raumer *Bremen?«*

»Ganz sicher«, sagte der Mann kühl. »Sie haben mich mit jemandem verwechselt, junger Mann.«

Blaine starrte den Mann entgeistert an als dieser anfing, sich zu entfernen. Dann langte er aus, packte den Mann an der Schulter und riß ihn herum.

»Sie dreckiger Körperklau! Sie Bastard!« brüllte Blaine und seine schwere rechte Faust schoß hervor.

Der Mann, der Melhill so genau glich, wurde gegen eine Gebäudewand geschleudert und sackte betäubt auf den Gehsteig. Blaine rannte auf ihn zu, und die Passanten wichen ihm schleunigst aus.

»Amokläufer!« schrie eine Frau und irgend jemand wiederholte den Ruf. Blaine erblickte eine blaue Uniform, die sich durch die Menge auf ihn zuschob.

Ein Bulle! Blaine duckte sich und verschwand in der Menge. Er ging schnell um eine Ecke, dann um eine weitere, manövrierte sich langsam an eine Wand und blickte zurück. Der Polizist war nicht zu sehen. Blaine ging wieder in Richtung Hotel.

Es war Melhills Körper gewesen, aber Melhill bewohnte ihn nicht mehr. Für ihn hatte es keine Rettung in letzter Minute gegeben, keine letzte Chance. Man hatte ihm seinen Körper fortgenommen und an den alten Mann verkauft, dessen zänkischer Geist den drahtigen Körper nun wie einen Anzug trug, der nicht besonders gut paßte und viel zu jugendlich für ihn war.

Nun wußte er, daß sein Freund wirklich tot war. Schweigend leerte er in der Bar neben dem Hotel ein Glas auf ihn, bevor er auf sein Zimmer zurückkehrte.

*

Der Angestellte hielt ihn auf, als er gerade am Empfangsschalter

vorbeikam. »Blaine? Ich habe eine Nachricht für Sie. Einen Augenblick.«

Blaine wartete und fragte sich, von wem die Nachricht sein konnte. Marie? Aber er hatte Marie noch nicht angerufen und wollte es auch nicht tun, bevor er eine Stellung bekommen hatte.

Der Angestellte kam zurück und reichte ihm einen Zettel. Die Nachricht lautete: »Für Thomas Blaine gibt es eine Durchsage bei der Geistervermittlung, Filiale 23. Straße. Öffnungszeiten: neun bis siebzehn Uhr.«

»Ich frage mich nur, woher irgend jemand wissen konnte, wo ich wohne«, sagte Blaine.

»Geister haben da so ihre Methoden«, sagte der Angestellte. »Ich kannte mal jemanden, dessen verstorbene Schwiegermutter trotz dreier falscher Namen, einer Transplantation und einer kompletten hautchirurgischen Operation immer noch an ihn heran kam. Er hatte sich in Abessinien vor ihr versteckt.«

»Ich habe keine tote Schwiegermutter«, sagte Blaine.

»Nein? Wer soll Sie denn dann sonst erreichen wollen?« fragte der Angestellte.

»Ich werde es morgen feststellen und Ihnen davon erzählen«, versprach Blaine. Doch sein Sarkasmus war verschwendet. Der Angestellte hatte sich schon längst wieder umgedreht und widmete sich seinem Fernlehrgang in Atommaschinenwartung. Blaine ging hoch in sein Zimmer.

XIII

Die Filiale der Geistervermittlung in der 23. Straße war ein großes Betongebäude in der Nähe der Third Avenue. Über der Tür hing eine Erklärung: »Der kostenlosen Kommunikation zwischen den Irdischen und den Jenseitigen gewidmet«.

Blaine betrat das Gebäude und studierte den Wegweiser. Darauf fand er Hinweise auf Etagen- und Zimmernummer der Sparten Nachrichtenempfang, Nachrichtenaussendung, Übersetzungen, Abschwörungen, Exorzismen, Angebote, Bittgesuche und Ermahnungen. Er war sich nicht sicher, unter welche Rubrik er zu zählen war und was die Einteilungen überhaupt beinhalteten oder auch nur, was eigentlich der Zweck der Geistervermittlung war. Er ging mit seinem Zettel zum Informationsschalter.

»Das ist die Abteilung Nachrichtenempfang«, sagte eine freundliche, grauhaarige Empfangsdame. »Gerade durch den Saal bis zum Zimmer 32A.«

»Danke.« Blaine zögerte, dann sagte er: »Könnten Sie mir vielleicht noch etwas anderes erklären?«

»Aber gern«, sagte die Frau. »Was möchten Sie denn wissen?«

»Na ja, ich hoffe, daß das … nicht allzu dumm klingt, aber … was *ist* das hier?«

Die grauhaarige Frau lächelte. »Das läßt sich schwer beantworten. Wenn man es philosophisch betrachtet, dann ist die Geistervermittlung wohl ein Schritt auf eine größere Einheit zu, ein Versuch, den Dualismus zwischen Geist und Körper aufzuheben und dafür -«

»Nein«, sagte Blaine, »ich meine ganz wörtlich.«

»Wörtlich? Nun, die Geistervermittlung ist eine Privatorganisation, die steuerfrei arbeitet und als Vermittlungsstelle zwischen der Schwelle des Jenseits und der Erde dient, um *die* Kommunikation zu ermöglichen. In manchen Fällen benötigen Leute natürlich unsere Hilfe nicht, da sie allein dazu in der Lage sind, mit ihren Verstorbenen zu kommunizieren. Aber normalerweise braucht man eine Verstärkung. Dieses Zentrum besitzt das nötige Zubehör, um die Verstorbenen für menschliche Ohren hörbar zu machen. Außerdem bieten wir noch andere Dienstleistungen an, etwa Abschwörungen, Exorzismen, Ermahnungen und so weiter, die dann und wann angebracht sind, wenn der Geist wieder mit dem Fleisch zusammentrifft.«

Sie lächelte ihn voller Wärme an. »Sind Sie jetzt besser im Bilde?«

»Recht vielen Dank«, sagte Blaine und schritt durch den Saal zu Zimmer 32A.

Es war ein kleiner grauer Raum mit mehreren Armlehnensesseln und einem in die Wand eingelassenen Lautsprecher. Blaine setzte sich und fragte sich, was nun wohl geschehen würde.

»Tom Blaine!« rief eine körperliche Stimme aus dem Lautsprecher.

»Häh? Was?« fragte Blaine und sprang auf, um an die Tür zu gehen.

»Tom! Wie geht's dir, alter Junge?«

Blaine, dessen Hand bereits auf dem Türknauf ruhte, erkannte plötzlich die Stimme. »Ray Melhill?«

»Richtig! Ich bin hier oben, wo die reichen Macker hinkommen, wenn sie sterben. Ganz gut, was?«

»Das ist ja wohl die Untertreibung des Jahrhunderts«, sagte Blaine. »Aber Ray, wie nur? Ich dachte, du hättest keine Jenseitsversicherung?«

»Hatte ich auch nicht. Ich will dir die ganze Geschichte erzählen. Man hat mich ungefähr eine halbe Stunde, nachdem sie dich abgeführt haben, auch geholt. Ich war so verdammt wütend, daß ich dachte, ich würde durchdrehen. Ich blieb auch während der Chloroformbehandlung wütend und schließlich auch während des Auslöschens. Ich war immer noch wütend, als ich starb.«

»Wie war das, zu sterben?« fragte Blaine.

»Wie explodieren. Ich fühlte, wie ich überallhin verteilt wurde, so groß wurde wie die Galaxis und in Teile zerbrach; die Teile wurden in noch kleinere Teile zersplittert – und das alles war *ich.*«

»Was ist dann passiert?«

»Weiß ich nicht. Vielleicht war es ganz gut, so wütend zu sein. Ich wurde so weit auseinandergedehnt, daß es nicht mehr weiter ging – noch weiter, und das wäre nicht mehr ich gewesen –, und dann bin ich einfach wieder zusammengekommen. Manchen Leuten passiert das ja. Hab dir ja erzählt, daß einer von einer Million auch ohne Jenseitstraining überlebt, schon immer. Ich war einer von diesen Glückspilzen.«

»Ich schätze, daß du alles über mich weißt«, sagte Blaine. »Ich hab versucht, was für dich zu tun, aber du warst schon verkauft worden.«

»Ich weiß«, sagte Melhill. »Trotzdem danke, Tom. Ach ja, und vielen Dank, daß du diesem Mistkerl eins reingehauen hast. Der Typ, der in meinem Körper rumrennt.«

»Das hast du gesehen?«

»Ich hab die Augen offengehalten«, sagte Melhill. »Ach, was ich noch sagen wollte, diese Marie gefällt mir. Hübsches Mädchen.«

»Danke Ray. Wie ist es so im Jenseits?«

»Das weiß ich nicht.«

»Nicht?«

»Ich bin noch nicht *im* Jenseits, Tom. Ich bin auf der Schwelle. Das ist ein Vorbereitungsstadium, eine Art Brücke zwischen der Erde und dem Jenseits. Es ist schwer zu beschreiben. Eine Art Grau, die Erde ist auf der einen Seite und das Jenseits auf der anderen.«

»Warum gehst du nicht hinüber?« fragte Blaine.

»Jetzt noch nicht«, sagte Melhill. »Ins Jenseits führt nur eine Einbahnstraße. Wenn du einmal drüben bist, kannst du nicht mehr zurück, dann gibt es keinen Kontakt mit der Erde mehr.«

Blaine dachte einen Augenblick darüber nach, dann fragte er: »Wann wirst du denn hinübergehen, Ray?«

»Ich weiß es noch nicht so recht. Ich hab mir gedacht, daß ich wohl eine Weile an der Schwelle bleibe und ein bißchen auf die Dinge aufpasse.«

»Auf mich aufpaßt, meinst du wohl.«

»Na ja …«

»Vielen Dank, Ray, aber tu es nicht. Geh ins Jenseits. Ich kann schon auf mich achtgeben.«

»Klar kannst du das«, sagte Melhill. »Aber ich glaube, daß ich trotzdem noch eine Weile hier herumhängen werde. Du würdest es doch auch für mich tun, nicht wahr? Also, dann widersprich mir nicht! Aber jetzt hör mal zu, ich vermute, daß du weißt, daß du in Schwierigkeiten bist?«

Blaine nickte. »Du meinst den Zombie?«

»Ich weiß nicht, wer er ist oder was er von dir will, Tom, aber es ist auf jedenfall nichts Gutes. Wenn er es merkt, dann ist es auf jeden Fall besser, du bist ganz weit weg. Aber das waren nicht die Schwierigkeiten, die ich gemeint habe.«

»Meinst du etwa, daß da noch mehr sind?«

»Ich fürchte schon, Tom, du wirst heimgesucht werden.«

Blaine konnte nicht anders, er mußte lachen.

»Was ist daran so lustig?« fragte Melhill verärgert. »Meinst du, das wäre ein *Spaß,* heimgesucht zu werden?«

»Ich schätze nein. Aber ist das denn wirklich so schlimm?«

»Herrje, du bist vielleicht ein Ignorant!« rief Melhill. »Weißt du irgend etwas über Gespenster? Wie sie entstehen und was sie wollen?«

»Erzähl es mir.«

»Na ja, es gibt da drei Möglichkeiten, wenn ein Mensch stirbt. Erstens kann sein Geist einfach explodieren, sich verteilen, auflösen, das ist dann das Ende. Zweitens kann sein Geist auch das Todestrauma überleben, zusammenbleiben, dann findet er sich an der Schwelle wieder, als Geist eben. Ich nehme an, daß du von diesen beiden Möglichkeiten weißt.«

»Red weiter«, sagte Blaine.

»Die dritte Möglichkeit ist die: Sein Geist zerbricht während des

Todestraumas, aber nicht genug, um aufgelöst zu werden. Er kommt bis an die Schwelle. Aber die Anstrengung hat ihn beschädigt. Er ist verrückt geworden. Und so entsteht ein Gespenst, mein Freund.«

»Hm«, sagte Blaine. »Dann ist ein Gespenst also ein Geist, der während des Todestraumas verrückt geworden ist?«

»Genau. Er ist verrückt, und er spukt.«

»Aber warum?«

»Gespenster spuken«, sagte Melhill, »weil sie angefüllt sind mit Haß, Wut, Furcht und Schmerz. Sie wollen nicht ins Jenseits. Sie wollen so lange wie möglich auf der Erde bleiben, auf die sich ihre Aufmerksamkeit immer noch richtet. Sie wollen Leute erschrecken, ihnen wehtun, sie in den Wahnsinn treiben. Das Spuken ist das antisozialste, was sie tun können, es ist ihr Wahnsinn. Schau mal, Tom, seit den Anfängen der Menschheit …«

*

Seit den Anfängen der Menschheit hatte es immer schon Gespenster gegeben, aber ihre Zahl war immer gering. Nur ein paar Menschen pro Million überlebten ihren Tod, und nur ein winziger Prozentsatz dieser Überlebenden wurde während des Übergangs wahnsinnig und wurde zu Gespenstern.

Aber die Wirkung, die diese wenigen auf die vom Tode faszinierte Menschheit ausübte, war kolossal; auf eine Menschheit, die erschreckt war von der kalten, achtlosen Unbeweglichkeit einer Leiche, die vor kurzem noch so lebendig und schnell gewesen war, schockiert von dem grausigen, beziehungslosen Humor des Skeletts. Die gründliche, geheimnisvolle Gestalt des Todes schien unendlich bedeutungsvoll zu sein, ihr warnender Finger zeigte auf einen mit Geistern angefüllten Himmel. So kam es, daß für jedes echte Gespenst durch Gerüchte und Angst tausend weitere erfunden wurden. Jede schreiende Fledermaus wurde zu einem Gespenst. Moorfeuer, flatternde Vorhänge und schwankende Bäume wurden zu Gespenstern, und St.-Elms-Feuer, großäugige Eulen, Ratten im Gemäuer, Füchse im Gebüsch, sie alle wurden zu Beweisen für das Gespenstische gemacht. Die Volksüberlieferungen blühten und brachten Hexen und Zauberer hervor, bösartige kleine Familiare, Dämonen und Teufel, Sukkubi und Inkubi, Werwölfe und Vampire. Hinter jedem Gespenst witterte man tausend weitere, und für jede übernatürliche Tatsache nahm man eine Million weitere an.

Die frühen Wissenschaftler traten bei ihren Forschungen in dieses Labyrinth ein und versuchten, die Wahrheit über übernatürliche Erscheinungen herauszubekommen. Sie entlarvten zahllose Betrügereien, Halluzinationen und Fehlurteile. Und sie fanden einige

echte, unerklärliche Geschehnisse, die, wenn auch interessant, statistisch insignifikant waren.

Die ganzen Volksüberlieferungen würden über den Haufen geworfen. Statistisch gesehen gab es keine Gespenster. Aber dennoch war da beständig ein heimtückisches, nicht festzumachendes *Etwas,* das sich weigerte, stillzuhalten und sich untersuchen zu lassen. Jahrhundertelang ignorierte man es, dieses seltene *Etwas,* das den Erzählungen von Sukkubi und Inkubi eine Grundlage und Realität bescherte. Bis die Wissenschaft schließlich die Volkslegenden einholte, ihnen einen Platz unter den unanfechtbaren Erscheinungen einräumte und sie salonfähig machte.

Als das wissenschaftliche Jenseits entdeckt worden war, verstand man das irrationale Gespenst als einen wahnsinnig gewordenen Geist, der die neblige Zwischenwelt zwischen Erde und Jenseits bewohnte. Die Arten des Gespensterwahnsinns ließen sich genauso kategorisieren wie der Wahnsinn auf der Erde. Es gab die Melancholiker, die trübsinnig durch die Bilder ihrer großen Leidenschaften schwebten; den flüsternden Hebephreniker, der fröhlichen, willkürlichen Unsinn daherplapperte; die Idioten und Retardierten, die in der Verkleidung von kleinen Kindern wiederkamen; die Schizophrenen, die sich für Tiere hielten, Prototypen des Vampirs und des Schneemenschen, des Werwolfs, Wertigers, Werfuchses, Werhunds. Es gab die zerstörerischen, steinewerfenden, brandstiftenden Gespenster, die Poltergeister und die großsprecherischen Paranoiker, die sich selbst für Luzifer oder Beelzebub hielten, für Israfael oder Azazael, den Geist der Vergangenen Weihnacht, für die Furien, die Göttliche Gerechtigkeit oder sogar für den Tod persönlich.

Spuk war Wahnsinn. Sie weinten am alten Wachturm, diese wenigen Gespenster, auf deren schimmernden Schultern das ganze große Gebäude der Volksüberlieferung ruhte, sie vermengten sich mit den Nebeln am Galgen und stammelten ihren Unsinn bei Seancen hervor. Sie redeten, weinten, tanzten und sangen zur Belustigung der Leichtgläubigen, bis wissenschaftliche Beobachter mit ihren nüchternen, kalten Fragen erschienen. Da flohen sie zurück an die Schwelle, entsetzt von diesem Gegenschlag der Vernunft, um ihre Illusionen bangend, in der Furcht, kuriert zu werden.

*

»So war das«, schloß Melhill. »Den Rest kannst du dir denken. Seit es die Jenseits, Inc. gibt, haben verflucht viel mehr Leute den Tod überlebt. Aber natürlich werden auch sehr viel mehr dabei wahnsinnig.«

»Und dadurch entstanden viel mehr Gespenster«, schloß Blaine.

»Genau. Eins davon ist hinter dir her«, sagte Melhill, und seine Stimme wurde schwächer. »Also paß auf dich auf, Tom, ich muß jetzt gehen.«

»Was ist denn das für ein Gespenst?« fragte Blaine. »Wessen Geist ist es? Und warum mußt du weg?«

»Man braucht Energie, um auf der Erde zu bleiben«, flüsterte Melhill. »Ich bin so gut wie verbraucht. Muß mich erst wieder aufladen. Hörst du mich noch?«

»Ja, red weiter.«

»Ich weiß nicht genau, wann sich das Gespenst zeigen wird, Tom. Und ich weiß auch nicht, wer es ist. Ich habe ihn gefragt, aber er wollte es mir nicht sagen. Hüte dich jedenfalls vor ihm.«

»Ich passe auf«, sagte Blaine und preßte das Ohr an den Lautsprecher. »Ray! Werde ich dich nochmal sprechen können?«

»Ich glaube schon«, sagte Melhill, dessen Stimme kaum noch zu hören war. »Tom, ich weiß, daß du einen Job suchst. Versuch es mal bei Ed Franchel, 322 West 19. Straße. Ist rauhe Arbeit, bringt aber auch gutes Geld. Und paß auf dich auf!«

»Ray!« schrie Blaine. »Was für eine *Art* von Gespenst ist das?«

Er erhielt keine Antwort. Der Lautsprecher blieb still, und er war allein in dem grauen Raum.

XIV

322 West 19. Straße, die Adresse, die Ray Melhill ihm gegeben hatte, war ein kleines, heruntergekommenes Braunsteinhaus in der Nähe der Docks. Blaine stieg die Stufen hoch und drückte den Erdgeschoßsummer, auf dem *Edward J. Franchel Enterprises* stand. Ein großer, beinahe glatzköpfiger Mann in Hemdsärmeln öffnete die Tür.

»Mr. Franchel?« fragte Blaine.

»Der bin ich«, sagte der Mann mit einem entschiedenen fröhlichen Lächeln. »Hier entlang, Sir.«

Er führte Blaine in ein Apartment, in dem es scharf nach gekochtem Kohl stank. Der vordere Teil des Apartments war als Büro eingerichtet, mit einem papierübersäten Schreibtisch, einem staubigen Aktenschrank und mehreren Stühlen mit steifen Rückenlehnen. Dahinter sah Blaine ein dunkles Wohnzimmer. Aus dem hinteren Innenraum des Apartments krächzte ein Solido eine Tagesshow heraus.

»Entschuldigen Sie bitte den Zustand«, sagte Franchel und winkte Blaine auf einen Stuhl. »Ich werde in ein richtiges Büro im oberen Teil der Stadt ziehen, sobald ich die Zeit dazu habe. Die Aufträge sind so schnell und wild reingekommen … Nun, Sir, was kann ich für Sie tun?«

»Ich suche einen Job«, sagte Blaine.

»Scheiße!« sagte Franchel. »Ich dachte, Sie wären ein Kunde.« Er drehte sich in die Richtung des lärmenden Solidos und rief: »Alice, würdest du mal das verdammte Ding leiser stellen!« Er wartete, bis die Lautstärke ein wenig nachgelassen hatte, dann wandte er sich an Blaine. »Kumpel, wenn das Geschäft nicht bald besser läuft, dann werde ich wohl wieder eine Selbstmordkabine in Coney Island aufmachen. Einen Job, eh?«

»Ja. Ray Melhill hat mir geraten, es bei Ihnen zu versuchen.«

Franchels Gesicht hellte sich auf. »Wie geht's Ray denn?«

»Er ist tot.«

»Schade«, sagte Franchel. »Er war ein guter Bursche, wenn auch immer ein bißchen wild. Er hat einige Male für mich gearbeitet, wenn die Raumpiloten gerade streikten. Möchten Sie einen Drink?«

Blaine nickte. Franchel ging an den Aktenschrank und holte eine Flasche Ryewhiskey Marke »Mondsaft« hervor. Er fand zwei schartige Gläser und füllte sie mit einem geübten Schlenker.

»Auf den alten Ray«, sagte Franchel. »Ich vermute, daß er wohl eingetütet worden ist, wie?«

»Eingetütet und verpackt«, sagte Blaine. »Ich habe gerade mit ihm über die Geistervermittlung gesprochen.«

»Dann ist er ja bis zur Schwelle gekommen!« sagte Franchel bewundernd. »Kumpel, so ein Glück müßten *wir* mal haben! Sie wollen also einen Job? Na ja, vielleicht kann ich das einrichten. Stehen Sie mal auf.«

Er ging um Blaine herum, prüfte seine Armmuskeln und tastete mit einer Hand über seine harten Schultermuskeln. Er stellte sich vor Blaine auf, nickte mit gesenktem Blick und machte dann plötzlich mit der Faust eine Finte auf Blaines Gesicht. Blaines Rechte schoß sofort empor und blockte den Schlag rechtzeitig ab.

»Gute Statur, gute Reflexe«, sagte Franchel. »Ich glaube, Sie sind geeignet dafür. Verstehen Sie was von Waffen?«

»Nicht viel«, sagte Blaine und wunderte sich, was er da wohl für eine Stelle bekommen würde. »Nur – äh – antike. Garands, Winchester, Colts.«

»Ehrlich?« fragte Franchel. »Wissen Sie, ich wollte schon immer mal antike Rückstoßlader sammeln. Aber auf dieser Jagd sind keine Projektil- und Strahlenwaffen erlaubt. Was haben Sie noch aufzuweisen?«

»Ich kann mit einem Bajonettgewehr umgehen«, sagte Blaine und dachte daran, wie schallend sein Unteroffizier in der Grundausbildung jetzt gelacht hätte.

»Ja? Stoßen und Parieren und so? Sagenhaft, ich dachte, der Bajonettkampf wäre eine ausgestorbene Kunst! Sie sind der erste, dem ich in fünfzehn Jahren begegnet bin, der das kann. Kumpel, Sie sind angestellt!«

Franchel ging an seinen Schreibtisch zurück, schrieb etwas auf einen Zettel und reichte ihn Blaine.

»Morgen gehen Sie zu dieser Adresse und bekommen Ihre Instruktionen. Sie bekommen den üblichen Jägerlohn, zweihundertfünfzig Dollar plus fünfzig für jeden Arbeitstag. Haben Sie eigene Waffen und Zubehör? Na gut, dann besorge ich Ihnen das Zeug, aber es wird Ihnen vom Lohn abgezogen. Und ich bekomme zehn Prozent Provision. O.K.?«

»Klar«, sagte Blaine. »Könnten Sie mal die Jagd ein wenig erklären?«

»Da gibt es nichts zu erklären. Es ist eine Standardjagd. Aber erzählen Sie es nicht überall herum. Ich bin mir nicht sicher, ob Jagden immer noch erlaubt sind. Ich wünschte, daß der Kongreß die Gesetze über Selbstmord und Genehmigten Mord endlich mal deutlich klären würde. Man weiß ja überhaupt nicht mehr, woran man ist.«

»Ja«, stimmte Blaine ihm von Herzen zu. Wer wußte das schon?

»Wahrscheinlich werden Sie beim Briefing auch was über die rechtlichen Aspekte sagen«, erklärte Franchel. »Die anderen Jäger werden auch da sein, und das Opfer wird euch alles erklären, was ihr

wissen müßt. Grüßen Sie Ray von mir, falls Sie nochmal mit ihm reden sollten. Sagen Sie ihm, daß es mir leid tut, daß er getötet wurde.«

»Mache ich«, sagte Blaine. Er entschied sich, keine weiteren Fragen mehr zu stellen, weil er befürchtete, daß ihn das seinen Job kosten könnte. Was immer für eine Jagd das sein mochte, er und sein Körper würden es mit Sicherheit schaffen. Und ein Job, irgendein Job, war nun nötig, sowohl für sein Selbstwertgefühl wie auch für seinen schrumpfenden Geldbeutel.

Er dankte Franchel und ging.

An diesem Abend aß er in einem billigen Imbiß und kaufte sich mehrere Illustrierte. Er war guter Stimmung, daß er eine Stelle bekommen hatte und war sich sicher, daß er seinen Weg in diesem Zeitalter schon machen würde.

Als er auf dem Weg ins Hotel einen Mann in einer Seitenstraße stehen sah, der ihn betrachtete, dämpfte dies seine Freude ein wenig. Der Mann hatte ein bleiches Gesicht und ruhige Buddhaaugen und seine groben Kleider hingen an ihm herunter wie an einer Vogelscheuche.

Es war der Zombie.

Blaine eilte in sein Hotel zurück, er wollte es nicht wahrhaben, daß es Ärger geben könnte. Wenn eine Katze schließlich das Recht hatte, einen König anzublicken, warum sollte ein Zombie dann nicht einen Mann betrachten dürfen, was war denn schon Schlimmes dabei?

Dieser Gedankengang hinderte ihn allerdings nicht daran, bis zum Morgengrauen Alpträume zu haben.

*

Früh am nächsten Morgen ging Blaine zur Kreuzung Park Avenue/42. Straße, um einen Bus zu dem Briefing zu nehmen. Während er wartete, bemerkte er auf der anderen Seite der 42. Straße Unruhe.

Ein Mann war mitten auf dem geschäftigen Gehsteig stehengeblieben. Er lachte vor sich hin, und die Leute entfernten sich langsam von ihm. Blaine schätzte, daß er in seinen Fünfzigern sein mochte; er trug unauffällige Tweedkleidung, hatte eine Brille auf und schien ein wenig Übergewicht zu haben. Er hatte einen kleinen Aktenkoffer in der Hand und sah aus wie zehn Millionen anderer Geschäftsleute auch.

Plötzlich hörte er abrupt auf zu lachen. Er machte den Reißverschluß seines Aktenkoffers auf und holte zwei lange, leicht gebogene Dolche daraus hervor. Er warf den Aktenkoffer fort und danach auch die Brille.

»Amokläufer!« rief irgend jemand.

Der Mann stürzte sich mit blitzenden Dolchen in die Menschenmenge hinein. Die Leute fingen an zu schreien, und die Menge stob vor ihm auseinander.

»Amokläufer! Amokläufer!«

»Ruft die Bullen!«

»Achtung, Amokläufer!«

Ein Mann lag am Boden. Er hielt sich seine zerrissene Schulter und fluchte. Das Gesicht des Amokläufers war nun feurig gerötet, und Speichel troff aus seinem Mund. Er watete noch tiefer in die dichte Menge hinein, und die Menschen stießen sich beim Versuch, zu entfliehen, gegenseitig zu Boden. Eine Frau schrie auf, als sie das Gleichgewicht verlor, und die Pakete, die sie im Arm getragen hatte, verteilten sich über den Gehsteig. Der Amokläufer stieß mit der Linken nach ihr, verfehlte sie und drängte noch tiefer in die Menge ein. Sechs oder acht blauuniformierte Polizisten erschienen mit gespreizten Armen. »Alles auf den Boden!« riefen sie. »Alles in Deckung! Auf den Boden!«

Der Verkehr war zum Erliegen gekommen. Die Leute, die dem Amokläufer im Weg standen, warfen sich zu Boden. Auf Blaines Straßenseite gingen die Leute ebenfalls in Deckung.

Ein sommersprossiges Mädchen von etwa zwölf Jahren zupfte Blaine am Ärmel. »Kommen Sie, Mister, gehen Sie in Deckung! Wollen Sie etwa weggestrahlt werden?«

Blaine legte sich neben sie. Der Amokläufer hatte sich umgedreht und rannte nun auf die Polizisten zu, wobei er wortlose Schreie ausstieß und seine Dolche schwang.

Drei der Polizisten feuerten zur gleichen Zeit, und ihre Waffen gaben gelbe Strahlen von sich, die rot aufglühten, als sie den Amokläufer trafen. Er schrie, als seine Kleidung Feuer zu fangen begann, drehte sich um und versuchte zu fliehen.

Ein Strahl traf ihn voll in den Rücken. Er schleuderte seine Dolche auf die Polizisten und brach zusammen.

Mit wirbelnden Rotorblättern senkte sich ein Krankentransporter hinab, und der Amokläufer und seine Opfer wurden schnell verladen. Die Polizisten begannen damit, die Menge wieder auseinanderzutreiben, die sich um sie gebildet hatte.

»Ist gut, Leute, alles vorbei! Gehen Sie weiter!«

Die Menge löste sich auf. Blaine stand auf und klopfte sich ab. »Was war denn das?« fragte er.

»Das war doch ein Amokläufer, Sie Dummkopf«, sagte das sommersprossige Mädchen. »Haben Sie denn nichts *gesehen?«*

»Ich hab’s gesehen. Gibt es hier viele davon?«

Sie nickte voller Stolz. »New York hat mehr Amokläufer als jede

andere Stadt auf der Welt, mit Ausnahme von Manila. Wir haben etwa fünfzig im Jahr.«

»Mehr«, meinte ein vorbeikommender Mann. »Vielleicht siebzig, achtzig im Jahr. Aber dieser hier war nicht besonders gut.«

Um Blaine und das Mädchen hatte sich eine kleine Gruppe gebildet. Die Leute diskutierten über den Amokläufer auf ähnliche Weise, wie Blaine es bei Fremden in seinem Zeitalter erlebt hatte, die über einen Autounfall redeten.

»Wie viele hat er denn erwischt?«

»Nur fünf und ich glaube nicht, daß er auch nur einen davon getötet hat.«

»Er war nicht voll bei der Sache«, sagte eine alte Frau. »Als ich noch ein Mädchen war, da konnte man sie nicht so einfach aufhalten. Stark waren die damals.«

»Na ja, er hat sich auch einen schlechten Platz ausgesucht«, meinte das sommersprossige Mädchen. »Die 42. Straße ist voll von Bullen. Ein Amokläufer kann ja kaum in Gang kommen, da wird er schon umgestrahlt.«

Ein großer Polizist kam zu ihnen herüber. »Gut, Leute, jetzt macht mal, daß ihr fort kommt. Der Spaß ist vorbei, weitergehen.«

Die Gruppe löste sich auf. Blaine erwischte seinen Bus und fragte sich, warum wohl über fünfzig Leute in New York jährlich amokliefen. Reine Nervosität? Eine wahnsinnige Abart des Individualismus? Erwachsenenkriminalität?

Es war eine der Sachen, die er über die Welt von 2110 herausfinden mußte.

XV

Die Adresse stellte sich als ein Penthouse hoch über der Park Avenue in den siebziger Straßen heraus. Ein Butler führte ihn in ein geräumiges Zimmer, wo man Stühle in einer langen Reihe aufgestellt hatte. Die zwölf Männer, die auf den Stühlen saßen, waren ein lärmender, zäher, wettergegerbter Haufen, schlampig gekleidet und nervös in solch vornehmer Umgebung. Die meisten kannten einander.

»He, Otto! Wieder beim Jagdspiel dabei?«

»Ja. Kein Geld.«

»Wußte doch, daß du wiederkommen würdest. Hallo Tim!«

»Hallo Bjorn! Das ist meine letzte Jagd.«

»Klar. Bis zum nächsten Mal.«

»Nein, ich meine es ernst. Ich kaufe mir eine Samenpreßfarm im Nordatlantischen Becken. Brauche nur noch ein bißchen Anfangskapital.«

»Du wirst dein Anfangskapital versaufen.«

»Diesmal nicht.«

»Hallo Theseus! Wie geht's deinem Wurfarm?«

»Ganz gut, Chico. Que tal?«

»Nicht übel, Junge.«

»Da ist ja Sammy Jones, immer der Letzte!«

»Bin doch wohl pünktlich, oder?«

»Zehn Minuten zu spät. Wo ist denn dein Partner?«

»Sligo? Tot. Auf dieser Asturias-Jagd.«

»Harte Sache. Jenseits?«

»Unwahrscheinlich.«

Ein Mann trat ins Zimmer und rief: »Gentlemen, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!«

Er ging in die Mitte des Raums und stellte sich mit in die Hüften gestemmten Armen vor den Jägern auf. Er war ein schlanker, sehniger Mann von mittlerer Größe, in Reithosen gekleidet; er trug ein Hemd mit offenem Kragen. Er hatte einen kleinen, sorgfältig gepflegten Schnurrbart und strahlend blaue Augen in einem braungebrannten Gesicht. Ein paar Minuten blickte er die Jäger der Reihe nach an, während sie hüstelten und unbehaglich mit den Füßen scharrten.

Schließlich sagte er: »Guten Morgen, Gentlemen. Ich bin Charles Hull, Ihr Arbeitgeber und Opfer.« Er schenkte ihnen ein Lächeln ohne jede Wärme. »Zunächst ein paar Worte zum rechtlichen Aspekt unseres Vorgehens, meine Herren. Es hat in letzter Zeit diesbezüglich ein wenig Verwirrung gegeben. Mein Anwalt hat sich intensiv mit der Sache befaßt und wird ein paar Erklärungen abgeben. Mr. Jensen!«

Ein kleiner, nervös wirkender Mann kam ins Zimmer, drückte

seine Brille fester auf die Nase und räusperte sich.

»Jawohl, Mr. Hull. Gentlemen, was die Legalität der Jagd angeht: In Übereinstimmung mit den Gesetzesänderungen zum Selbstmordgesetz von 2102 hat jeder Mensch, der durch Jenseitsversicherung abgesichert ist, das Recht, seinen eigenen Tod auf jede beliebige Weise und an jedem beliebigen Ort zu jedem beliebigen Zeitpunkt selbst zu bestimmen, vorausgesetzt, daß die Todesart keinen grausamen und unnatürlichen Mißbrauch dieses Rechts darstellt. Die Begründung für dieses ›Grundrecht zu sterben‹ liegt auf der Hand: Die Gerichte erkennen den physischen Tod nicht als Tod *per se* an, sofern besagter Tod nicht die Vernichtung des Geistes beinhaltet. Juristisch betrachtet ist der körperliche Tod nichts anderes als das Abschneiden eines Fingernagels, vorausgesetzt, daß der Geist bestehen bleibt. Durch höchstrichterliches Urteil des Obersten Gerichtshofs ist bestimmt worden, daß der Körper ein Anhängsel des Geistes ist, seine Kreatur, mit der der Geist nach Belieben verfahren kann, um sie zu beseitigen.«

Während der Erklärung war Hull mit schnellen, katzenartigen Schritten im Raum auf und ab gegangen. Jetzt blieb er stehen und sagte: »Danke, Mr. Jensen. Mein Recht auf Selbstmord bleibt also unanfechtbar. Es ist auch nichts Ungesetzliches dabei, wenn ich eine oder mehrere Personen wie Sie dazu bestimme, den Akt des Selbstmords für mich durchzuführen. Und Ihre Handlungen werden durch den Paragraphen über Genehmigten Mord im Selbstmordgesetz abgesichert. Alles schön und gut. Das einzige juristische Problem ergibt sich durch einen kürzlichen Zusatz zum Selbstmordgesetz.«

Er nickte Mr. Jensen zu.

»Der Zusatz besagt«, sagte Jensen, »daß ein Mensch zu jeder Zeit und an jedem Ort und durch jedes Mittel sich einen Tod aussuchen darf, *sofern dieser Tod für niemanden sonst körperliche Schäden mit sich bringt.*«

»Das«, sagte Hull, »ist die problematische Klausel. Nun ist eine Jagd eine legale Form des Selbstmords. Man sorgt für einen Zeitpunkt und einen Ort. Sie, die Jäger, jagen mich. Ich, das Opfer, fliehe. Sie fangen mich und töten mich dann. Prima. Bis auf eine Sache.«

Er drehte sich zu dem Anwalt um. »Mr. Jensen, Sie können den Raum verlassen. Ich will Sie nicht zum Beihelfer machen.«

Nachdem der Anwalt gegangen war, sagte Hull: »Das eine Problem, das noch bestehen bleibt, ist natürlich die Tatsache, daß ich bewaffnet sein werde und mich sehr anstrengen werde, Sie umzubringen. Jeden von Ihnen. Alle von Ihnen. Und *das* ist ungesetzlich.«

Hull setzte sich elegant auf einen Stuhl. »Das ist jedoch mein Verbrechen, nicht Ihres. Ich habe Sie eingestellt, um mich zu töten. Sie

haben keine Ahnung, daß ich vorhabe, mich zu schützen, mich zu wehren. Das ist zwar eine juristische Fiktion, aber eine, die Sie davor bewahren wird, möglicherweise Beihelfer zu sein. Wenn ich dabei erwischt werde, einen von Ihnen töten zu wollen, dann wird die Strafe sehr hart sein. Aber ich werde nicht erwischt werden. Einer von Ihnen wird mich töten und mich dadurch außer Reichweite der menschlichen Justiz befördern. Wenn ich das Unglück haben sollte, Sie *alle* umzubringen, dann werde ich meinen Selbstmord auf altmodische Weise selbst durchführen, und zwar mit Gift. Aber das wäre eine Enttäuschung für mich. Ich verlasse mich darauf, daß Sie nicht so schlampig sein werden, das geschehen zu lassen. Noch irgendwelche Fragen?«

Die Jäger murmelten untereinander:

»Gelackter Schnösel, labernder!«

»Vergiß es, alle Opfer reden so.«

»Glaubt wohl, er wär was Besseres als wir, mit seinem eingebildeten Juristengequatsche!«

»Werden ja sehen, wie er mit einem Stück Stahl im Leib redet!«

Hull lächelte kalt. »Ausgezeichnet. Ich glaube, die Situation ist geklärt. Wenn Sie mir nun bitte verraten würden, welche Waffen Sie verwenden.«

Einer nach dem anderen antworteten die Jäger:

»Streitkolben.«

»Netz und Dreizack.«

»Speer.«

»Siebenstern.«

»Bola.«

»Krummsäbel.«

»Gewehr mit Bajonett«, sagte Blaine, als er an der Reihe war.

»Breitschwert.«

»Streitaxt.«

»Säbel.«

»Danke, Gentleman«, sagte Hull. »Ich werde natürlich mit einem Rapier bewaffnet sein, ohne Rüstung. Wir treffen uns am Sonntag zum Morgengrauen auf meinem Grundstück. Der Butler wird Ihnen allen einen Zettel geben, auf dem genaue Anweisungen sind, wie Sie dort hinfinden. Lassen Sie den Bajonettmann hierbleiben. Dem Rest von Ihnen wünsche ich noch einen guten Morgen.«

Die Jäger gingen hinaus. Hull sagte: »Der Bajonettkampf ist eine ungewöhnliche Kunst. Wo haben Sie das gelernt?«

Blaine zögerte, dann sagte er: »In der Armee, von 1943 bis 1945.«

»Sie stammen aus der Vergangenheit?«

Blaine nickte.

»Interessant«, sagte Hull ohne besonderes Interesse zu zeigen.

»Dann ist das wohl Ihre erste Jagd, wie?«

»Das ist sie.«

»Sie scheinen einigermaßen intelligent zu sein. Ich nehme an, daß Sie Ihre Gründe dafür haben, solch eine gefährliche und schlecht angesehene Tätigkeit zu wählen?«

»Ich bin knapp bei Kasse«, sagte Blaine, »und ich kann nichts anderes finden.«

»Natürlich«, sagte Hull, als hätte er es die ganze Zeit schon gewußt. »Also haben Sie sich der Jagd zugewandt. Und doch ist die Jagd nichts, dem man sich so einfach zuwendet; und die Bestie Mensch zu jagen ist nichts für jeden. Dieser Beruf erfordert gewisse Fähigkeiten, von denen nicht die unwichtigste die ist, töten zu können. Glauben Sie, daß Sie diese latente Fähigkeit haben?«

»Ich glaube schon«, sagte Blaine, obwohl er sich mit dieser Frage bisher noch nicht beschäftigt hatte.

»Ich weiß nicht«, sagte Hull nachdenklich. »Trotz Ihres kämpferischen Aussehens scheinen Sie mir nicht der Typ zu sein. Was, wenn Sie feststellen sollten, daß Sie nicht dazu in der Lage sind, mich zu töten? Was, wenn Sie im entscheidenden Augenblick, da Stahl auf Stahl trifft, zögern sollten?«

»Ich werd's riskieren«, sagte Blaine.

Hull nickte freundlich. »Ich auch. Vielleicht glimmt, tief in Ihnen verborgen, der Funken des Mordes. Vielleicht auch nicht. Dieser Zweifel wird das Spiel noch aufregender machen – obwohl Sie vielleicht dann nicht mehr die Zeit dazu haben werden, es zu genießen.«

»Das ist mein Problem«, sagte Blaine und fühlte eine starke Abneigung gegen seinen eleganten und sprachgewandten Arbeitgeber in sich aufwallen. »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Betrachten Sie mich als zu Ihren Diensten stehend.«

»Danke. Warum wollen Sie sterben?«

Hull starrte ihn an, dann brach er in Gelächter aus. »Jetzt *weiß* ich, daß Sie aus der Vergangenheit sind! Was für eine Frage!«

»Können Sie sie beantworten?«

»Natürlich«, sagte Hull. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, und seine Augen nahmen den Ausdruck eines Mannes an, der eine Rede formuliert.

»Ich bin dreiundvierzig Jahre alt und der Tage und Nächte müde. Ich bin ein Mann von Reichtum und habe keinerlei Verpflichtungen. Ich habe experimentiert, intrigiert, gelacht, geweint, geliebt, gehaßt, gevöllt, getrunken – zur Genüge. Ich habe alles probiert, was mir die Erde bieten kann, und ich ziehe es vor, diese Erfahrung nicht geistlos immer wieder zu wiederholen. Als ich noch jung war, da stellte ich mir diesen wunderbaren grünen Planeten, der auf so geheimnisvolle

Weise um seinen flammenden gelben Lichtspender kreist, als eine Schatztruhe vor, als eine Messingkiste von unermeßlichem Inhalt, voller Freuden, deren Auswirkungen auf meine immer eifrigen Wünsche nicht auszuloten waren. Aber nun habe ich leider länger gelebt, bin älter geworden und habe das Ende der Reize erlebt. Und nun sehe ich, mit welch spießbürgerlicher Selbstzufriedenheit unsere fette runde Erde sich dreht, in sicherem Abstand und in fester Bahn um ihren schimmernden, gefürchteten Stern herum. Und die angebliche Schatztruhe der Erde erweist sich nun als eine gemalte Spielzeugkiste für Kinder, mit wertlosem Inhalt und mittelmäßigen Auswirkungen auf Nerven, die viel zu schnell für alle Reize taub werden.«

Hull blickte Blaine an, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten, dann fuhr er fort.

»Vor mir erstreckt sich nun die Langeweile wie eine riesige, unfruchtbare Ebene – und ich ziehe es vor, mich nicht zu langweilen. Ich ziehe es statt dessen vor, weiterzugehen, vorwärtszugehen, hinauszugehen; das letzte große Abenteuer der Erde zu kosten – das Abenteuer des Todes, des Tors zum Jenseits. Verstehen Sie das?«

»Natürlich«, sagte Blaine, der von Hulls theatralischem Benehmen irritiert, aber auch beeindruckt war. »Aber warum die Eile? Das Leben könnte doch immer noch ein paar schöne Sachen für Sie in petto haben. Der Tod ist doch sowieso unvermeidlich. Warum ihn dann beschleunigen?«

»Wie ein echter Optimist des zwanzigsten Jahrhunderts gesprochen«, sagte Hull lachend. »›Das Leben ist wirklich, das Leben ist ernst …‹ In Ihrer Zeit *mußte* man doch einfach daran glauben, daß das Leben wirklich und ernst sei. Was gab es denn für Alternativen? Wie viele von Ihnen haben denn wirklich an ein Leben nach dem Tode geglaubt?«

»Das ändert nichts am Wert meines Standpunkts«, sagte Blaine und haßte die verhaltene, vorsichtige, rationale Position, in die er gedrängt wurde.

»Aber ja doch! Die Perspektiven des Lebens und des Todes haben sich jetzt geändert. Anstatt Longfellows weitschweifigem Rat zu folgen, halten wir uns nun an Nietzsches Diktum – zur rechten Zeit zu sterben! Intelligente Menschen klammern sich nicht an die letzten Reste des Lebens wie Ertrinkende an ein Stück Holz. Sie wissen, daß das Leben des Körpers nur ein unendlich winziger Teil der Gesamtexistenz des Menschen ist. Warum sollten sie da nicht den Abgang des Körpers um ein paar Jahre beschleunigen, wenn ihnen danach ist? Warum sollten diese klugen Schüler nicht die eine oder andere Klasse überspringen? Nur die Verängstigten, die Dummen, die Ungebildeten klammern sich an jede nur mögliche monotone Sekunde

auf Erden.«

»Die Verängstigten, Dummen und Ungebildeten«, wiederholte Blaine. »Und die Unglücklichen, die sich keine Jenseitsversicherung leisten können.«

»Reichtum und Klasse haben eben ihre Privilegien«, sagte Hull mit mattem Lächeln. »Ebenso wie ihre Verpflichtungen. Eine dieser Verpflichtungen besteht darin, zur rechten Zeit zu sterben bevor man anfängt, seine Zeitgenossen zu langweilen und sich selbst abscheulich zu werden. Aber der Akt des Sterbens transzendiert Klasse und Herkunft. Er ist der Adelsbrief eines jeden Menschen, sein Königsruf, sein ritterliches Abenteuer, die größte Tat seines Lebens. Und wie er sich bei diesem einsamen und gefährlichen Unternehmen hält, das ist sein wahrer Wertmaßstab als Mensch.«

Hulls blaue Augen glitzerten intensiv. Er sagte: »Ich wünsche nicht, dieses wichtige Ereignis im Bett zu erleben. Ich wünsche keinen langweiligen, zahmen, alltäglichen Tod, der mich als Schlaf verkleidet überfällt. Ich wünsche – kämpfend zu sterben.«

Blaine nickte und bedauerte seinen eigenen prosaischen Tod. Ein Autounfall! Wie langweilig, zahm und alltäglich! Und wie seltsam, dunkel, atavistisch und edel wirkte Hulls herrscherliche Todeswahl dagegen! Anmaßend natürlich; aber schließlich war das Leben selbst ja auch nichts als eine Anmaßung in dem riesigen Universum unbelebter Materie. Hull war wie ein alter japanischer Edelmann, der sich ruhig hinkniete, um die Zeremonie des Hara-Kiri durchzuführen und die Wichtigkeit des Lebens sogar in der Wahl seines Todes zu betonen wußte. Aber Hara-Kiri war ein passives östliches Ritual, während Hulls Form des Sterbens ein westlicher Tod war, wild, gewalttätig, ekstatisch.

Es war bewundernswert. Aber immens irritierend für einen Menschen, der noch nicht bereit war, zu sterben.

Blaine sagte: »Ich habe nichts dagegen, daß Sie oder jeder andere Mensch sich seinen eigenen Tod selbst aussucht. Aber was ist mit den Jägern, die Sie töten wollen? Sie haben es sich nicht ausgesucht zu sterben und werden auch nicht im Jenseits überleben.«

Hull zuckte mit den Schultern. »Sie haben sich dafür entschieden, gefährlich zu leben. In Nietzsches Terminologie, sie ziehen es vor, Risiko und Gefahr zu erleben und mit dem Tod Würfel zu spielen. Blaine, haben Sie Ihre Meinung geändert?«

»Nein.«

»Dann treffen wir uns am Sonntag.«

Blaine schritt zur Tür und empfing seinen Zettel mit den Anleitungen von dem Butler. Als er gerade gehen wollte, sagte er noch: »Ich frage mich, ob Sie wohl eine letzte Sache bedacht haben.«

»Und die wäre?« fragte Hull.

»Sie müssen einfach dran gedacht haben«, sagte Blaine. »Die Möglichkeit, daß diese ganze elaborierte Sache – das wissenschaftliche Jenseits, Stimmen der Toten, Gespenster – lediglich ein gigantischer Schwindel sein könnte, ein Betrug der alten Jenseits, Inc., um damit Geld zu verdienen.«

Hull stand völlig still da. Als er sprach, schwang eine Andeutung von Ärger in seiner Stimme mit: »Das ist *völlig* unmöglich. Nur ein sehr ungebildeter Mensch könnte so etwas denken.«

»Vielleicht«, sagte Blaine. »Aber Sie wären ja wohl ziemlich gelackmeiert, wenn es tatsächlich ein Schwindel wäre, was? Guten Morgen, Mr. Hull.«

Er ging, froh, diesen geschniegelten, selbstzufriedenen, vornehmen, redegewandten Bastard wenigstens einen Augenblick lang aus der Fassung gebracht zu haben – und traurig, daß sein eigener Tod so langweilig, zahm und alltäglich gewesen war.

XVI

Am nächsten Tag, es war Sonnabend, ging Blaine zu Franchels Apartment, um sein Gewehr, das Bajonett, seine Jägeruniform und seinen Rucksack abzuholen. Er bekam die Hälfte seines Lohns minus zehn Prozent und die Kosten für die Ausrüstung. Das Geld war ihm sehr willkommen, denn er hatte nur noch drei Dollar und ein bißchen Kleingeld.

Er ging zur Geistervermittlung, aber Melhill hatte keine weiteren Nachrichten für ihn hinterlassen. Er kehrte in sein Hotelzimmer zurück und verbrachte den Nachmittag damit, Stoßen und Parieren zu üben.

An diesem Abend war Blaine immer gespannt und mutlos, wenn er an die Jagd denken mußte, die am nächsten Tag begann. Er ging in eine kleine Cocktailbar an der West Side, die wie eine Bar aus dem zwanzigsten Jahrhundert aufgemacht war, mit einer dunklen, glänzenden Theke, Holzhockern, Nischen, einem Messinggeländer und Sägespänen auf dem Fußboden. Er schlüpfte in eine Nische und bestellte Bier.

Die klassischen Neonleuchten glommen sanft, und eine echt antike Jukebox spielte sentimentale Melodien von Glenn Miller und Benny Goodman. Blaine saß über seinem Bierglas zusammengesunken und fragte sich verzweifelt, wer und was er eigentlich war.

War es wirklich wahr, daß er einen Gelegenheitsjob als Jäger und Menschentöter angenommen hatte?

Was war denn mit *Tom Blaine* passiert, dem ehemaligen Konstrukteur von Segelbooten, dem ehemaligen Hi-Fi-Hörer, dem ehemaligen Leser guter Bücher, dem ehemaligen Besucher guter Theateraufführungen? Was war mit diesem stillen, sardonischen, unaggressiven Mann geschehen?

Dieser Mann, der in seinem schlanken, nervösen, bescheidenen Körper gehaust hatte, hätte doch wohl nie getötet!

Oder?

War dieser wohlbekannte und vermißte Blaine von dem großen, klobig-muskulösen Kämpferkörper mit den schnellen Reflexen besiegt worden, den er nun besaß? Und war dieser Körper mit seinen eigenen merkwürdigen Drüsensekretionen in dem dunklen Blutkreislauf, mit seinem eigenen, individuell geformten und strukturierten Gehirn, mit seinem eigenen System von Nerven und Signalen und Reaktionen – war dieser dominierende Körper für alles verantwortlich, zog er seinen hilflosen Besitzer in mörderische Gewalttätigkeit herab?

Blaine rieb sich die Augen und sagte sich, daß er Unsinn träumte. Die Wahrheit war schlicht diese: Er war durch Umstände, die sich

seiner Kontrolle entzogen hatten, gestorben, in der Zukunft wiedergeboren worden und hatte festgestellt, daß er keine Stellung finden konnte außer der eines Jägers, *quod erat demonstrandum.*

Aber diese rationale Erklärung befriedigte ihn nicht, und er hatte keine Zeit mehr, die schlüpfrige, ausweichende Wahrheit zu suchen.

Er war kein distanzierter Beobachter des Jahres 2110 mehr. Er war ein parteiischer Teilnehmer geworden, ein Schauspieler anstatt ein Zuschauer zu sein, mit der ganzen gedankenlosen Eile und Hektik eines Schauspielers. Das Handeln war unwiderstehlich, es entwickelte seine eigene, augenblickliche Wahrheit. Die Bremsen waren gelöst worden, und nun rollte Blaine den steilen Hügel des Lebens hinab, Tempo und Schub gewinnend aber keinerlei Moos ansetzend. Vielleicht war dies nun endlich seine letzte Chance, einen Blick zu erheischen, Bilanz zu ziehen, eine wohlabgewogene Wahl zu treffen …

Aber es war schon zu spät, denn ein Mann schlich wie ein Schatten über die Welt und setzte sich ihm gegenüber in die Nische. Und schon blickte Blaine in das bleiche und unbewegliche Gesicht des Zombies.

»Guten Abend«, sagte der Zombie.

»Guten Abend«, sagte Blaine gefaßt. »Möchten Sie vielleicht einen Drink?«

»Nein danke. Meinem Kreislauf bekommen Stimulantien nicht.«

»Das tut mir leid zu hören«, sagte Blaine.

Der Zombie zuckte mit den Schultern. »Ich habe jetzt einen Namen«, sagte er. »Ich habe mich dazu entschlossen, mich Smith zu nennen, bis ich mich an meinen richtigen Namen erinnern kann. Smith. Gefällt er Ihnen?«

»Es ist ein schöner Name«, sagte Blaine.

»Danke. Ich war beim Arzt«, sagte Smith. »Er hat mir gesagt, daß mein Körper nichts taugt. Keine Kondition, keine Selbstheilungskräfte.«

»Kann man Ihnen nicht helfen?«

Smith schüttelte den Kopf. »Der Körper ist ganz definitiv zomboid. Ich habe ihn viel zu spät besetzt. Der Doktor gibt mir höchstens ein paar Monate.«

»Wirklich schade«, sagte Blaine und spürte, wie ein Ekelgefühl in seinem Hals hochkam, als er dieses trübe, bleichhäutige Gesicht mit den dicken Zügen sah, mit seinem unharmonischen Ausdruck und den geduldigen Buddhaaugen. Smith saß da, zusammengesackt und unnatürlich in seinen groben Arbeitskleidern, sein schwarzgepunktetes weißes Gesicht war glattrasiert und roch nach einem starken Rasierwasser. Aber er hatte sich verändert. Schon jetzt konnte Blaine eine gewisse ledrige Trockenheit in der einstmals geschmeidigen Haut erkennen, gewisse Hautrisse um Nase, Augen und Mund herum,

winzige Falten auf der Stirn, wie Werkzeugspuren im alten Leder. Und vermengt mit dem starken After-Shave meinte Blaine den ersten feinen Geruch der Verwesung wahrzunehmen.

»Was wollen Sie von mir?« fragte Blaine.

»Ich weiß es nicht.«

»Dann lassen Sie mich allein.«

»Das kann ich nicht«, beteuerte Smith.

»Wollen Sie mich umbringen?« fragte Blaine, und sein Hals war trocken.

»Ich weiß es nicht! Ich kann mich nicht erinnern! Sie umbringen, Sie beschützen, Sie verstümmeln, Sie lieben – ich weiß es noch nicht. Aber ich werde mich bald daran erinnern, Blaine, ich verspreche es Ihnen!«

»Lassen Sie mich allein«, sagte Blaine, und seine Muskeln verspannten sich.

»Das kann ich nicht«, sagte Smith. »Verstehen Sie das denn nicht? Ich kenne nichts außer Ihnen. Wortwörtlich nichts! Ich kenne weder diese Welt noch irgend jemanden sonst, keine Person, kein Gesicht, weder Geist noch Gedächtnis. Sie sind meine einzige Orientierungshilfe, der Mittelpunkt meiner Existenz, mein einziger Grund, zu leben.«

»Hören Sie auf damit!«

»Aber es stimmt doch! Glauben Sie, daß es mir *Spaß* macht, dieses Gestell aus Fleisch über die Straßen zu zerren? Was hat das Leben denn für einen Wert für mich, wenn ich keine Hoffnung vor mir und keine Erinnerungen hinter mir habe? Da ist der Tod doch besser! Das Leben bedeutet widerliches, verwesendes Fleisch, der Tod bedeutet reiner Geist! Ich habe darüber nachgedacht, davon geträumt: schöner, fleischloser Tod! Aber eine Sache hält mich ab. Ich habe *Sie,* Blaine, um mich in Gang zu halten!«

»Gehen Sie hier weg«, sagte Blaine mit einem bitteren ekligen Geschmack im Mund.

»Sie, meine Sonne und mein Mond, meine Sterne, meine Erde, mein ganzes Weltall, mein Leben, mein Sinn, mein Freund, Feind, Geliebter, Mörder, meine Frau, mein Vater, mein Kind, mein Mann -«

Blaines Faust schoß hervor und traf Smith hoch oben am Backenknochen. Der Zombie wurde in der Nische zurückgeworfen. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, aber auf seinem bleifarbenen Wangenknochen erschien eine große purpurne Schramme.

»Ihr Mal!« murmelte Smith.

Blaines Faust, die sich zu einem weiteren Schlag gehoben hatte, fiel herab.

Smith stand auf. »Ich gehe. Passen Sie auf sich auf, Blaine.

Sterben Sie noch nicht jetzt! Ich brauche Sie. Bald werde ich mich erinnern, dann komme ich zu Ihnen.«

Smith verließ die Bar. Sein trübes, schlaffes, zerschrammtes Gesicht war ausdruckslos.

Blaine bestellte einen doppelten Whisky und saß eine lange Zeit davor; er versuchte, seine zitternden Hände zu beruhigen.

XVII

Eine Stunde vor Sonnenaufgang kam Blaine in einem ländlichen Jetbus am Anwesen von Hull an. Er trug die traditionelle Jägeruniform – Khakihemd und -hose, Schuhe mit Gummisohlen und einen Hut mit breiter Krempe. Über seine Schulter hatte er sein Feldpack geschlungen; an der anderen trug er sein Gewehr und das Bajonett in einem Plastiksack.

Am Außentor nahm ihn ein Diener in Empfang und führte zu dem niedrigen, weiträumigen Landhaus. Blaine erfuhr, daß das Hullsche Anwesen aus neunzig Morgen Waldland in den Adirondack-Bergen zwischen Keene und Elizabethtown bestand. Hier hatte, so erzählte ihm der Diener, Hulls Vater im Alter von einundfünfzig Jahren Selbstmord begangen und sechs Jäger mitgehen lassen, bis ihm schließlich ein Säbelmann den Kopf abgeschlagen hatte. Ein ruhmreicher Tod! Hulls Onkel hatte sich auf der anderen Seite dazu entschlossen, in San Francisco amokzulaufen, in einer Stadt, die er immer sehr gemocht hatte. Die Polizei hatte ihn zwölfmal anstrahlen müssen, bis er zusammengebrochen war, und er hatte sieben Passanten getötet. Die Zeitungen hatten viel über diese Tat berichtet, und die Berichte wurden in der Familienchronik aufbewahrt.

Das zeigte eben, meinte der geschwätzige Haushälter, wie unterschiedlich doch die Temperamente sein konnten. Manche, wie etwa der Onkel, waren freundliche, das Vergnügen schätzende Männer, die gerne in einer Menge sterben und dabei auch noch ein wenig Aufmerksamkeit erheischen wollten. Andere, wie der gegenwärtige Mr. Hull, liebten mehr die Einsamkeit und die Natur.

Blaine nickte freundlich, als ihm dies erzählt wurde und wurde in einen großen rustikalen Raum gebracht, wo die Jäger sich versammelt hatten, Kaffee tranken und ihre Waffen ein letztes Mal polierten und schliffen. Das Licht blitzte an dem Breitschwert aus Blaustahl und der silbrigen Streitaxt ab, flackerte über die polierte Speerspitze und glitzerte frostig von den diamantenförmigen Spitzen des Streitkolbens und des Siebensterns. Auf den ersten Blick meinte Blaine, daß es aussehe wie eine Szene aus dem Mittelalter. Doch als er noch einmal darüber nachdachte, kam er zu der Überzeugung, daß es eher wie eine Kinoszene wirkte.

»Hol dir ’n Stuhl, Kamerad!« rief der Axtmann. »Willkommen in der Barmherzigen Schutzgemeinschaft der Schlächter, Schlachthofmänner und Freistreunenden Killer! Ich bin Sammy Jones, der beste Axtmann in den Amerikas und wahrscheinlich auch von Europa.«

Blaine setzte sich und wurde den anderen Jägern vorgestellt. Es

war etwa ein halbes Dutzend Nationalitäten darunter, aber alle sprachen Englisch miteinander.

Sammy Jones war ein gedrungener, schwarzhaariger Mann mit Stierschultern, der ausgebleichte, geflickte Khakikleidung trug und auf seinem rissigen Gesicht alte Jagdnarben hatte.

»Erste Jagd?« fragte er, als er Blaines sorgfältig gebügelte Khakikleidung erblickte.

Blaine nickte, holte das Gewehr aus dem Plastiksack und befestigte das Bajonett daran. Er überprüfte den Einrastmechanismus, verengte den Gewehrriemen und entfernte das Bajonett wieder.

»Klar«, sagte Blaine mit mehr Zuversicht, als er wirklich hatte.

»Wollen's hoffen. Burschen wie Hull haben einen Riecher für schwache Schwestern. Sie versuchen, sie so früh wie möglich aus der Horde rauszuschneiden.«

»Wie lang dauert so eine Jagd normalerweise?« fragte Blaine.

»Na ja«, sagte Jones, »die längste, die ich jemals mitgemacht habe, dauerte acht Tage. Das war Asturias, als es meinen Partner Sligo erwischt hat. Normalerweise kann eine Horde ein Opfer in ein bis zwei Tagen aufspüren und erledigen. Hängt davon ab, wie der Bursche sterben will. Manche wollen es so lange wie möglich hinauszögern. Sie laufen in Deckung. Sie verstecken sich in Höhlen und Erdspalten, die dreckigen, hinterhältigen Hunde, und man muß hinter ihnen her und einen Schlag ins Gesicht riskieren. So hat's Sligo erwischt. Aber ich glaube nicht, daß Hull so ist. Er will wie ein großer starker feuerfressender Kraftprotzheld sterben. Also wird er herumschleichen und Risiken eingehen und sehen, wie viele von uns er mit seinem Schweinestecher abschlitzen kann.«

»Klingt so, als wär dir das nicht recht«, sagte Blaine.

Sammy Jones hob die buschigen Augenbrauen. »Ich halte nichts davon, aus dem Sterben ein großes Spektakel zu machen. Da kommt der Held ja persönlich.«

Hull kam in den Raum geschritten, schlank und elegant in seiner Khakiseide, ein weißes Halstuch lose um den Hals geknotet. Er trug ein leichtes Pack, und an einer Schulter hing ein dünnes, heimtückisch aussehendes Rapier.

»Guten Morgen, Gentleman«, sagte er. »Waffen alle poliert, Packs fertig, Schnürsenkel fest geschnürt? Ausgezeichnet.«

Hull schritt an ein Fenster und zog die Vorhänge auf.

»Sehen Sie das erste Morgendämmern, ein prachtvoller Streif an unserem östlichen Himmel, der Vorbote unseres grimmigen Sonnengottes, der die Jagd regiert! Ich werde jetzt gehen. Ein Diener wird Ihnen mitteilen, wann meine halbstündige Galgenfrist vorüber ist. Dann dürfen Sie mich verfolgen und bei Sichtkontakt töten. Wenn Sie das schaffen sollten! Das Anwesen ist eingezäunt. Ich werde

innerhalb seiner Grenzen bleiben, und Sie werden das gleiche tun.«

Hull verneigte sich, dann schritt er schnell und elegant aus dem Raum.

»Gott, wie ich diese gelackten Vögel hasse!« rief Sammy Jones, nachdem die Tür sich wieder geschlossen hatte. »Sind doch alle gleich, jeder einzelne von ihnen. Benehmen sich so kühl und gleichgültig, so verdammt *heroisch.* Wenn sie nur mal merkten, wie verflucht *albern* ich sie finde – ich, der ich schon achtundzwanzig von diesen Sachen mitgemacht habe.«

»Warum gehst du auf die Jagd?« fragte Blaine.

Sammy Jones zuckte mit den Schultern. »Mein Vater war ein Axtmann, und er hat mich das Handwerk gelehrt. Es ist das einzige, was ich kann.«

»Du könntest etwas anderes lernen«, meinte Blaine.

»Könnte ich wohl. Tatsache ist, daß ich es *genieße,* diese aristokratischen Herren umzubringen. Ich hasse jeden einzelnen Bastard von ihnen, die mit ihrem lausigen Jenseits, das sich kein armer Mann leisten kann. Es macht mir Vergnügen, sie zu töten, und wenn ich Geld hätte, ich würde dafür auch bezahlen.«

»Und Hull genießt es, arme Männer wie dich zu töten«, sagte Blaine. »Es ist eine traurige Welt.«

»Nein, nur eine ehrliche«, entgegnete Sammy Jones. »Stell dich auf, ich schnall dir dein Pack rechts fest.«

Als er das erledigt hatte, fragte Sammy Jones: »Hör mal, Tom, warum bleiben wir beide auf dieser Jagd nicht zusammen? Gegenseitiger Schutz und so?«

»*Mein* Schutz, meinst du wohl«, sagte Blaine.

»Nichts, für das man sich zu schämen braucht«, sagte Jones ihm. »Jedes qualifizierte Handwerk muß erst einmal erlernt werden, bevor man es ausüben kann. Und von welchem Mann kannst du schon besser lernen als von mir, dem Besten der Besten?«

»Danke«, sagte Blaine. »Werd mir Mühe geben, die Fahne hochzuhalten, Sammy.«

»Wirst es schon schaffen. Nun ist dieser Hull ein Fechter, wie er im Buche steht, und Fechter haben so ihre kleinen Tricks, die ich dir verraten werde, während wir losgehen. Wenn er -«

In diesem Augenblick trat ein Diener ein, der einen alten, verzierten Chronometer trug.

Als der Sekundenzeiger die Zwölf überschritten hatte, blickte er die Jäger scharf an.

»Gentlemen«, sagte er, »die Gnadenfrist ist abgelaufen. Die Jagd darf beginnen.«

Die Jäger schritten hinaus in die graue, neblige Dämmerung, wobei Theseus, der Fährtenleser, der seinen Dreizack auf der Schulter

balancierte, die Spur sofort entdeckte. Sie führte nach oben, auf einen nebelverhüllten Berg.

Im Gänsemarsch machten sich die Jäger auf den Weg, den Berg zu erklimmen.

*

Schon bald hatte die frühe Morgensonne die Nebel fortgebrannt. Theseus verlor die Spur, als sie auf nackten Granit stießen. Die Jäger verteilten sich in einer gebrochenen Linie über den Bergabhang und schritten weiterhin langsam nach oben.

Gegen Mittag zupfte der Breitschwertmann ein Stückchen khakifarbener Seide aus einem Dornenbusch. Wenige Minuten später entdeckte Theseus Fußspuren im Moos. Sie führten nach unten, in ein enges, dichtbewaldetes Tal. Eifrig stießen die Jäger weiter vor.

»Hier ist er!« rief ein Mann.

Blaine wirbelte herum und sah, wie fünfzig Yards zu seiner Rechten der Mann mit dem Siebenstern vorwärts rannte. Er war der jüngste der Jäger, ein fleischiger, selbstbewußter Sizilianer. Seine Waffe bestand aus einem dicken Eschengriff, an den eine ein Fuß lange Kette befestigt war, an deren Ende eine schwere Kugel mit Dornen hing, der Siebenstern. Er wirbelte die Waffe über seinem Kopf und sang dabei mit voller Lungenkraft.

Sammy Jones und Blaine sprinteten auf ihn zu. Sie sahen, wie Hull mit dem Rapier in der Hand aus dem Gebüsch sprang. Der Sizilianer sprang vor und verteilte einen Schlag, der einen Baum hätte fällen können. Hull hüpfte leichtfüßig beiseite, dann stieß er vor.

Der Siebensternmann gab ein gurgelndes Geräusch von sich und ging zu Boden, am Hals durchstochen. Hull setzte einen Fuß auf seine Brust, zog das Rapier wieder aus dem Körper und verschwand erneut im Unterholz.

»Ich hab nie begreifen können, warum jemand einen Siebenstern verwenden will«, meinte Sammy Jones. »Viel zu klobig. Wenn du den Mann nicht gleich beim ersten Mal triffst, dann erholst du dich nie mehr rechtzeitig davon.«

Der Sizilianer war tot. Hulls Pfad durch das Unterholz war klar zu erkennen. Sie stürzten hinter ihm her, von den meisten Jägern gefolgt, die auf jeder Seite gesonderte Flankensicherungsposten eingeteilt hatten.

Schon bald kamen sie wieder auf Felsgestein und verloren die Fährte.

*

Den ganzen Nachmittag suchten sie ohne Erfolg. Gegen Sonnenuntergang errichteten sie ihr Lager am Berghang, stellten Wachen auf und besprachen den bisherigen Verlauf der Jagd an einem kleinen Lagerfeuer.

»Was meinst du, wo er ist?« fragte Blaine.

»Er kann irgendwo auf dem verdammten Anwesen sein«, meinte Jones. »Vergiß nicht, er kennt hier jeden Fleck Boden. Wir sind zum erstenmal hier.«

»Dann könnte er sich ja unendlich lange vor uns verstecken.«

»Wenn er wollte, ja. Aber er will ja getötet werden, nicht wahr? Auf eine große, schillernde, heldenhafte Weise. Also wird er weiterhin versuchen, uns zu dezimieren, bis wir ihn haben.«

Blaine blickte über die Schulter in den dunklen Wald. »Es könnte ja sein, daß er dort gerade steht und zuhört.«

»Das tut er zweifellos auch«, meinte Jones. »Ich hoffe, daß die Wachposten nicht einschlafen.«

Im kleinen Lager ging das gedämpfte Gespräch weiter, und das Feuer wurde kleiner. Blaine wünschte, daß der Morgen bald käme. In der Dunkelheit waren die Rollen vertauscht. Die Jäger waren nun die Gejagten, von einem grausamen und amoralischen Selbstmörder gehetzt, der so viele Menschenleben mit sich fortreißen wollte, wie er nur konnte.

Mit diesem Gedanken im Sinn schlief er ein.

*

Kurz vor der Morgendämmerung wurde er von einem Schrei geweckt. Er packte sein Gewehr und sprang auf, um in die Dunkelheit hineinzustarren. Ein weiterer Schrei, diesmal näher, erscholl, dann war eiliges Dahinhuschen im Wald zu hören. Irgend jemand warf schließlich eine Handvoll Blätter auf die Glut.

In dem plötzlichen gelben Aufflackern erblickte Blaine einen Mann, der zum Lager zurücktaumelte. Es war einer der Wachposten, der seinen Speer hinter sich her zog. Er blutete aus zwei Wunden, schien aber nicht tödlich verletzt zu sein.

»Dieser Bastard!« schluchzte der Speermann, »dieser lausige Bastard!«

»Gemach, Chico, gemach«, sagte einer der Männer und riß das Hemd des Speermanns auf, um die Wunde zu reinigen und zu verbinden. »Hast du ihn erwischt?«

»Er war zu schnell«, jammerte der Speermann. »Ich hab ihn verfehlt.«

Damit war es für diese Nacht mit dem Schlafen vorbei.

*

Beim ersten Licht der Morgendämmerung waren die Jäger wieder auf und verteilten sich weithin, um eine Spur des Opfers ausfindig zu machen. Theseus fand einen zerbrochenen Knopf und dann einen halb verwischten Fußabdruck. Die Jagd ging weiter, den schmalen Berghang hoch.

An der Spitze der Horde rief Otto plötzlich: »He! Hier! Ich habe ihn!«

Theseus rannte auf ihn zu, gefolgt von Blaine und Jones. Sie sahen Hull, der sich langsam zurückzog und konzentriert zusah, wie Otto, die Bola um seinen kurzhaarigen Kopf wirbelnd, auf ihn zukam. Das argentinische Lasso zischte durch die Luft, und seine drei Eisenkugeln waren nun unscharf zu erkennen. Dann ließ Otto los. Sofort warf sich Hull zu Boden. Die Bola flog nur wenige Inches über seinem Kopf an ihm vorbei, wickelte sich um einen Ast und riß ihn ab. Hull rannte mit breitem Grinsen auf den waffenlosen Mann zu.

Bevor er ihn erreicht hatte, war Theseus angekommen und hatte seinen Dreizack gehoben. Sie parierten ihre gegenseitigen Schläge, dann wirbelte Hull herum und rannte davon.

Theseus stieß zu. Das Opfer heulte vor Schmerz auf, lief jedoch weiter.

»Hast du ihn verwundet?« fragte Jones.

»Eine Fleischwunde am Hintern«, sagte Theseus. »Wahrscheinlich sehr schmerzlich für seinen Stolz.«

Die Jäger rannten weiter, schwer atmend den Abhang hoch. Doch wieder einmal hatten sie ihr Opfer verloren.

Sie verteilten sich, umringten den schmalen Berg und arbeiteten sich langsam auf seine Spitze hoch. Vereinzelte Geräusche und Fußabdrücke sagten ihnen, daß das Opfer sich immer noch vor ihnen befand und sich nach oben zurückzog. Als die Bergspitze immer schmaler wurde, konnten sie ihre Reihen noch dichter schließen und verringerten damit jede Möglichkeit für Hull, zwischen ihnen durchzuschlüpfen.

Gegen Spätnachmittag waren die Pinien und Nadelbäume rar geworden. Über ihnen befand sich ein planloses Labyrinth aus Granitfelsen und dahinter schließlich der Gipfel selbst.

»Vorsichtig, jetzt!« rief Jones den Jägern zu.

Noch während er es sagte, griff Hull an. Er sprang hinter einer Felsenspitze hervor, lief auf den alten Bjorn, den Streitkolbenmann, zu und versuchte mit zischendem Rapier, den Mann so schnell wie möglich niederzustrecken und aus der Falle der Jäger zu entkommen.

Doch Bjorn gab nur langsam nach, parierte die Stöße des Rapiers vorsichtig, indem er seinen Streitkolben mit beiden Händen umfaßte

als sei er ein Kampfstock. Hull schrie den phlegmatischen Mann fluchend an, griff ihn wild an und wich ihm gerade noch rechtzeitig aus, um einem Schlag des Streitkolbens zu entgehen.

Der alte Bjorn kam näher – zu schnell. Das Rapier huschte in seine Brust und wieder zurück wie eine züngelnde Schlange. Bjorns Streitkolben fiel zu Boden, und sein Körper rollte den Abhang hinunter.

Doch die Jäger hatten den Kreis bereits wieder geschlossen. Hull zog sich zurück in das Felsengewirr.

Die Jäger schritten vorwärts. Blaine bemerkte, daß die Sonne schon fast versunken war; schon jetzt war die Luft vom Zwielicht leicht getönt, und lange Schatten erstreckten sich über die grauen Felsen.

»Wird langsam Abend«, sagte er zu Jones.

»Haben vielleicht noch eine halbe Stunde Licht«, sagte Jones und schielte an den Himmel. »Besser, wenn wir ihn möglichst bald erledigen. Wenn es dunkel ist, kann er jeden von uns einfach vom Fels pieksen.«

Sie stiegen nun schneller hoch und suchten die hohen Felsen ab.

»Er könnte Felsen auf uns herabrollen«, meinte Blaine.

»Der nicht«, sagte Jones. »Dazu ist er viel zu verflucht stolz.«

Und dann trat Hull hinter einem hohen Felsen neben Blaine hervor.

»Also gut, Gewehrmann«, sagte er.

Blaine, der sein Gewehr hoch trug, konnte gerade noch einen Stich parieren. Die Klinge des Rapiers kratzte am Gewehrlauf entlang und verfehlte seinen Hals. Automatisch drehte er ihn beiseite. Irgend etwas brachte ihn dazu, zu brüllen, als er vorstieß, dem Stoß eine verzückte Schlitzbewegung folgen zu lassen und dann einen hoffnungsfrohen Hieb mit dem Kolben zu machen, der das Gehirn seines Feindes über die Felsen verspritzen sollte. In diesem Augenblick war Blaine kein zivilisierter Mann mehr, der in einer schmerzlichen Notlage handeln mußte; er war ein viel primitiveres Wesen, das voller Freude seiner wahren Berufung des Mordens nachging.

Das Opfer wich seinen Stößen mit schneller, seidiger Eleganz aus. Blaine torkelte ihm nach, die Wut fraß an seinem Können. Plötzlich wurde er von Sammy Jones beiseite gestoßen.

»Meiner«, sagte Jones. »Ganz meiner. Ich bin dein Mann, Hull. Versuch's doch mal mit deinem Schweinestecher.«

Hull griff mit ausdruckslosem Gesicht an, sein Rapier blitzte auf. Jones stand fest auf leicht gebeugten Beinen, die Streitaxt drehte sich leicht in seinen Händen. Hull machte einen Ausfallschritt und stieß vor. Jones parierte so hart, daß die Funken flogen und das Rapier sich bog wie ein frischer Zweig.

Die anderen Jäger waren inzwischen auch eingetroffen. Sie setzten sich auf die herumliegenden nahen Felsen und atmeten schwer und tief von der Anstrengung des Laufens. Sie gaben Kommentare zu dem Duell ab und riefen Ratschläge.

»Dräng ihn an die Klippe, Sammy!«

»Nein, über den Rand mit ihm!«

»Brauchst du Hilfe?«

»Nein, verdammt!« brüllte Jones zurück.

»Paß auf, daß er dir keinen Finger absäbelt, Sammy!«

»Keine Bange«, sagte Jones.

Blaine sah zu, und seine Wut ließ so schnell nach, wie sie gekommen war. Er hatte gedacht, daß eine Streitaxt eine unbeholfene Waffe war, bei der man bei jedem Schlag erst voll ausholen müßte. Doch Sammy Jones ging mit der kurzen, schweren Axt um, als sei sie ein Taktstock. Er holte nicht aus sondern ließ sie aus jeder Stellung hervorschnellen und zurückwirbeln, und er drängte Hull mit seinem unerschütterlichen Gewicht und seinem Schub an den Rand der Klippe. Blaine begriff, daß die beiden Männer nicht wirklich miteinander zu vergleichen waren. Hull war ein begabter Amateur, ein dilettantischer Mörder; Jones war ein gewiefter professioneller Killer. Es war, als ob man einen wilden Haushund gegen einen Dschungeltiger kämpfen ließ.

Das Ende kam schnell im blauen Zwielicht des Berggipfels. Sammy Jones parierte einen Stich und stampfte vor, die Axt aus der Rückhand schwingend. Die Klinge hieb tief in Hulls linke Seite. Hull stürzte brüllend den Berg hinunter. Sekundenlang hörten sie, wie sein Körper aufstieß und weiterrollte.

»Achtet darauf, wo er liegt«, sagte Sammy Jones.

»Er muß einfach tot sein«, meinte der Säbelmann.

»Ist er auch wahrscheinlich. Aber es ist eine Schlamperei, wenn wir uns nicht genau davon überzeugen.«

Beim Abstieg fanden sie Hulls verstümmelten, leblosen Leichnam. Sie markierten die Stelle für das Beerdigungsteam und gingen zurück zum Haus.

XVIII

Die Jäger kehrten gemeinsam in die Stadt zurück und feierten wild. Während des Abends fragte Sammy Jones Blaine, ob er ihm beim nächstenmal Gesellschaft leisten wolle.

»Ich habe einen netten Auftrag oben in Omsk«, sagte Jones. »Ein russischer Adliger will ein paar Gladiatorenkämpfe abhalten. Du müßtest mit einem Speer kämpfen, aber das ist ja das gleiche wie bei einem Gewehr. Ich werd mit dir auf dem Weg dorthin trainieren. Nach Omsk gibt es eine wirklich große Jagd in Manila. Da wollen fünf Brüder zusammen Selbstmord machen. Sie brauchen fünfzig Jäger, um sie abzuschlachten. Was meinst du, Tom?«

Blaine überlegte gründlich, bevor er antwortete. Das Leben eines Jägers war ihm das angenehmste, das er bislang in dieser Welt hatte finden können. Er mochte die rauhe Kameradschaft von Männern wie Sammy Jones, das einfache, geradlinige Denken, das Leben im Freien, das Handeln, das jeden Zweifel ausradierte.

Auf der anderen Seite war da etwas fürchterlich Sinnloses dabei, als bezahlter Killer durch die Welt zu wandern, als moderne, anerkannte Version des Schlägers, des Banditen, des Strauchdiebs. Es war etwas Fruchtloses am Handeln um des Handelns willen, ohne echtes Ziel dahinter, ohne Zweck, ohne Entschlossenheit und ohne Entdeckungsmöglichkeiten. Diese Erwägungen wären nicht aufgekommen, wenn er wirklich gewesen wäre, was sein Körper zu sein schien; aber das war er nicht. Der Gegensatz blieb bestehen, und er mußte sich ihm stellen.

Und schließlich gab es auch noch andere Probleme, die diese Welt ihm stellte, andere Herausforderungen, die seiner Persönlichkeit mehr entsprachen. Und diesen mußte er sich stellen.

»Tut mir leid, Sammy«, sagte er.

Jones schüttelte den Kopf. »Du machst einen Fehler, Tom. Du bist ein geborener Killer. Es gibt nichts anderes für dich.«

»Vielleicht«, sagte Blaine. »Ich muß das selbst herausfinden.«

»Na ja, viel Glück«, sagte Sammy Jones. »Und paß auf deinen Körper auf. Du hast dir einen guten ausgesucht.«

Blaine zuckte automatisch zusammen. »Ist das so offensichtlich?«

Jones grinste. »Ich bin viel herumgekommen, Tom. Ich merke das, wenn ein Mann einen Wirt bewohnt. Wenn dein Geist in diesem Körper geboren wäre, dann würdest du jetzt mit mir auf die Jagd gehen. Und wenn dein Geist in einem anderen Körper geboren wäre -«

»Ja?«

»Dann wärst du überhaupt nicht erst auf die Jagd gegangen. Ist eine schlimme Spaltung, Tom. Du solltest besser rausfinden, für

welchen Weg du dich entscheiden willst.«

»Danke«, sagte Blaine. Sie drückten sich die Hände, und Blaine ging zurück zu seinem Hotel.

*

Er trat in sein Zimmer und warf sich in voller Montur aufs Bett. Nach dem Aufwachen würde er Marie anrufen. Aber zunächst einmal mußte er schlafen. Alle Pläne, Gedanken, Probleme, Entscheidungen, sogar Träume mußten warten. Er war zu Tode erschöpft.

Er schaltete das Licht aus. Schon wenige Sekunden später war er eingeschlafen.

*

Einige Stunden danach wachte er mit dem Gefühl auf, daß irgend etwas nicht stimmte. Das Zimmer war dunkel. Alles war ruhiger, schweigender und erwartungsvoller, als das für New York angemessen schien.

Er setzte sich im Bett auf und hörte eine leise Bewegung am anderen Ende des Zimmers, neben dem Waschbecken.

Blaine schaltete das Licht an. Es war niemand sonst im Zimmer. Aber während er zusah, erhob sich das emaillierte Waschbecken in die Luft. Langsam stieg es empor und blieb auf unmögliche Weise ungestützt schweben. Zur gleichen Zeit hörte er ein dünnes, erschütterndes Lachen.

Er wußte sofort, daß er bespukt wurde, und zwar von einem Poltergeist.

Vorsichtig stieg er aus dem Bett und schritt an die Tür. Das schwebende Becken neigte sich plötzlich vor und flog auf seinen Kopf zu. Er duckte sich und das Becken krachte gegen die Wand.

Jetzt schwebte sein Wasserkrug hoch, gefolgt von zwei schweren Bechern. Planlos wirbelnd und torkelnd bewegten sie sich auf ihn zu.

Blaine hob ein Kissen als Schild auf und rannte zur Tür. Die Tür ging nicht auf. Der Poltergeist hielt sie verschlossen.

Der Krug traf ihn hart in die Rippen. Der übriggebliebene Becher kreiste ominös um seinen Kopf herum, und er war gezwungen, sich von der Tür zurückzuziehen.

Er erinnerte sich an die Feuertreppe draußen vor seinem Fenster. Doch der Poltergeist dachte auch daran, als er sich zu bewegen begann. Die Vorhänge gingen plötzlich in Flammen auf. Zur gleichen Zeit fing das Kissen, das er in der Hand hielt, Feuer, und Blaine warf es fort.

»Hilfe!« schrie er. »Hilfe!«

Er wurde in eine Ecke des Raums gedrängt. Rumpelnd rutschte das Bett vor und schnitt ihm den Rückzug ab. Ein Stuhl schwebte langsam hoch und machte sich anstellig, seinen Kopf zu treffen.

Und andauernd war da dieses dünne, erschütternde Lachen, das Blaine beinahe erkannte.

DRITTER TEIL

XIX

Als das Bett auf ihn zukroch, schrie Blaine mit einer Stimme um Hilfe, die die Fensterscheibe erbeben ließ. Die einzige Antwort war das schrille Lachen des Poltergeistes.

Waren denn alle im Hotel taub? Warum antwortete niemand?

Dann wurde ihm klar, daß es völlig in der Natur der Sache lag, daß niemand auch nur daran denken würde, ihm zu helfen. In dieser Welt war Gewalt etwas ganz Normales, und der Tod eines Menschen war allein seine Angelegenheit. Es würde keine Nachfragen geben. Der Hausmeister würde am Morgen einfach das ganze Durcheinander aufräumen und wegwischen, und das Zimmer würde wieder als zu vermieten ausgeschrieben.

Seine Tür war undurchdringbar. Seine einzige Möglichkeit bestand darin, über das Bett zu springen und durch das geschlossene Fenster. Wenn er richtig sprang, dann würde er gegen das hüfthohe Geländer der Feuertreppe fallen. Wenn er zu viel Schwung haben sollte, würde er über das Geländer rollen und drei Stockwerke tief hinab auf die Straße stürzen.

Der Stuhl stieß ihn an die Schulter, und das Bett rumpelte weiter vor um ihn an der Wand festzunageln. Blaine schätzte blitzschnell Winkel und Entfernungen ab, duckte sich zusammen und warf sich gegen das Fenster.

Er traf es völlig richtig; aber er hatte nicht mit den Fortschritten der modernen Wissenschaft gerechnet. Das Fenster bog sich nach außen wie eine Gummischicht und schnappte wieder zurück. Er wurde gegen die Wand geschleudert und stürzte halbbetäubt zu Boden. Als er hochblickte, sah er einen schweren Schrank, der auf ihn zutaumelte und sich zu neigen begann.

Während der Poltergeist seine Wahnsinnskraft gegen den Schrank richtete, wurde die unbewachte Tür aufgestoßen. Smith kam ins Zimmer, sein derbes Zombiegesicht war ausdruckslos, und er lenkte den stürzenden Schrank mit seiner Schulter ab.

»Kommen Sie!« sagte er.

Blaine stellte keine Fragen. Er rappelte sich auf die Beine und packte die Kante der sich schließenden Tür. Mit Smiths Hilfe riß er sie wieder auf, und die beiden Männer schlüpften nach draußen. Im Zimmer hörte er einen überraschten Wutschrei.

Smith eilte durch den Gang, eine kalte Hand hatte er um Blaines Handgelenk gelegt. Sie gingen die Treppe hinunter und auf die Straße hinaus. Das Gesicht des Zombies war bleigrau bis auf die purpurne Schramme, wo Blaine ihn getroffen hatte. Die Prellung hatte sich mittlerweile über das ganze Gesicht ausgebreitet und es zu einer

scheckigen, grotesken Harlekinmaske gemacht.

»Wo gehen wir hin?« fragte Blaine.

»An einen sicheren Ort.«

Sie kamen an einen antiken Ü-Bahneingang und gingen hinab. Ein Stockwerk tiefer kamen sie an eine kleine Eisentür, die in den geborstenen Betonboden eingelassen worden war. Smith öffnete die Tür und bedeutete Blaine, daß er ihm folgen solle.

Blaine zögerte und nahm einen Hauch von schrillem Gelächter wahr. Der Poltergeist verfolgte ihn, so wie die Erinnyen einst ihre Opfer durch die Straßen des antiken Athen verfolgt hatten. Er konnte in der beleuchteten Oberwelt bleiben, wenn er wollte, von einem wahnsinnigen Geist bedroht und bespukt. Oder er konnte mit Smith hinabsteigen, durch die Eisentür in die Dunkelheit, die dahinter lag, in ein unbestimmtes Schicksal in der Unterwelt.

Das schrille Lachen wurde lauter. Blaine zögerte nicht länger. Er folgte Smith durch die Eisentür und schloß sie hinter sich wieder.

*

Der Poltergeist hatte sich dazu entschlossen, ihn im Augenblick nicht weiter zu verfolgen. Sie schritten einen Tunnel hinab, der von vereinzelten nackten Birnen beleuchtet wurde, an gerissenen Mauerwerkröhren vorbei und an dem schillernd-grauen Leichnam einer Untergrundbahn, vorbei an rostigen Kabeln, die, zu riesigen Knäueln schlangengleich zusammengerollt, am Boden herumlagen. Die Luft war feucht und stank, und ein dünner Schlier machte das Gehen zu einer Gefahr.

»Wo gehen wir hin?« fragte Blaine.

»Dorthin, wo ich Sie beschützen kann«, antwortete Smith.

»Können Sie das denn?«

»Gespenster sind nicht unangreifbar. Exorzismus ist möglich, sofern man die wahre Identität eines Geistes kennt.«

»Dann wissen Sie also, wer mich heimsucht?«

»Ich glaube ja. Es gibt eigentlich nur eine Person, die es sein könnte.«

»Wer denn?«

Smith schüttelte den Kopf. »Ich möchte seinen Namen lieber noch nicht nennen. Es hat keinen Sinn, ihn zu rufen wenn er noch nicht da ist.«

Sie schritten eine Reihe von bröckelnden alten Treppen hinab in eine größere Kammer und gingen um einen kleinen schwarzen Teich herum, dessen Oberfläche so hart und schwarz wie Jetstein wirkte. Auf der anderen Seite des Teichs befand sich ein Durchgang. Ein Mann stand davor und blockierte ihn.

Es war ein großer, stämmiger Neger, in Lumpen gekleidet und mit einem Eisenrohr bewaffnet. Blaine erkannte ihn an seinem Aussehen als Zombie.

»Das ist mein Freund«, sagte Smith. »Kann ich ihn mitnehmen?«

»Du bist sicher, daß er kein Inspekteur ist?«

»Absolut sicher.«

»Wartet hier«, sagte der Neger. Er verschwand in dem Gang.

»Wo sind wir?« fragte Blaine.

»Unter New York, in einem System unbenutzter U-Bahntunnels, alten Abwasserkanälen und Gängen, die wir selbst gehauen haben.«

»Aber warum sind wir hierhergekommen?« fragte Blaine. »Wo hätten wir denn sonst hingehen sollen?« fragte Smith erstaunt. »Das ist mein Zuhause. Wußten Sie das nicht? Sie befinden sich in New Yorks Zombiekolonie.«

Blaine war nicht der Ansicht, daß eine Zombiekolonie sehr viel besser war als ein Gespenst, aber er hatte keine Zeit, um darüber nachzudenken. Der Neger kehrte zurück. Ein alter Mann mit einem Gehstock begleitete ihn. Das Gesicht des Mannes war durch tausend Falten und Runzeln zu einem Netzgespinst geworden. Seine Augen waren in der feinen Ziselierung seines schlaffen Fleisches kaum zu erkennen, und sogar seine Lippen waren verrunzelt.

»Ist das der Mann, von dem Sie mir erzählt haben?« fragte er.

»Jawohl, Sir«, antwortete Smith. »Das ist der Mann. Blaine, ich will Ihnen Mr. Kean vorstellen, den Chef unserer Kolonie. Darf ich ihn mitnehmen, Sir?«

»Sie dürfen«, sagte der Alte. »Und ich werde Sie eine Weile begleiten.«

Sie schritten den Gang entlang, wobei Mr. Kean sich schwer auf den stützenden Arm des Negers lehnte.

»Normalerweise«, sagte Mr. Kean, »dürfen nur Zombies die Kolonie betreten. Alle anderen haben keinen Zutritt. Aber ich habe schon seit Jahren mit keinem Normalen mehr geredet, und ich dachte mir, daß die Erfahrung wertvoll sein könnte. Deshalb habe ich Smiths Drängen nachgegeben und bei Ihnen eine Ausnahme gemacht.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar«, sagte Blaine und hoffte, daß er auch einen Grund dafür hatte.

»Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe nichts dagegen, Ihnen behilflich zu sein. Aber zunächst einmal und in erster Linie bin ich verantwortlich für die Sicherheit der elfhundert Zombies, die unter New York leben. Um ihretwillen müssen Normale ferngehalten werden. Ausschließlichkeit ist unsere einzige Hoffnung in einer unwissenden Welt.« Mr. Kean machte eine Pause. »Aber vielleicht können Sie uns ja helfen, Mr. Blaine.«

»Wie denn?«

»Indem Sie zuhören und verstehen lernen und das, was Sie erfahren haben, weitergeben. Aufklärung ist unsere einzige Hoffnung. Sagen Sie, was wissen Sie über die Probleme eines Zombies?«

»Sehr wenig.«

»Ich werde Sie unterrichten. Der Zombieismus, Mr. Blaine, ist eine Krankheit, die seit langem mit einer Aura des Aberglaubens umgeben ist, genau wie Erkrankungen wie Epilepsie, Lepra oder St.-Veits-Tanz. Die Tendenz, die Sache zu personifizieren, genauer: zu spiritualisieren, ist weit verbreitet. Die Schizophrenie, müssen Sie wissen, wurde früher auch für eine Besessenheit durch Dämonen gehalten, und hydrozephalische Idioten galten als besonders heilig. An Zombies knüpfen sich ähnliche Phantastereien.«

Einen Augenblick schritten sie schweigend weiter. Dann sagte Mr. Kean: »Der Aberglaube an den Zombie stammt ursprünglich aus Haiti. Die Krankheit des Zombies ist jedoch weltweit verbreitet, wenn auch selten. Doch im öffentlichen Bewußtsein sind Krankheit und Aberglaube hoffnungslos vermischt worden. Der Zombie des Aberglaubens gehört zu den Eigenarten des Vodun-Kults auf Haiti, er ist ein menschliches Wesen, dessen Seele durch Magie gestohlen wurde. Der Körper des Zombies wurde vom Magier nach Belieben eingesetzt, er konnte sogar geschlachtet und auf dem Markt als Fleisch verkauft werden. Wenn der Zombie Salz aß oder das Meer erblickte, dann wurde ihm bewußt, daß er tot war, und er kehrte in sein Grab zurück. Für all das gibt es jedoch kein Tatsachenmaterial als Grundlage.

Der Aberglaube entstand durch die äußerlich völlig ähnliche Krankheit. Früher war sie sehr selten. Doch heute, da die Techniken des Geistaustausches und der Reinkarnation immer mehr zugenommen haben, ist der Zombieismus weiter verbreitet, häufiger. Die *Erkrankung* des Zombies erfolgt dann, wenn ein Geist in einen Körper eindringt, der zu lange unbewohnt geblieben ist. Dann sind Geist und Körper nicht so eins *wie* bei Ihnen, Mr. Blaine. Statt dessen existieren sie als quasi selbständige Wesenheiten, die auf unbeholfene Weise miteinander kooperieren. Nehmen wir unseren Freund Smith als typisches Beispiel. Er kann die groben Reaktionen seines Körpers kontrollieren, aber eine Feinkoordination ist ihm unmöglich. Seine Stimme ist nicht dazu in der Lage, verschiedene Abstufungen hervorzubringen, und seine Ohren können keine feinen Nuancen wahrnehmen. Sein Gesicht ist ausdruckslos, weil er wenig oder keine Kontrolle über die Oberflächenmuskulatur hat. Er treibt seinen Körper an wie ein Fahrer, aber er ist nicht wirklich ein Teil von ihm.«

»Und kann man nichts dagegen tun?« fragte Blaine.

»Im Augenblick noch nicht.«

»Das tut mir sehr leid«, sagte Blaine verlegen.

»Das hier ist kein Werben um Ihr Mitleid«, sagte Kean. »Es ist nur eine Bitte, die Grundlagen zu begreifen. Ich möchte lediglich, daß Sie und jedermann begreifen, daß der Zombieismus keine Bestrafung für Sünden ist, sondern eine *Krankheit,* wie Mumps oder Krebs, und nichts weiter.«

Mr. Kean lehnte sich gegen die Wand des Ganges, um wieder Luft zu bekommen. »Sicher, das Äußere eines Zombies ist unschön. Er torkelt umher, seine Wunden heilen nicht, sein Körper verfällt sehr schnell. Er stottert wie ein Idiot, taumelt wie ein Betrunkener, starrt einen an wie ein Perverser. Aber ist das ein Grund, ihn zur Verkörperung aller Schuld und Schande auf Erden abzustempeln, zum Aussätzigen des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts? Man behauptet, daß Zombies Menschen angreifen; dabei ist der Körper des Durchschnittszombies extrem zerbrechlich, und er könnte in der Regel nicht einmal dem Angriff eines Kindes widerstehen. Man glaubt, daß die Krankheit ansteckend sei, dabei ist das ganz eindeutig nicht der Fall. Man sagt, daß Zombies sexuell pervers sein sollen, aber in Wahrheit hat ein Zombie überhaupt keine sexuellen Empfindungen. Aber die Leute weigern sich, etwas dazuzulernen, und Zombies sind Ausgestoßene, die nur für die Schlaufe der Henker oder für den Scheiterhaufen der Lyncher taugen.«

»Was ist mit den Behörden?« fragte Blaine.

Mr. Kean lächelte verbittert. »Früher haben sie uns barmherzigerweise in Irrenanstalten gesperrt. Sehen Sie, sie wollten ja nicht, daß uns etwas zustoßen sollte, aber Zombies sind nun einmal in der Regel nicht verrückt, und das wußten die Behörden auch! Und so bewohnen wir mit ihrem stillschweigenden Einverständnis diese verlassenen U-Bahntunnel und Abwasserkanäle.«

»Konnten Sie keinen besseren Ort finden?« fragte Blaine.

»Ehrlich gesagt ist uns der Untergrund ganz lieb. Sonnenlicht ist schlecht für unsere Haut, die sich ja nicht mehr erneuern kann.«

Sie schritten weiter. Blaine fragte: »Was kann ich tun?«

»Sie können jemandem erzählen, was Sie hier erfahren haben. Vielleicht darüber schreiben. Sich ausbreitende Wellen …«

»Ich werde tun, was ich kann.«

»Danke«, sagte Mr. Kean feierlich. »Aufklärung ist unsere einzige Hoffnung. Aufklärung und die Zukunft. Bestimmt werden die Menschen der Zukunft etwas aufgeklärter sein.«

Die Zukunft? Plötzlich fühlte Blaine sich schwindelig. Denn *das* hier war, doch die Zukunft, in die er aus dem idealistischen und hoffnungsvollen zwanzigsten Jahrhundert gereist war. *Jetzt* war die Zukunft! Aber die versprochene Aufgeklärtheit war nicht gekommen, und die Menschen waren immer noch genauso wie früher. Eine Sekunde lang drückten Blaines Jahrhunderte ihn wie eine schwere

Bürde. Er fühlte sich orientierungslos und alt, älter als Kean, älter als die menschliche Rasse – ein Wesen in einem geliehenen Körper, das an einem Ort stand, den es nicht kannte.

»Und jetzt«, sagte Mr. Kean, »sind wir an Ihrem Ziel angelangt.«

Blaine blinkte schnell mit den Augenlidern, und das Leben rückte wieder in die richtige Perspektive. Der matt erleuchtete Gang war zu Ende. Vor ihm stand eine rostige Eisenleiter, die an der Tunnelwand befestigt war und hinauf in die Dunkelheit führte.

»Viel Glück«, sagte Mr. Kean. Er ging fort, auf den Arm des Negers gestützt. Blaine sah zu, wie der alte Mann verschwand, und wandte sich an Smith.

»Wo gehen wir jetzt hin?«

»Die Leiter hoch.«

»Aber wo führt die denn hin?«

Smith hatte bereits mit dem Klettern begonnen. Er blieb stehen, blickte hinunter, und seine bleiernen Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. »Wir werden einen Freund von Ihnen besuchen, Blaine. Wir werden in sein Grabmal gehen, zu seinem Sarg, und ihn bitten, aufzuhören, Sie heimzusuchen. Vielleicht werden wir ihn auch dazu zwingen.«

»Wer ist es?« fragte Blaine.

Smith grinste nur und stieg weiter. Blaine kletterte hinter ihm her.

XX

Über dem Gang befand sich ein Luftschacht, der in einen weiteren Gang führte. Sie kamen schließlich an eine Tür und gingen hindurch.

Sie befänden sich in einem großen, grell erleuchteten Raum. An der gewölbten Decke befand sich ein Wandgemälde, das einen gut aussehenden Mann mit klaren Augen zeigte, der in Begleitung von Engeln in einen blauen, gazeartigen Himmel eintrat. Blaine wußte sofort, wer das Modell für das Gemälde gewesen war.

»Reilly!«

Smith nickte. »Wir befinden uns in seinem Todespalast.«

»Woher wußten Sie, daß es Reilly ist, der mich heimsucht?«

»Sie hätten selbst drauf kommen können. Nur zwei Menschen, die mit Ihnen zu tun hatten, sind in letzter Zeit gestorben. Das Gespenst war gewiß nicht Ray Melhill. Es konnte nur Reilly sein.«

»Aber warum?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Smith. »Vielleicht wird Reilly es Ihnen selbst sagen.«

Blaine betrachtete die Wände. Man hatte darin Kreuze, Halbmonde, Sterne und Hakenkreuze eingelassen, sowie indische, arabische, chinesische und polynesische Glückszeichen. Auf Podesten rings um den Raum standen Statuen alter Gottheiten. Unter den Dutzenden erkannte Blaine Zeus, Apollo, Dagon, Odin und Astarte. Vor jedem Podest stand ein Altar, und auf jedem Altar ruhte ein geschliffener und polierter Edelstein.

»Wofür ist das?« fragte Blaine.

»Sühneopfer.«

»Aber das Leben nach dem Tode ist doch eine wissenschaftliche Tatsache.«

»Mr. Kean hat mir gesagt, daß die Wissenschaft den Aberglauben nur wenig berührt«, sagte Smith. »Reilly war sich ziemlich sicher, daß er nach dem Tode überleben würde, aber er sah keinen Grund dafür, ein Risiko einzugehen. Außerdem, sagt Mr. Kean, würden die sehr Reichen, genau wie die sehr Frommen, kein Jenseits für *jedermann* genießen können. Sie glauben, daß sie durch entsprechende Riten und Symbole in einen exklusiveren Teil des Jenseits kommen können.«

»Gibt es denn einen exklusiveren Teil?« fragte Blaine.

»Das weiß niemand. Es ist nur so ein Glaube.«

Smith führte ihn durch den Raum zu einer verzierten Tür, die mit ägyptischen Hieroglyphen und chinesischen Ideogrammen bedeckt war.

»Reillys Leiche ist hier drin«, sagte Smith.

»Gehen wir denn rein?«

»Ja, das müssen wir.«

Smith stieß die Tür auf. Blaine erblickte einen gewaltigen Raum mit Marmorsäulen. Mittendrin stand ein Sarg aus Bronze und Gold, der mit Juwelen besetzt war. Um den Sarg herum standen große Mengen verwirrender Gegenstände: Gemälde und Skulpturen, Musikinstrumente, Schnitzereien, Geräte wie Waschmaschinen, Herde, Kühlschränke und sogar ein kompletter Helikopter. Es gab Kleidungsstücke und Bücher und eine vollständige, üppige Eßtafel.

»Wofür ist denn das ganze Zeug?« fragte Blaine.

»Die Essenz dieser Dinge soll ihren Besitzer ins Jenseits begleiten. Ein alter Glaube.«

Blaines erste Reaktion war Mitleid. Das wissenschaftliche Jenseits hatte den Menschen nicht von der Furcht vor dem Tod befreit, wie es der Fall hätte sein sollen. Im Gegenteil, es hatte seine Ungewißheit noch verstärkt und seinen Wettbewerbsgeist gefördert. Da er sich des Lebens nach dem Tode sicher war, wollte der Mensch es auch verbessert wissen, einen besseren Himmel genießen als die anderen. Die Gleichheit war eine feine Sache, aber zunächst einmal kam die Eigeninitiative. Eine vollkommene, leidenschaftslose Nivellierung war im Jenseits eine genauso unangenehme Vorstellung wie auf Erden. Der Wunsch, besser zu sein, bewegte einen Mann wie Reilly dazu, sich ein Grabmal bauen zu lassen wie die Pharaonen Ägyptens, sein ganzes Leben lang über den Tod nachzugrübeln und die ganze Zeit nach Möglichkeiten zu suchen, seinen Besitz und seine Stellung in der grauen Ungewißheit zu erhalten.

Eine Schande. Und doch, dachte Blaine, gründete sich sein Mitleid nicht vielleicht auf einen Mangel an Glauben daran, daß Reillys Handlungen wirkungsvoll waren? Angenommen, man konnte seine Stellung im Jenseits *tatsächlich* verbessern: Was sollte man auf der Erde denn dann Besseres tun, als für eine bessere Ewigkeit zu arbeiten?

Der Gedankengang schien einleuchtend, doch Blaine weigerte sich, daran zu glauben. *Das* konnte doch wohl nicht der einzige Sinn des Lebens auf Erden sein! Ob gut oder böse, angenehm oder übel, man mußte die Sache um ihrer selbst willen leben.

Smith schritt langsam in den Sargraum, und Blaine unterbrach seine Spekulationen. Der Zombie blieb stehen und betrachtete einen kleinen Tisch, der mit Ornamenten übersät war. Leidenschaftslos trat er den Tisch um. Dann stampfte er langsam eines der Ornamente nach dem anderen in den polierten Marmorboden.

»Was machen Sie da?« fragte Blaine.

»Wollen Sie, daß der Poltergeist Sie in Ruhe läßt?«

»Natürlich.«

»Dann muß er auch einen *Grund* dafür haben, Sie in Ruhe zu

lassen«, sagte Smith und trat gegen eine reichverzierte Ebenholzskulptur.

Das leuchtete Blaine ein. Selbst ein Gespenst mußte wissen, daß es eines Tages die Schwelle verlassen und ins Jenseits eintreten mußte. Wenn es das tat, dann wollte es seine Besitztümer intakt haben, damit sie ihn dort empfangen konnten. Folglich mußte Feuer mit Feuer bekämpft werden, Verfolgung mit Verfolgung.

Trotzdem kam er sich wie ein Vandale vor, als er ein Ölgemälde ergriff und Anstalten machte, seine Faust hindurchzustecken.

»Nicht!« sagte eine Stimme über seinem Kopf.

Blaine und Smith blickten hoch. Über ihnen schien ein blasser, silbriger Nebel zu sein. Aus dem Nebel sagte eine dünne Stimme: »Legen Sie bitte das Gemälde wieder hin.«

Blaine behielt es in der Hand, die Faust zum Schlag bereit. »Sind Sie Reilly?«

»Ja.«

»Warum bespuken Sie mich?«

»Weil Sie Schuld haben! Alles ist Ihre Schuld! Sie haben mich mit Ihrem bösen mörderischen Geist getötet! Ja, *Sie,* Sie widerliches Ding aus der Vergangenheit, Sie verdammtes Ungeheuer!«

»Das habe ich nicht!« rief Blaine.

»Wohl! Sie sind nicht menschlich! Sie sind unnatürlich! Alle meiden Sie, außer Ihr Freund, der tote Mann! Warum sind *Sie* denn nicht tot, Sie Mörder!«

Blaines Faust bewegte sich auf das Gemälde zu. Die dünne Stimme kreischte: »Nicht!«

»Werden Sie mich in Ruhe lassen?« fragte Blaine.

»Legen Sie das Gemälde hin«, bettelte die Stimme.

Blaine legte es behutsam hin.

»Ich lasse Sie in Ruhe«, sagte Reilly. »Warum auch nicht? Es gibt Dinge, die Sie nicht sehen können, Blaine, aber *ich* kann sie sehen. Ihre Zeit auf Erden wird kurz sein, sehr kurz, schmerzlich kurz. Sie werden von denen verraten werden, denen Sie vertraut haben, und diejenigen, die Sie hassen, werden Sie überwältigen. Sie werden sterben, Blaine, nicht in ein paar Jahren, sondern bald, viel schneller, als Sie glauben können. Sie werden betrogen werden und Sie werden von eigener Hand sterben.«

»Sie sind verrückt!« schrie Blaine.

»Bin ich das?« kicherte Reilly. »Bin ich das?«

Der silbrige Nebel verschwand. Reilly war fort.

*

Smith führte ihn durch enge, gewundene Gänge auf die Straße

hinaus. Draußen war die Luft eisig, und die Dämmerung hatte alle Gebäude rötlich und grau gefärbt.

Blaine wollte ihm danken, doch Smith schüttelte den Kopf. »Keine Ursache! Schließlich brauche ich Sie, Blaine: Wo wäre ich denn, wenn der Poltergeist Sie umgebracht hätte? Passen Sie auf sich auf, seien Sie vorsichtig. Ohne Sie ist nichts für mich möglich.«

Der Zombie blickte ihn einen Augenblick lang besorgt an, dann eilte er davon. Blaine sah ihm nach und fragte sich, ob es nicht vielleicht besser wäre, ein Dutzend Feinde zu haben als Smith als Freund.

XXI

Eine halbe Stunde später war er an Marie Thornes Apartment. Marie, in einen Morgenmantel gekleidet und ohne Make-Up, blickte ihn verschlafen an und führte ihn in die Küche, wo sie Kaffee, Toast und Rührei per Knopfdruck bestellte.

»Ich wünschte«, sagte sie, »daß du deine theatralischen Auftritte zu einer vernünftigen Zeit machen würdest. Es ist halb sieben am Morgen.«

»Ich werd mich bessern«, sagte Blaine fröhlich.

»Du hast gesagt, du würdest anrufen. Was ist passiert?«

»Hast du dir Sorgen gemacht?«

»Nicht im geringsten. Was ist passiert?«

Während er seinen Toast aß, erzählte Blaine ihr von der Jagd, von dem Spuk und dem Exorzismus. Sie hörte sich alles an, dann sagte sie: »Du bist also jetzt ganz offensichtlich sehr stolz auf dich, und dafür hast du wahrscheinlich auch guten Grund. Aber du weißt immer noch nicht, was Smith von dir will oder wer er überhaupt ist.«

»Hab nicht die geringste Ahnung«, sagte Blaine. »Smith auch nicht. Ehrlich gesagt interessiert es mich auch überhaupt nicht.«

»Was passiert, wenn er es rausbekommt?«

»Darüber mache ich mir erst Sorgen, wenn es soweit ist.«

Marie hob die Augenbrauen, gab jedoch keinen Kommentar ab. »Tom, was hast du jetzt vor?«

»Ich werde mir einen Job suchen.«

»Als Jäger?«

»Nein. Ob es nun logisch sein mag oder nicht, ich werde es bei den Yacht-Konstruktionsbüros versuchen. Dann werde ich herkommen und dich zu vernünftigen Zeiten belästigen. Wie hört sich das an?«

»Unpraktisch. Willst du einen guten Rat haben?«

»Nein.«

»Ich gebe ihn dir trotzdem. Tom, verlasse New York. Geh so weit fort, wie es nur geht. Du kannst nach Fiji oder Samoa.«

»Warum sollte ich?«

Marie begann, rastlos in der Küche auf und ab zu gehen. »Du verstehst diese Welt einfach nicht.«

»Ich denke doch.«

»Nein! Tom, du hast ein paar typische Erlebnisse gehabt, das ist aber auch schon alles. Das bedeutet doch nicht, daß du unsere Kultur verinnerlicht hättest. Du bist geraubt worden, heimgesucht, und du warst auf einer Jagd. Aber das ist doch alles zusammen nicht viel mehr als eine Stadtführung. Reilly hat recht, du bist so verloren und hilflos wie ein Steinzeitmensch in deinem 1958.«

»Das ist albern, und ich wehre mich gegen diesen Vergleich.«

»Na gut, dann sagen wir ein Chinese aus dem vierzehnten Jahrhundert. Angenommen, daß dieser hypothetische Chinese einem Gangster begegnet ist, eine Busfahrt gemacht hat und auf Coney Island war. Würdest du dann sagen, daß er das Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts verstanden hätte?«

»Natürlich nicht. Aber worauf willst du hinaus?«

»Ich will darauf hinaus«, sagte sie, »daß du hier nicht sicher bist und daß du noch nicht einmal ahnst, wo die Gefahren stecken und wie groß sie sind. Zum einen ist dieser verdammte Smith hinter dir her. Dann werden Reillys Erben wohl auch nicht sonderlich erbaut davon sein, daß du sein Grabmal geschändet hast; kann sein, daß sie es für nötig halten werden, deswegen etwas zu unternehmen. Und die Direktoren bei Rex debattieren immer noch darüber, was *sie* mit dir machen sollen. Du hast die Dinge verändert, durcheinandergebracht. *Spürst* du das denn nicht?«

»Mit Smith werde ich schon fertig«, sagte Blaine. »Zum Teufel mit Reillys Erben. Und was die Direktoren angeht, was können die mir schon antun?«

Sie ging auf ihn zu und legte die Arme um seinen Hals. »Tom«, sagte sie ernst, »jeder Mann, der hier geboren worden wäre und sich in deiner Lage befände, würde so viel Fersengeld geben wie möglich!«

Blaine hielt sie einen Augenblick fest und streichelte ihr glattes dunkles Haar. Sie machte sich Sorgen um ihn, sie wollte, daß er in Sicherheit war. Aber er war nicht in der Stimmung für Warnungen. Er hatte die Gefahren der Jagd überstanden, er war durch die Eisentür in die Unterwelt eingedrungen und war wieder ans Licht zurückgekehrt. Nun saß er in Maries sonniger Küche und fühlte sich froh, im Einklang mit der Welt. Die Gefahr schien im Augenblick ein akademisches Problem zu sein, das nicht der Rede wert war, und der Gedanke, aus New York zu fliehen, schien absurd.

»Sag mal«, fragte Blaine fröhlich, »zu den Dingen, die ich durcheinandergebracht habe, zählst du auch dazu?«

»Ich werde vermutlich meine Stellung verlieren, wenn du das meinst.«

»Das meine ich nicht.«

»Dann solltest du die Antwort kennen … Tom, würdest du bitte New York verlassen?«

»Nein. Und kling nicht so nach Panik!«

»O Gott!« seufzte sie, »wir sprechen zwar dieselbe Sprache, aber ich kann mich dir einfach nicht verständlich machen. Du verstehst es nicht. Ich will es mit einem Beispiel versuchen.« Sie dachte einen Augenblick nach. »Angenommen, ein Mann hätte ein Segelboot -«

»Kannst du segeln?« fragte Blaine.

»Ja, ich liebe das Segeln. Tom, hör mir zu! Angenommen ein Mann besitzt ein Segelboot, mit dem er eine Ozeanreise unternehmen will -«

»Über das Meer des Lebens«, ergänzte Blaine.

»Sei nicht albern«, sagte sie und sah sehr schön und ernst aus. »Dieser Mann versteht nichts von Booten. Er sieht, wie es auf dem Wasser treibt, daß es hübsch gestrichen ist und daß alles an seinem Platz steht. Er kann sich keinerlei Gefahr vorstellen. Dann schaust *du* dir das Boot an. Du siehst, daß die Rahmen brüchig sind, im Ruder sitzt der Schiffsbohrwurm, das Deck ist verfault, die Segel verschimmelt, die Kielbolzen sind verrostet und die Vertäuung kann jeden Augenblick reißen.«

»Woher weißt du so viel über Boote?« fragte Blaine.

»Ich bin schon als Kind segeln gegangen. Würdest du mir bitte zuhören? Du sagst dem Mann, daß sein Boot nicht seetüchtig ist, daß er wahrscheinlich beim ersten Windstoß kentern wird.«

»Wir müssen mal irgendwann zusammen segeln gehen«, sagte Blaine.

»Aber dieser Mann«, fuhr Marie unbeirrt fort, »versteht nun einmal nichts von Booten. Das Ding *sieht* doch ganz gut aus! Und das Schlimmste ist, daß du ihm nicht genau erklären kannst, was passieren wird oder wann. Vielleicht hält das Boot ja noch einen Monat oder ein Jahr oder vielleicht auch nur noch eine Woche. Vielleicht lösen sich die Kielbolzen als erstes, vielleicht geht auch zuerst der Mast zu Bruch. Du weißt es einfach nicht. Und so sieht das hier aus. Ich kann dir nicht sagen, was passieren wird oder wann. Ich weiß nur, daß du nicht seetüchtig bist. Du *mußt* hier weg!«

Sie blickte ihn hoffnungsvoll an. Blaine nickt und sagte: »Du wärst wirklich eine verdammte Mannschaft.«

»Also gehst du nicht?«

»Nein. Ich bin die ganze Nacht aufgeblieben. Der einzige Ort, an den ich jetzt gehen werde, ist das Bett. Hast du Lust, mitzukommen?«

»Geh zum Teufel!«

»Liebling, bitte! Wo bleibt denn dein Mitleid mit einem heimatlosen Wandersmann aus der Vergangenheit?«

»Ich gehe jetzt«, sagte sie. »Du kannst gern das Schlafzimmer benutzen. Es wäre besser, wenn du mal über das nachdenken würdest, was ich dir erzählt habe.«

»Klar«, sagte Blaine. »Aber warum sollte ich mir Sorgen machen, wenn du doch auf mich achtgibst?«

»Smith gibt auch auf dich acht«, erinnerte sie ihn. Sie küßte ihn flüchtig und verließ den Raum.

*

Blaine beendete sein Frühstück und legte sich schlafen. Er erwachte früh am Nachmittag, und da Marie noch nicht zurückgekehrt war, hinterließ er ihr eine fröhliche Nachricht mit seiner Hoteladresse.

Während der nächsten paar Tage suchte er die meisten Yacht-Konstruktionsagenturen in New York auf, jedoch ohne Erfolg. Seine alte Firma, Mattison & Peters, existierte schon lange nicht mehr. Die anderen Firmen hatten kein Interesse. Schließlich fragte ihn der Chefkonstrukteur bei Jaakobsen Yacht, Ltd. detailliert über die längst nicht mehr gebauten Chesapeake Bay und Bahamas Arbeitsboote aus. Blaine stellte sein beachtliches Wissen über diese Modelle und sein veraltetes handwerkliches Können unter Beweis.

»Wir haben ab und zu Aufträge für antike Schiffskörper«, sagte der Chefkonstrukteur. »Ich will Ihnen was sagen. Wir stellen Sie als Bürojungen ein. Sie können die klassischen Schiffskörper auf einer Provisionsbasis machen und Ihr Design auf den neuesten Stand bringen, denn das ist, offengestanden, veraltet. Wenn Sie damit fertig sind, dann stufen wir Sie höher ein. Was meinen Sie dazu?«

Es war eine untergeordnete Tätigkeit, aber es war eine Stellung, eine echte Stellung mit guten Aufstiegsmöglichkeiten. Das bedeutete, daß er wirklich einen Platz in der Welt von 2110 gefunden hatte.

»Ich nehme dankend an«, sagte Blaine.

*

An diesem Abend ging er, um das Ereignis zu feiern, in einen Sensoriumsladen, um ein Abspielgerät und ein paar Aufnahmen zu kaufen. Er war der Meinung, daß er sich ein bißchen Grundluxus verdient hatte.

Die Sensorien waren ein untrennbarer Teil von 2110, so allgegenwärtig und beliebt wie es das Fernsehen in Blaines eigener Zeit gewesen war. Größere und raffiniertere Sensoren wurden für Theaterproduktionen verwendet, und Varianten dieser Geräte benutzte man in der Werbung und Propaganda. Sie stellten bis dato die reinste und mächtigste Form des vorfabrizierten Traums dar, der auf jeden genau zugeschnitten war.

Aber es gab wortgewaltige Gegner, die den Trend zur völligen Passivität der Zuschauer ablehnten. Diese Kritiker waren beunruhigt von der großen Leichtigkeit, mit der ein Mensch ein Sensorium aufnehmen und assimilieren konnte; und tatsächlich lief manch eine Hausfrau mit blinden Augen durch den Tag, eine Mystikerin der heutigen Zeit, die permanent an eine ewigwährende schillernde Vision angestöpselt war.

Wenn er ein Buch las oder fernsah, so meinten die Kritiker, dann

mußte der Zuschauer sich anstrengen, mitmachen. Die Sensorien jedoch überschwemmten ihn einfach, lebendig, schillernd, hinterhältig und hinterließen den schädlichen, schizophrenen Eindruck, daß die Träume besser und wünschenswerter wären als das Leben. Sensorien waren gefährlich! Zugegeben, es wurde manches auf dem künstlerischen Sektor damit geleistet. (Man konnte Verreho nicht unerwähnt lassen, ebensowenig wie Johnston oder Telkin; und auch Mikkelsen war vielversprechend.) Aber es gab eben nicht *viele* gute Werke. Und verglichen mit den schädigenden Auswirkungen auf die Psyche, die Verflachung des allgemeinen Geschmacks, dem Trend zur völligen Passivität …

Noch eine Generation, so polterten die Kritiker, und die Menschen wären nicht mehr dazu in der Lage zu lesen, zu denken oder zu handeln!

Es war ein starkes Argument. Aber Blaine, der immerhin über 152 Jahre an Perspektive verfügte, erinnerte sich an fast genau dieselben Argumente, die einmal gegen das Radio, das Kino, die Comichefte, das Fernsehen und die Taschenbücher ins Feld geführt worden waren. Selbst der so geschätzte Roman war einmal dafür getadelt worden, daß er die Normen der reinen Dichtkunst überschritten hatte. Jede Erneuerung wirkte kulturbedrohend und wurde schließlich zu einem Kulturträger, zur Verkörperung der guten alten Tage, zum Geist des Goldenen Zeitalters – um von der nächsten Neuerung wieder bedroht und schließlich zerstört zu werden.

Ob sie nun gut oder schlecht sein mochten, die Sensoren waren nun einmal da. Blaine schritt in ein Geschäft, um daran teilzunehmen.

*

Nachdem er sich mehrere Modelle angeschaut hatte, kaufte er ein Bendixgerät der mittleren Preisklasse. Dann suchte er sich mit Hilfe des Verkäufers drei beliebte Aufnahmen aus und nahm sie in eine Kabine mit, um sie sich anzusehen. Er befestigte die Elektroden an seiner Stirn und stellte die erste an.

Es war eine populäre historische, stark romantisierte Wiedergabe des *Chanson de Roland,* in einer Niedrigintensitäts-, Nichtidentifikationstechnik hergestellt, die große Schlachtszenen ermöglichte sowie Massenauftritte. Der Traum begann.

… und Blaine stand unter Rolands Troß im Paß von Roncesvalles an jenem heißen und schicksalhaften Augustmorgen des Jahres 778 und beobachtete, wie sich die Armee Karls des Großen langsam auf das Land der Franken zuwälzte. Die müden Veteranen saßen gebeugt in ihren hohen Sätteln, Leder knarrte, Sporen schepperten gegen bronzene Steigbügel. In der Luft lag der Duft von Pinien und Schweiß,

eine Spur von Rauch aus dem geschleiften Pamplona, der Geschmack von Stahl und trockenem Sommergras …

Blaine entschloß sich, die Aufnahme zu kaufen. Das nächste Stück war eine Hochintensitätsjagd auf der Venus, in der sich der Zuschauer voll mit dem gejagten, aber unschuldigen Mann identifizierte.

Die letzte Aufnahme war eine Bearbeitung von Krieg und Frieden in Variointensität, bei der sich der Zuschauer gelegentlich mit Figuren identifizierte.

Als er die Ware bezahlte, zwinkerte der Verkäufer ihm zu und fragte: »Auch an richtigen Sachen interessiert?«

»Vielleicht«, sagte Blaine.

»Habe großartige Partyaufnahmen«, sagte der Verkäufer. »Volle Identifikation mit Austausch. Nicht? Hab ein echtes Horrorstück, ein Mann, der im Treibsand stirbt. Die Mörder haben seinen Tod für den Spezialhandel aufgenommen.«

»Vielleicht ein anderes Mal«, sagte Blaine und ging auf die Ausgangstür zu.

»Dann habe ich noch eine Sonderaufnahme«, sagte ihm der Verkäufer, »gesetzlich einwandfrei hergestellt, aber nicht in den Verkehr gebracht. Gibt ’n paar Raubkopien. Ein Mann, der aus der Vergangenheit wiedergeboren wird. Absolut echt.«

»Wirklich?«

»Ja, und völlig einmalig. Die Emotionen kommen wirklich klar durch, klar wie ’ne Glocke, scharf wie ’n Messer. Ich möchte behaupten, daß das mal ein Klassiker wird.«

»Das würde mich schon interessieren«, sagte Blaine grimmig.

Er nahm die Platte ohne Etikett in die Kabine. Zehn Minuten später kam er wieder heraus, er war ein bißchen erschüttert; er kaufte die Aufnahme für einen horrenden Preis. Es war, als kaufte er ein Stück von sich selbst.

Der Verkäufer und die Techniker bei Rex hatten recht. Es war ein echtes Sammlerstück und würde wahrscheinlich ein Klassiker werden.

Leider hatte man alle Namen ausradiert, um die Polizei nicht auf die Fährte zu locken. Er war berühmt – aber auf eine völlig anonyme Weise.

XXII

Blaine ging jeden Tag zur Arbeit, wischte den Boden, leerte den Papierkorb, adressierte Briefumschläge und entwarf ein paar antike Schiffskörper auf Kommissionsbasis. Abends studierte er die komplizierte Wissenschaft der Yacht-Konstruktion des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts. Nach einer Weile durfte er ein paar kleinere Presseerklärungen schreiben, und es stellte sich heraus, daß er darin sehr begabt war, so daß er bald zum Junior-Yachtkonstrukteur befördert wurde. Er bearbeitete einen großen Teil der Geschäftsvorgänge zwischen Jaakobsen Yachts, Ltd. und den verschiedenen Werften, die ihre Konstruktionen ausführten.

Er studierte weiter, doch es gab nur wenig Aufträge für klassische Schiffskörper. Die Gebrüder Jaakobsen bearbeiteten die meisten Standardboote, während der alte Es Richter, der das ›Wunder von Salem‹ genannt wurde, die ungewöhnlicheren Rennboote und Mehrfachkörper entwarf. Blaine übernahm die Werbung und Öffentlichkeitsarbeit und hatte wenig Zeit für etwas anderes.

Es war verantwortungsvolle, wichtige Arbeit: Aber es war *kein* Yacht-Designing. Unwiderruflich fiel sein Leben in genau den gleichen Trott, in den es 1958 schon gefallen war.

Blaine dachte sorgfältig darüber nach. Auf der anderen Seite war er glücklich darüber. Es schien ein für alle Male den Konflikt zwischen seinem Geist und seinem geborgten Körper zu lösen. Offensichtlich war der Geist der Chef.

Auf der anderen Seite sprach diese Situation nicht besonders für die Qualität dieses Geistes. Er war ein Mann, der 152 Jahre in die Zukunft gereist war, Wunder und Schrecken erlebt hatte, und nun wieder, mit einer ermüdenden und schrecklichen Unausweichlichkeit als Junior-Yachtkonstrukteur arbeitete, der alles tat, außer Yachten zu entwerfen. Gab es in seinem Charakter irgendeinen bestimmten Fehler, einen verborgenen Defekt, der ihn zum Untergeordnetsein verdammte, egal in welcher Umwelt er leben mochte?

Mißmutig stellte er sich vor, daß man ihn etwa eine Million Jahre zurückgeworfen hätte, in ein Zeitalter der Höhlenmenschen. Zweifellos wäre er nach einer kurzen Phase der Anpassung zu einem Juniorkonstrukteur für Einbäume geworden. Nur eben kein *wirklicher* Konstrukteur. Seine Aufgabe hätte darin bestanden, Perlenschnüre zu zählen, die Qualität der Baumstämme zu überprüfen und Kontrakte für die Außenstabilisatoren zu beschaffen, während jemand anders (wahrscheinlich irgendein Neandertalergenie) die eigentliche Arbeit gemacht hätte.

Das war entmutigend. Aber glücklicherweise war es nicht die

einzige Sehweise der Sache. Seine unausbleibliche Rückkehr ließ sich auch als ein bestechendes Beispiel für innere Solidarität werten, für menschliche Beharrlichkeit. Er war ein Mann, der wußte, was er war. Egal, wie sich seine Umgebung verändern mochte, er blieb seinen Fähigkeiten treu.

Wenn er es so betrachtete, dann konnte er äußerst stolz darauf sein, auf immer und ewig ein Junior-Yachtkonstrukteur zu bleiben.

Er fuhr fort zu arbeiten und pendelte zwischen diesen beiden Selbsteinschätzungen hin und her. Er traf sich ein oder zwei Mal mit Marie, aber die war meistens im hohen Rat der Rex Corporation eingespannt. Er zog aus seinem Hotel in ein kleines, geschmackvoll möbliertes Apartment. Langsam fühlte er sich in New York ganz normal.

Und er hatte, daran erinnerte er sich selbst, wenn schon nichts, so immerhin doch erreicht, daß er sein Geist-Körper-Problem gelöst hatte.

Aber sein Körper ließ sich nicht so leicht abtun. Blaine hatte eines der Probleme übersehen, das mit dem Besitz eines solch kräftigen, gut aussehenden und äußerst eigenwilligen Körpers einfach zusammenhängen mußte.

Eines Tages flackerte der Konflikt wieder auf, stärker denn je.

*

Er hatte seine Arbeit zur gewohnten Zeit verlassen und wartete an der Ecke auf seinen Bus. Er bemerkte eine Frau, die ihn wie gebannt anstarrte. Sie war vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, eine üppige, attraktive Rothaarige. Sie war gewöhnlich gekleidet. Ihre Gesichtszüge waren kräftig, doch hatten sie eine gewisse Schläue an sich.

Blaine stellte fest, daß er sie schon zuvor gesehen, aber nie richtig bemerkt hatte. Nun, da er darüber nachdachte, fiel ihm ein, daß sie einmal im gleichen Helibus gesessen hatte wie er. Und sie war auch mehrmals an seinem Gebäude vorbeigeschritten, als er zur Arbeit gegangen war.

Sie hatte ihn beobachtet, wahrscheinlich schon wochenlang. Aber warum?

Er wartete und starrte zurück. Die Frau zögerte einen Augenblick, dann fragte sie: »Kann ich Sie einen Moment sprechen?« Ihre Stimme war rauh und angenehm, aber sehr nervös. »Bitte, Mr. Blaine, es ist sehr wichtig.«

Sie kannte also seinen Namen. »Natürlich«, sagte Blaine. »Worum geht es?«

»Nicht hier. Könnten wir – äh – woanders hingehen?«

Blaine grinste und schüttelte den Kopf. Sie wirkte ja recht

harmlos, aber das hatte Orc auch getan. Wenn man in dieser Welt Fremden traute, dann riskierte man dabei leicht seinen Geist, seinen Körper oder beide.

»Ich kenne Sie nicht«, sagte Blaine, »und ich weiß auch nicht, woher Sie meinen Namen wissen. Wenn Sie irgend etwas wollen, dann sagen Sie es mir besser hier.«

»Ich sollte Sie wirklich nicht belästigen«, sagte die Frau in einer entmutigten Stimme. »Aber ich konnte mich nicht bremsen, ich mußte einfach mit Ihnen reden. Manchmal bin ich so einsam, Sie wissen doch wohl auch, wie das ist, nicht wahr?«

»Einsam? Klar, aber warum wollen Sie mit mir reden?«

Sie sah ihn traurig an. »Stimmt ja, Sie wissen es nicht.«

»Nein, das tue ich nicht«, erwiderte Blaine geduldig. »Warum?«

»Können wir nicht irgendwo hingehen? Ich mag solche Sachen nicht in der Öffentlichkeit sagen.«

»Das werden Sie wohl müssen«, sagte Blaine und dachte daran, daß dies ein äußerst kompliziertes Spiel zu sein schien.

»Also gut«, sagte die Frau, der die Sache ganz offensichtlich peinlich zu sein schien. »Ich bin Ihnen sehr lange nachgegangen, Mr. Blaine. Ich habe herausbekommen, wie Sie heißen und wo Sie arbeiten. Ich mußte mit Ihnen reden. Es liegt alles an Ihrem Körper.«

»Wie?«

»Ihr Körper«, sagte sie ohne ihn anzublicken. »Sehen Sie, es war der Körper meines Mannes, bevor er ihn an die Rex Corporation verkaufte.«

Blaines Mund öffnete sich, aber er konnte keine passenden Worte finden.

XXIII

Blaine hatte immer gewußt, daß sein Körper sein eigenes Leben gelebt hatte, bevor man ihn ihm gegeben hatte. Er hatte gehandelt, Entschlüsse gefaßt, geliebt, gehaßt, hatte der Gesellschaft seinen eigenen Stempel aufgedrückt und sein eigenes kompliziertes und haltbares Netz von Beziehungen geknüpft. Er hätte sogar annehmen können, daß er verheiratet gewesen war, das war bei den meisten Körpern der Fall. Aber er hatte vorgezogen, nicht darüber nachzudenken. Er hatte sich in dem Glauben gewiegt, daß alles, was mit seinem früheren Besitzer zusammengehangen hatte, bequemlichkeitshalber verschwunden war.

Sein eigenes Zusammentreffen mit Ray Melhills geraubtem Körper hätte ihm eigentlich klar machen sollen, wie naiv diese Einstellung war. Ob es ihm gefiel oder nicht, jetzt mußte er darüber nachdenken.

Sie gingen in Blaines Apartment. Die Frau, Alice Kranch, saß deprimiert auf einer Couchseite und nahm eine Zigarette an.

»Es war so«, sagte sie. »Frank – das war der Name meines Mannes, Frank Kranch – war nie mit irgendwas zufrieden, verstehen Sie? Er hatte einen guten Job als Jäger, aber er war nie zufrieden.«

»Als Jäger?«

»Ja, er war Speermann im China-Geschäft.«

»Hm«, sagte Blaine und überlegte aufs neue, was ihn wohl dazu bewegt hatte, auf diese Jagd zu gehen. Waren es seine eigenen Bedürfnisse gewesen oder Kranchs Reflexe? Es war ärgerlich, wieder mit seinem Geist-Körper-Problem konfrontiert zu werden, jetzt, da er es doch so hübsch gelöst zu haben schien.

»Aber nie war er zufrieden«, sagte Alice Kranch. »Und er war immer wütend über diese reichen, vornehmen Typen, die sich umbringen ließen und ins Jenseits kamen. Er hatte den Gedanken immer gehaßt, einmal wie ein Hund zu sterben.«

»Das kann ich ihm nicht verübeln«, meinte Blaine.

Sie zuckte mit den Schultern. »Was wollen Sie? Frank hatte keine Chance, genug Geld zu machen, um sich eine Jenseitsversicherung zu leisten. Das hat ihn gestört. Und dann hat er diese große Schulterwunde bekommen, die ihn fast erledigt hätte. Ich nehme an, daß Sie immer noch die Narbe haben?«

Blaine nickte.

»Na ja, danach war er jedenfalls nie mehr derselbe. Jäger denken normalerweise nicht viel über den Tod nach, aber Frank hat es getan. Er hat die ganze Zeit darüber nachgedacht. Und dann hat er diese dürre Frau von Rex kennengelernt.«

»Marie Thorne?«

»Die, ja«, sagte Alice. »Es war ein dürres Weib, hart wie Stein und kalt wie ein Fisch. Ich konnte nicht verstehen, was Frank an ihr fand. Na ja, er hat ein bißchen rumgemacht, das tun ja die meisten Jäger. Das liegt an der Gefahr. Aber es gibt Rummachen und Rummachen. Er und diese aufgetakelte Ziege von Rex waren ein Herz und eine Seele. Ich verstand einfach nicht, was Frank an ihr fand. Ich meine, sie war doch so dürr und so verkrampft. Auf eine verkniffene Art und Weise war sie ja auch hübsch, aber sie sah so aus, als würde sie ihre Kleider nicht ausziehen, wenn sie ins Bett geht, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Blaine nickte, ein wenig schmerzlich berührt. »Fahren Sie fort.«

»Na ja, Geschmäcker sind ja manchmal ein Rätsel, aber ich hatte gedacht, daß ich Franks Geschmack doch kennen würde. Und das war wohl auch so, denn es stellte sich heraus, daß er *nichts* mit ihr gehabt hatte. Es war alles rein geschäftlich. Eines Tages kam er und sagte: ›Baby, ich werde dich verlassen. Ich mache eine dicke Reise ins Jenseits. Und für dich springt auch ein hübscher Batzen Kleingeld dabei heraus.‹«

Alice seufzte und wischte sich die Augen. »Dieser große Trottel hatte seinen Körper verkauft! Rex hatte ihm eine Jenseitsversicherung gegeben und eine Jahresrente für mich, und er war so verdammt stolz auf sich selbst! Na ja, ich habe mir den Mund fusselig geredet und versucht, ihn davon abzubringen. Aber nein, er wollte sein Stück vom Himmel abhaben. Seiner Meinung nach war er sowieso fällig, und bei der nächsten Jagd, meinte er, würde es ihn sowieso erwischen. Also ist er fortgegangen. Er hat einmal von der Schwelle aus mit mir geredet.«

»Ist er immer noch dort?« fragte Blaine mit einem Prickeln im Nacken.

»Ich habe schon über ein Jahr nichts mehr von ihm gehört«, sagte Alice. »Deshalb nehme ich an, daß er ins Jenseits übergewechselt ist. Dieser Bastard!«

Sie weinte eine Zeitlang, dann wischte sie sich mit einem winzigen Taschentuch und blickte Blaine traurig an. »Ich wollte Sie nicht belästigen. Schließlich war es Franks eigener Körper, er hatte das Recht, ihn zu verkaufen, und jetzt gehört er Ihnen. Ich habe keine Ansprüche an den Körper oder an Sie. Aber ich bin so traurig geworden, so einsam.«

»Das kann ich mir vorstellen«, murmelte Blaine und dachte, daß sie ganz gewiß nicht sein Typ war. Objektiv gesehen war sie schon recht hübsch. Hausbacken, aber überzogen. Ihre Gesichtszüge waren wohlgeformt, kräftig und von lebhafter Farbe. Ihr Haar war, wenn auch nicht echt rot, schulterlang und seidig. Sie war die Art von Frau, die er sich mit in die Hüften gestemmten Armen dabei vorstellen konnte, einem Polizisten die Meinung zu sagen; ein Fischernetz

einzuholen; zu einer Flamencogitarre zu tanzen; oder Ziegen auf einem Bergpfad hütend, mit einem vollen langen Kleid, das um ihre üppigen Hüften wirbelte, mit unordentlicher Bäuerinnenbluse.

Aber sie war ziemlich geschmacklos.

Frank Kranch jedoch, erinnerte er sich selbst, hatte *sehr wohl* an ihr Geschmack gefunden. Und er trug Kranchs Körper.

»Die meisten unserer Bekannten«, sagte Alice eben, »waren Jäger im China-Geschäft. O ja, sie sind manchmal vorbeigekommen, nachdem Frank gegangen war. Aber Sie kennen ja die Jäger, die denken immer nur an eins.«

»Tatsache?« fragte Blaine.

»Ja. Da bin ich von Peking fortgezogen und zurück nah New York gegangen, wo ich geboren bin. Und eines Tages habe ich Frank gesehen – ich meine Sie. Ich wäre fast auf der Stelle ohnmächtig geworden. Ich meine, ich hätte es mir ja denken können und so, aber man bekommt doch einen ganz schönen Schock, wenn man plötzlich den Körper des eigenen Mannes herumlaufen sieht.«

»Kann ich mir denken«, sagte Blaine.

»Also bin ich Ihnen gefolgt und so weiter. Ich wollte Sie eigentlich niemals belästigen, aber es hat mich die ganze Zeit aus der Fassung gebracht. Und ich hab mir Gedanken gemacht, was das wohl für ein Mann ist, der … ich meine, Frank war so – na ja, wir beide kamen sehr gut miteinander aus, wenn Sie verstehen was ich meine.«

»Natürlich«, sagte Blaine.

»Jetzt halten Sie mich bestimmt für schrecklich.«

»Überhaupt nicht«, sagte Blaine. Sie blickte ihm voll ins Gesicht, mit einem traurigen und koketten Ausdruck. Blaine spürte, wie Kranchs alte Narbe pulsierte.

Aber denk dran, sagte er sich, Kranch ist fort. Alles ist jetzt Blaine, Blaines Wille, Blaines Art, Blaines Geschmack …

Nicht wahr?

Dieses Problem muß gelöst werden, dachte er, als er die willige Alice packte und sie mit einer un-Blaineschen Heftigkeit küßte …

*

Am Morgen machte Alice das Frühstück. Blaine saß da, starrte aus dem Fenster und hing trübseligen Gedanken nach.

Die letzte Nacht hatte ihm unwiderlegbar unter Beweis gestellt, daß Kranch immer noch der Herrscher über den Kranch-Blaine-Geist-Körper war. Denn letzte Nacht war er ganz und gar nicht er selbst gewesen. Er war wild, gewalttätig, grob, wütend und exaltiert gewesen. Er war all die Dinge gewesen, die er immer verabscheut hatte, er hatte mit einer Unbeherrschtheit gehandelt, die an Wahnsinn

gegrenzt haben mußte.

Das war nicht Blaine. Das war Kranch, der Körper im Triumph.

Blaine hatte immer Delikatheit, Subtilität und den Sinn für Nuancen geschätzt. Vielleicht zu sehr. Aber das waren jedenfalls seine Tugenden gewesen, der Ausdruck seiner individuellen Persönlichkeit. Mit ihnen zusammen war er Thomas Blaine. Ohne sie war er weniger als nichts – ein Schatten, der von dem stets triumphierenden Kranch geworfen wurde.

Mißmutig dachte er an die Zukunft. Er würde den Kampf aufgeben, tun, was sein Körper verlangte; ein Kämpfer werden, ein Raufbold, ein triebbesessener Vagabund. Vielleicht würde er sich mit der Zeit daran gewöhnen, es vielleicht sogar genießen …

»Das Frühstück ist fertig«, sagte Alice.

Schweigend aßen sie vor sich hin, und Alice betastete vorsichtig und trübsinnig eine Schramme an ihrem Unterarm. Schließlich hielt Blaine es nicht länger aus.

»Hören Sie«, sagte er, »es tut mir leid.«

»Was?«

»Alles.«

Sie lächelte blaß. »Das ist schon in Ordnung. Ist ja eigentlich meine Schuld.«

»Das bezweifle ich. Kann ich bitte mal die Butter haben?« sagte Blaine.

Sie reichte ihm die Butter. Schweigend aßen sie eine Weile. Dann sagte Alice: »Ich bin sehr sehr dumm gewesen.«

»Wieso?«

»Ich bin wohl einem Traum nachgejagt«, sagte sie. »Ich habe mir eingebildet, daß ich Frank wiederfinden könnte. Eigentlich bin ich nicht so, Mr. Blaine. Aber ich dachte, es würde sein wie mit Frank.«

»Und das war es nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, natürlich nicht.«

Blaine stellte sorgfältig seine Kaffeetasse ab. Er sagte: »Ich nehme an, daß Kranch gröber war. Ich schätze, er hat Sie von Wand zu Wand geschmissen. Ich vermute -«

»O nein!« rief sie. »Niemals! Mr. Blaine, Frank war ein Jäger und führte ein hartes Leben. Aber bei mir war er immer ein vollkommener Gentleman. Er hatte Manieren, das hatte Frank.«

»Hatte er?«

»Und ob! Frank war immer zärtlich zu mir, Mr. Blaine. Er war – delikat, falls Sie wissen, was ich meine. Nett. Sanft. Er war niemals, *niemals* grob. Um die Wahrheit zu sagen, er war das genaue Gegenteil von Ihnen, Mr. Blaine.«

»Hmpf«, meinte Blaine.

»Nicht, daß ich was an Ihnen auszusetzen hätte«, fügte sie mit

hastiger Freundlichkeit hinzu. »Sie sind ja schon ein *bißchen* rauh, aber solche Leute muß es ja wohl auch geben.«

»Tja, das glaube ich auch«, brummte Blaine. »Das glaube ich ganz bestimmt.«

In peinlichem Schweigen beendeten sie ihr Frühstück. Alice, von ihrem obsessiven Tun befreit, ging sofort danach fort, ohne auch nur anzudeuten, daß sie einander einmal wiedersehen sollten. Blaine saß in seinem großen Sessel, starrte aus dem Fenster und dachte nach.

Er war also nicht wie Kranch!

Die bittere Wahrheit, sagte er sich, war, daß er sich verhalten hatte, wie er sich Kranch unter ähnlichen Umständen *vorgestellt* hatte. Es war die reine Auto-Suggestion gewesen. Auf hysterische Weise hatte er sich eingeredet, daß ein starker, aktiver, herzhafter Naturbursche eine Frau notwendigerweise behandeln mußte wie ein Stemmeisen.

Er hatte sich stereotypisch verhalten. Er wäre sich noch viel alberner vorgekommen, wenn er nicht so erleichtert gewesen wäre, seine bedrohte Blainehaftigkeit wiedergewonnen zu haben.

Er zog eine Grimasse, als er an Alices Beschreibung von Marie dachte: Dürr, hart wie Stein, kalt wie ein Fisch. Noch mehr Stereotypen!

Aber wenn man die Umstände bedachte, konnte er es Alice kaum verübeln.

XXIV

Ein paar Tage darauf erhielt Blaine eine Mitteilung, daß bei der Geistervermittlung eine Nachricht auf ihn warte. Er fuhr nach der Arbeit dort hin und wurde in die gleiche Kabine geschickt, die er schon beim ersten Mal benutzt hatte.

Melhills verstärkte Stimme sagte: »Hallo Tom!«

»Hallo Ray! Hab mich schon gewundert, wo du abgeblieben bist.«

»Ich bin immer noch auf der Schwelle«, erzählte Melhill. »Aber nicht mehr lange. Ich muß los und nachsehen, wie es im Jenseits ist. Es zieht mich an. Aber ich wollte mal wieder mit dir reden, Tom. Ich glaube, du solltest dich vor Marie Thorne hüten.«

»Also Ray -«

»Ich meine es. Sie hat ihre ganze Zeit bei Rex verbracht. Ich weiß nicht, was dort vorgeht, sie haben ihre Konferenzräume gegen psychisches Eindringen geschützt. Aber irgend etwas braut sich über dir zusammen und sie steckt mittendrin.«

»Ich halte die Augen offen«, sagte Blaine.

»Tom, befolge bitte meinen Rat. Verlasse New York. Hau ab, solange du noch einen Körper und einen Geist hast, mit denen du abhauen kannst.«

»Ich bleibe«, sagte Blaine.

»Du sturer Bastard«, sagte Melhill gefühlvoll. »Was bringt es denn, einen Schutzgeist zu haben, wenn du dich niemals nach seinen Ratschlägen richtest?«

»Ich weiß deine Hilfe zu schätzen«, sagte Blaine. »Wirklich. Aber sag mir doch mal ehrlich, um wieviel es mir besser erginge, wenn ich jetzt weglaufen würde?«

»Du könntest ein kleines bißchen länger leben.«

»Nur ein kleines bißchen? Ist es so schlimm?«

»Schlimm genug. Tom, denk dran, *niemandem* zu vertrauen. Ich muß jetzt gehen.«

»Werde ich nochmal mit dir reden, Ray?«

»Vielleicht«, sagte Melhill. »Vielleicht auch nicht. Viel Glück, Junge!«

Das Gespräch war zu Ende und Blaine kehrte in sein Apartment zurück.

*

Der nächste Tag war ein Sonntag. Blaine stand erst spät auf, machte Frühstück und rief Marie an. Sie war nicht da. Er beschloß, den Tag damit zu verbringen, sich zu entspannen und seine Sensorien

abzuspielen.

An diesem Nachmittag hatte er zwei Besucher.

Als erstes kam eine sanfte, bucklige alte Frau in einer dunklen, strengen Uniform. An ihrer armeeähnlichen Mütze standen die Worte ›Alte Kirche‹.

»Sir«, sagte sie mit einer etwas kurzatmigen Stimme, »ich sammle für die Alte Kirche, eine Organisation, die in diesen verworrenen und gottlosen Zeiten den Glauben zu fördern trachtet.«

»Tut mir leid«, sagte Blaine und wollte die Tür schließen.

Doch die alte Frau mußte schon viele Türen erlebt haben, die sich ihr verschließen wollten. Sie klemmte sich zwischen Tür und Angel und redete weiter.

»Junger Mann, dies ist das Zeitalter des babylonischen Tieres und die Zeit der Vernichtung der Seelen. Dies ist das Zeitalter des Satan und seines vorgeblichen Triumphes. Aber lassen Sie sich nicht täuschen! Der Allmächtige hat dies zugelassen als eine Zeit der Prüfung, um die Spreu vom Weizen zu scheiden. Hüten Sie sich vor der Versuchung! Hüten Sie sich vor dem Pfad des Bösen, der glitzernd und verlockend vor Ihnen liegen mag!«

Blaine gab ihr einen Dollar, damit sie endlich den Mund hielte. Die Alte dankte ihm, redete aber weiter.

»Hüten Sie sich vor dieser letzten Falle des Satans – vor jenem falschen Himmel, den die Menschen das Jenseits nennen! Denn welch bessere Falle konnte Satan der Verblender wohl aufstellen, wenn nicht diese, seine größte Illusion! Die Illusion, daß die Hölle der Himmel sei! Und die Menschen werden verblendet von dieser heimtückischen Täuschung und liefern sich ihr willentlich aus!«

»Danke«, sagte Blaine und wollte die Tür wieder schließen.

»Denken Sie an meine Worte!« rief die alte Frau und fixierte ihn mit ihren glasblauen Augen. »Das Jenseits ist böse! Hüten Sie sich vor den Propheten des höllischen Lebens nach dem Tode!«

»Danke!« rief Blaine und bekam die Tür endlich zu.

Er entspannte sich wieder in seinem Sessel und stellte das Abspielgerät an. Fast eine Stunde lang war er von ›Flucht auf der Venus‹ gefesselt, dann klopfte es an seine Tür.

Blaine öffnete und erblickte einen kleinen, wohlgekleideten, dicklichen Mann mit ernstem Gesicht.

»Mr. Thomas Blaine?« fragte der Mann.

»Der bin ich.«

»Mr. Blaine, ich bin Charles Farrell von der Jenseits Corporation. Dürfte ich vielleicht mit Ihnen reden? Wenn es Ihnen im Augenblick nicht recht sein sollte, können wir gern einen Termin ausmachen, an dem es -«

»Kommen Sie rein«, sagte Blaine und öffnete dem Propheten des

höllischen Lebens nach dem Tode Tür und Tor.

*

Farrell war ein sanfter, sachlicher, leiser Prophet. Als erstes händigte er Blaine ein Schreiben auf dem Geschäftspapier der Jenseits, Inc. aus, das bestätigte, daß Charles Farrell ein vollautorisierter Vertreter der Jenseits Corporation war. Die Bescheinigung enthielt eine ausführliche Beschreibung Farrells, seine Unterschrift, drei gestempelte Fotos und einen Satz Fingerabdrücke.

»Und hier sind meine Ausweise«, sagte Farrell und öffnete eine Brieftasche mit seiner Heli-Lizenz, seiner Bibliothekskarte, seiner Wählerregistrierungsnummer und einer staatlichen Unbedenklichkeitsbescheinigung. Auf einem besonderten präparierten Stück Papier drückte Farrell seine Fingerabdrücke ab und gab sie Blaine, damit er sie mit denen auf dem Brief vergleichen konnte.

»Ist das denn alles nötig?« fragte Blaine.

»Absolut«, erwiderte Farrell. »Wir hatten ein paar unglückliche Vorkommnisse in der Vergangenheit. Skrupellose Subjekte versuchen oft, sich als Vertreter der Jenseits, Inc. auszugeben, vor allem unter den Armen und Leichtgläubigen. Sie bieten Erlösung zu Sonderpreisen an, nehmen, was sie kriegen können und verschwinden aus der Stadt. Es sind zu viele Leute betrogen worden um alles was sie hatten, ohne eine Gegenleistung zu erhalten. Denn diese illegalen Hochstapler, selbst wenn sie für irgendeine windige Hintertreppenfirma arbeiten, sind nicht im Besitz der kostspieligen Ausrüstung und des ausgebildeten Personals, die für so etwas nun einmal erforderlich sind.«

»Das wußte ich nicht«, sagte Blaine. »Wollen Sie sich nicht setzen?«

Farrell setzte sich in einen Sessel. »Die Organisationen für Sauberen Wettbewerb versuchen, etwas dagegen zu unternehmen. Aber die Hintertreppenbetriebe sind zu schnell, um erwischt zu werden. Nur die Jenseits, Inc. und zwei weitere Gesellschaften mit staatlich anerkannten Technologien sind auch dazu in der Lage, das zu leisten, was sie versprechen – ein Leben nach dem Tode.«

»Was ist mit den verschiedenen geistigen Techniken?« fragte Blaine.

»Die habe ich bewußt nicht erwähnt«, sagte Farrell. »Die gehören in eine völlig andere Kategorie. Wenn Sie die Geduld und das Durchhaltevermögen haben, um zwanzig Jahre oder länger intensiv zu studieren, um so besser für sie. Wenn nicht, dann brauchen Sie wissenschaftliche Hilfe und Unterstützung. Und da kommen wir dann in Frage.«

»Ich würde gern darüber hören«, sagte Blaine.

Mr. Farrell setzte sich bequemer im Sessel zurecht. »Wenn Sie so sein sollten, wie andere Leute, dann möchten Sie vermutlich gerne wissen, was das ist, das Leben. Was ist der Tod? Was ist Geist? Wo berühren sich Geist und Körper gegenseitig, wo handeln sie gemeinsam? Ist der Geist auch Seele? Ist die Seele auch Geist? Sind die beiden voneinander unabhängig, oder voneinander abhängig, oder miteinander vermischt? Oder gibt es überhaupt so etwas wie eine Seele?« Farrell lächelte. »Sind das ein paar der Fragen, die Sie gerne von mir beantwortet hätten?«

Blaine nickte. Farrell sagte: »Nun, das kann ich nicht beantworten. Wir wissen es einfach nicht, wir haben nicht die geringste Ahnung. Was uns betrifft, so sehen wir dies als religionsphilosophische Fragen an, die die Jenseits, Inc. nicht einmal zu beantworten *versuchen* will. Wir interessieren uns für Ergebnisse, nicht für Spekulationen. Wir sind medizinisch ausgerichtet. Wir gehen pragmatisch vor. Er ist uns gleichgültig, wie oder warum wir unsere Ergebnisse erzielen, oder wie seltsam sie erscheinen mögen. *Funktioniert es?* Das ist die einzige Frage, die wir stellen, und das ist unsere Grundeinstellung.«

»Ich glaube, Sie haben das verdeutlicht«, meinte Blaine.

»Es ist wichtig, daß ich das gleich am Anfang tue. Also will ich noch etwas klar machen: Begehen Sie nicht den Fehler zu glauben, daß wir den Himmel anbieten würden.«

»Nicht?«

»Überhaupt nicht! Das Himmelreich ist ein religiöses Konzept, und wir haben nichts mit Religion zu tun. Unser Jenseits ist ein Überleben des *Geistes* nach dem Tod des Körpers. Das ist alles. Wir behaupten genausowenig, daß das Jenseits das Himmelreich wäre, wie die frühen Wissenschaftler behauptet haben, daß die Knochen der ersten Steinzeitmenschen die Überbleibsel von Adam und Eva wären.«

»Vorhin war eine alte Frau hier«, sagte Blaine. »Sie hat mir gesagt, daß das Jenseits die Hölle sei.«

»Das ist eine Fanatikerin«, sagte Farrell grinsend. »Sie rennt mir nach. Und soweit ich das beurteilen kann, hat sie vielleicht vollkommen recht.«

»Was *wissen* Sie denn nun über das Jenseits?«

»Nicht allzu viel«, sagte Farrell. »Alles, was wir wirklich wissen ist Folgendes: Nach dem Tod des Körpers begibt sich der Geist in eine Region, die wir die Schwelle nennen und die zwischen der Erde und dem Jenseits ist. Wir glauben, daß das eine Art Vorbereitungsstadium für das Jenseits ist. Wenn der Geist erst einmal dort ist, kann er ins Jenseits eintreten, wann es ihm beliebt.«

»Aber wie ist denn das Jenseits beschaffen?«

»Das wissen wir nicht. Wir sind uns ziemlich sicher, daß es nicht körperlich ist. Manche meinen, daß der Geist die Essenz des Körpers ist und daß sich deshalb auch die Essenz weltlicher Güter ins Jenseits bringen läßt. Es könnte so sein. Es gibt Leute, die stimmen dem nicht zu. Manche haben das Gefühl, daß das Jenseits ein Ort ist, an dem die Seelen darauf warten, wiedergeboren zu werden, auf anderen Planeten, als Teil eines riesigen Wiedergeburtszyklus. Vielleicht stimmt auch das ja. Andere glauben, daß das Jenseits nur die erste Stufe postirdischer Existenz darstellt und daß es sechs weitere gibt, die immer schwieriger zu erlangen sind, bis alles schließlich in einer Art Nirwana endet. Könnte sein. Es ist behauptet worden, daß das Jenseits eine riesige, neblige Region ist, in der man allein herumwandert, immer suchend, niemals findend. Ich habe Theorien gelesen, die nachwiesen, daß die Leute im Jenseits nach Familienzugehörigkeit gruppiert würden; andere wiederum behaupten, daß man dort nach Rasse, Religion, Hautfarbe oder gesellschaftlicher Stellung gruppiert wird. Manche Leute behaupten, wie Sie selbst haben feststellen können, daß man da in die Hölle selbst eintritt. Es gibt Vertreter einer Illusionstheorie, die konstatieren, daß der Geist sich völlig auflöst, nachdem er die Schwelle verlassen hat. Und dann gibt es noch welche, die behaupten, daß unsere Firma ihre ganzen Effekte überhaupt nur gefälscht hätte. Ein gelehrtes Werk, das vor kurzem erschienen ist, stellt fest, daß man im Jenseits all das findet, was man finden will – das Himmelreich, das Paradies, Walhalla, grüne Weiden, suchen Sie's sich aus. Es wird gesagt, daß die alten Götter das Jenseits regieren – die Götter Haitis, Skandinaviens, des Belgischen Kongo, je nachdem, an welche Theorie man sich hält. Natürlich gibt es eine Gegentheorie, die beweist, daß es überhaupt keine Götter geben kann. Ich habe ein englisches Buch gelesen, demzufolge im Jenseits englische Geister herrschen sollen, und ein russisches, das behauptet, daß dort Russen regieren und mehrere amerikanische, die nachweisen, daß dort die Amerikaner herrschen. Letztes Jahr ist ein Buch erschienen, das behauptete, daß die Regierungsform im Jenseits die Anarchie sei. Ein führender Philosoph beharrt darauf, daß der Geist des Wettbewerbs ein Naturgesetz sei und folglich auch im Jenseits vorherrschen müsse. Und so weiter. Sie können sich jede beliebige Theorie aussuchen, Mr. Blaine, oder Sie können auch eine eigene aufstellen.«

»Was meinen Sie denn?« fragte Blaine.

»Ich? Ich versuche, offen zu bleiben«, sagte Farrell. »Wenn die Zeit kommt, dann werde ich hingehen und es selbst rausfinden.«

»Hm, das ist auch meine Einstellung«, sagte Blaine. »Unglücklicherweise habe ich keine Chance. Ich habe nicht das Geld, das Sie dafür verlangen.«

»Ich weiß«, sagte Farrell. »Ich habe Ihre Finanzen überprüft,

bevor ich kam.«

»Aber warum sind Sie dann -«

»Jedes Jahr«, sagte Farrell, »werden ein paar kostenlose Jenseitsstipendien vergeben, einige von Philanthropen, ein paar von Firmen und Trusts, einige auf Lotteriebasis. Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen mitzuteilen, Mr. Blaine, daß Sie für einen dieser Zuschüsse ausgewählt worden sind.«

»Ich?«

»Ich möchte Ihnen gratulieren«, sagte Farrell. »Sie sind ein sehr großer Glückspilz.«

»Aber wer hat mir denn den Zuschuß gewährt?«

»Die Main-Farbenger Textilien Corporation.«

»Ich habe noch nie von denen gehört.«

»Nun, sie haben aber von Ihnen gehört. Das Stipendium ist eine Anerkennung für Ihre Reise hierher aus dem Jahre 1958. Nehmen Sie es an?«

Blaine starrte den Jenseitsvertreter an. Farrell schien schon echt zu sein, außerdem ließ sich seine Geschichte auch im Jenseits-Gebäude überprüfen. Blaine traute dem Geschenk nicht, das ihm da so völlig unerwartet in die Hand gedrückt wurde. Aber der Gedanke an ein sicheres Leben nach dem Tode wog jeden erdenklichen Zweifel auf, schob alle möglichen Ängste und Befürchtungen beiseite. Vorsicht war ja ganz in Ordnung, aber nicht, wenn sich einem die Tore des Jenseits öffneten.

»Was muß ich tun?«

»Einfach mich ins Jenseits-Gebäude begleiten«, sagte Farrell. »Wir können das nötige Verfahren in wenigen Stunden durchführen lassen.«

Überleben! Leben nach dem Tode!

»Also gut«, sagte Blaine. »Ich nehme das Stipendium an. Gehen wir.«

Sie verließen sofort Blaines Apartment.

XXV

Ein Helitaxi brachte sie direkt zum Jenseits-Gebäude. Farrell führte Blaine ins Empfangsbüro und händigte der Frau dort eine Fotokopie von Blaines Stipendiumsbewilligung aus. Blaine ließ seine Fingerabdrücke abnehmen und zeigte seine Jägerlizenz als Ausweis vor. Die Frau überprüfte alle Angaben auf einer Personenliste. Schließlich hatte sie sich von der Richtigkeit seiner Identifikation überzeugt und unterschrieb die Empfangspapiere.

Danach brachte Farrell Blaine in den Testraum, wünschte ihm viel Glück und verschwand.

Im Testraum übernahm eine Gruppe junger Techniker das Kommando und unterzog Blaine einer ganzen Reihe von Untersuchungen. Rechenmaschinen klapperten und spuckten yardweise Papier und ganze Fontänen Lochkarten aus. Ominöse Maschinen blubberten und quiekten ihn an, starrten mit riesigen roten Augen, zwinkerten und wurden bernsteinfarben. Automatische Schreiber kratzten über Skalenpapier. Und die ganze Zeit über fachsimpelten die Techniker sehr lebhaft miteinander.

»Interessante Beta-Reaktion. Können wir die Kurve angleichen?«

»Klaro, wir müssen lediglich seinen Schubkoeffizienten verringern.«

»Das möchte ich nicht so gern. Schwächt das Gewebe.«

»*So* weit braucht man es auch nicht zu schwächen. Das Trauma wird er trotzdem überstehen.«

»Vielleicht … Was ist denn mit diesem Henlinger-Faktor? Ist ja gar keiner!«

»Weil er in einem Wirtskörper ist. Wird schon kommen.«

»Letzte Woche der hat's auch nicht geschafft. Der Typ ging doch hoch wie eine Rakete.«

»Der war doch schon von Anfang an ein bißchen labil.«

Blaine sagte: »He! Gibt es da etwa die Möglichkeit, daß die Sache doch nicht funktionieren könnte?«

Die Techniker wandten sich um, als erblickten sie ihn zum ersten Mal.

»Mann, jeder Fall ist anders«, sagte einer von ihnen.

»Man muß jeden Fall individuell berechnen.«

»Probleme, Probleme, Probleme.«

Blaine sagte: »Ich dachte, daß das Verfahren voll ausgereift wäre. Ich habe gehört, daß es unfehlbar wäre.«

»Klar, das erzählen sie den Kunden immer«, sagte einer der Techniker abfällig.

»Alles Werbequatsch.«

»Hier geht dauernd was schief. Wir müssen noch viel lernen.«

Blaine fragte: »Aber können Sie mir denn auch sagen, ob die Behandlung gewirkt hat?«

»Klar. Wenn sie gewirkt hat, dann bleiben Sie am Leben.«

»Wenn nicht, kommen Sie hier zu Fuß nicht mehr raus.«

»Normalerweise klappt es ja auch«, beruhigte ihn einer der Techniker. »Bei jedem, außer K3ern.«

»Dieser verdammte K3-Faktor legt uns immer aufs Kreuz. Nun sag schon, Jamiesen, ist er ein K3er oder nicht?«

»Bin mir nicht sicher«, sagte Jamiesen, über ein blitzendes Instrument gebeugt. »Die Testmaschine ist schon wieder im Arsch.«

Blaine fragte: »Was ist denn ein K3er?«

»Das wüßten wir auch gern«, sagte Jamiesen schlechtgelaunt. »Alles, was wir wirklich wissen, ist, daß Typen mit einem K3-Faktor den Tod nicht überleben können.«

»Unter keinen Umständen.«

»Der alte Fitzroy meint ja, daß das ein eingebauter Begrenzungsfaktor ist, den die Natur eingesetzt hat, damit die Spezies nicht außer Kontrolle gerät.«

»Aber die K3er vererben den Faktor nicht an ihre Kinder.«

»Es besteht immer noch die Möglichkeit, daß er latent bleibt und ein paar Generationen überspringt.«

»Bin ich ein K3er?« fragte Blaine und versuchte, seine Stimme vom Zittern abzuhalten.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Jamiesen wie beiläufig. »Ist ziemlich selten. Ich werd's mal überprüfen.«

Blaine wartete, während die Techniker ihre Daten durchgingen und Jamiesen versuchte, an seiner defekten Maschine abzulesen, ob Blaine nun einen K3-Faktor hatte oder nicht.

Eine Weile später blickte Jamiesen hoch. »Na ja, schätze, daß er kein K3er ist. Aber wer weiß das schon wirklich? Na ja, machen wir doch einfach weiter.«

»Was kommt denn als nächstes?« fragte Blaine.

Man verabreichte ihm eine tiefe Injektion.

»Keine Bange«, sagte ein Techniker. »Wird schon schiefgehen.«

»Sind Sie sicher, daß ich *kein* K3er bin?« fragte Blaine. Der Techniker nickte gelangweilt. Blaine wollte noch weitere Fragen stellen, aber ein Schwindelgefühl überfiel ihn. Die Techniker hoben ihn gerade hoch und legten ihn auf einen weißen Operationstisch.

*

Als er sein Bewußtsein wiedererlangte, lag er auf einer bequemen Couch und hörte beruhigende Musik. Eine Krankenschwester reichte

ihm ein Glas Sherry, und Mr. Farrell stand strahlend dabei.

»Fühlen Sie sich O.K.?« fragte Farrell. »Müßten Sie wohl. Hat ja alles wunderbar geklappt.«

»Tatsächlich?«

»Ohne jeden Zweifel. Mr. Blaine, das Jenseits gehört Ihnen.«

Blaine trank seinen Sherry aus und stand auf, ein bißchen schwankend. »Das Leben nach dem Tode gehört mir? Wann immer ich sterben mag? Woran ich auch sterben mag?«

»Genau. Egal wie oder warum sie sterben mögen, Ihr Geist wird nach dem Tode überleben. Wie fühlen Sie sich?«

»Ich weiß nicht«, sagte Blaine.

Erst eine halbe Stunde später, als er in sein Apartment zurückkehrte, kam die Reaktion.

Das Jenseits gehörte ihm!

Plötzlich fühlte er sich wild und ekstatisch. Nichts war jetzt noch wichtig, überhaupt nichts! Er war unsterblich! Man könnte ihn auf der Stelle töten und er würde dennoch weiterleben!

Er fühlte sich wunderbar trunken. Fröhlich überlegte er, ob er sich nicht unter die Räder eines vorüberfahrenden Lasters stürzen sollte. Was machte das schon? Nichts konnte ihn wirklich mehr verwunden! Er konnte nun amoklaufen und fröhlich die Menge niedermetzeln. Warum nicht? Das einzige, was die Bullen töten konnten, war sein Körper!

Das Gefühl war unbeschreiblich. Nun wurde Blaine zum erstenmal klar womit die Menschheit hatte leben müssen, bevor das wissenschaftliche Jenseits entdeckt worden war. Er erinnerte sich an die schwermütige, triste, ständige, unbewußte Angst vor dem Tode, die sich wie ein schauriger Bandwurm durch die Windungen des menschlichen Geistes gezogen hatte, ein Gespenst, das Tag und Nacht umherspukte, der Lauerer hinter der Ecke, der Schatten hinter der Tür, der ungesehene Gast bei jedem Bankett, die undefinierbare Gestalt in jeder Landschaft, immer präsent, immer wartend -

Nie wieder.

Denn nun war seinem Geist eine gewaltige Last abgenommen worden. Die Furcht vor dem Tode war vorüber, betäubend vorüber und er fühlte sich leicht wie Luft. Der Tod, dieser Erzfeind, war besiegt worden!

Er kehrte euphorisch gestimmt in sein Apartment zurück. Als er die Tür aufschloß, klingelte das Telefon.

*

»Blaine.«

»Tom!« Es war Marie Thorne. »Wo bist du gewesen? Ich habe den

ganzen Nachmittag versucht, dich zu erreichen.«

»Ich bin ausgegangen, Liebling«, sagte Blaine. »Wo zum Teufel warst du denn?«

»Bei Rex«, sagte sie. »Ich habe versucht, rauszukriegen, was sie vorhaben. Jetzt hör gut zu, ich habe ein paar wichtige Neuigkeiten für dich.«

»Ich habe ein paar Neuigkeiten für dich, meine Liebe«, sagte Blaine.

»Hör mir zu! Heute wird ein Mann dein Apartment aufsuchen. Es wird ein Vertreter der Jenseits, Inc. sein, und er wird dir eine kostenlose Jenseitsversicherung anbieten. Nimm sie nicht an.«

»Warum nicht? Ist er nicht echt?«

»Doch, er ist völlig echt und das Angebot auch. Aber du darfst es nicht annehmen.«

»Das habe ich schon«, sagte Blaine.

»Du hast was?«

»Er war vor ein paar Stunden hier. Ich habe es angenommen.«

»Haben sie dich schon behandelt?«

»Ja. War das unecht?«

»Nein«, sagte Marie, »natürlich nicht. Ach, Tom, wann wirst du endlich einmal lernen, keine Geschenke von Fremden anzunehmen? Es gab doch noch genug Zeit für eine spätere Jenseitsversicherung … Oh, Tom!«

»Was ist los?« fragte Blaine. »Es war ein Stipendium von der Main-Farbenger Textilien Corporation.«

»Die gehört zu hundert Prozent der Rex Corporation«, sagte Marie ihm.

»Oh … Na ja, und?«

»Tom, die Direktoren haben dir dieses Stipendium bewilligt, sie haben Main-Farbenger als Tarnung genommen, aber das Stipendium hat dir *Rex* gegeben! Siehst du denn nicht, was das heißt?«

»Nein. Würdest du bitte aufhören zu schreien, und es mir erklären?«

»Tom, es geht um den Paragraphen über Genehmigten Mord im Selbstmordgesetz. Sie werden seine Anwendung erzwingen.«

»Wovon redest du?«

»Ich rede von dem Teil des Selbstmordgesetzes, der die Annahme von Wirtskörpern für legal erklärt. Rex hat das Überleben deines Geistes nach dem Tode garantiert, und du hast es angenommen. Jetzt können Sie dir ganz legal deinen Körper wieder abnehmen und verwenden, wie sie wollen. Er gehört ihnen. Sie können deinen Körper *töten,* Tom!«

»Mich töten?«

»Ja. Und natürlich werden sie das auch tun. Die Regierung plant

rechtliche Schritte gegen sie zu unternehmen, weil sie dich illegal aus der Vergangenheit geholt haben. Wenn du nicht da bist, dann wird es auch keine Anklage geben. Jetzt hör zu. Du *mußt* New York verlassen und dann das Land. Vielleicht lassen sie dich dann in Ruhe. Ich werde dir helfen. Ich meine, du solltest -«

Das Telefon war tot.

Blaine drückte ein paarmal auf die Gabel, doch es kam kein Freizeichen. Offenbar war die Leitung unterbrochen worden.

Die ekstatische Fröhlichkeit, die ihn noch vor wenigen Sekunden erfüllt hatte, verließ ihn. Das berauschende Gefühl der Befreiung vom Tode verschwand. Wie hatte er nur an Amoklaufen denken können? Er wollte *leben.* Er wollte im Fleische leben, auf der Erde, die er kannte und liebte. Geistige Existenz war prima, aber jetzt wollte er sie noch nicht. Noch lange nicht. Er wollte unter festen Gegenständen leben, Luft atmen, Brot essen und Wasser trinken, Fleisch um sich herum fühlen, fremdes Fleisch berühren.

Wann würden sie versuchen, ihn umzubringen? Jederzeit. Sein Apartment war eine Falle. Schnell stopfte Blaine sein ganzes Geld in seine Tasche und eilte zur Tür. Er öffnete sie und blickte hoch und in den Gang. Er war leer.

Er lief hinaus, rannte durch den Korridor und blieb stehen.

Ein Mann war gerade um die Ecke gekommen. Der Mann stand mitten in der Eingangshalle. Er trug einen großen Projektor, den er auf Blaines Magengegend gerichtet hatte.

Der Mann war Sammy Jones.

»Ach, Tom, Tom«, sagte Jones seufzend. »Glaub mir, es tut mir verdammt leid, daß du es bist. Aber Geschäft bleibt Geschäft.«

Als sich der Projektor hob und auf seine Brust richtete, blieb Blaine wie angefroren stehen.

»Warum du?« konnte er noch herausbringen.

»Wer sonst?« fragte Sammy Jones. »Bin ich nicht der beste Jäger der westlichen Hemisphäre und wahrscheinlich auch Europas? Rex hat alle von uns im Gebiet New York angeheuert. Aber diesmal mit Strahler- und Projektorwaffen. Es tut mir leid, daß du es sein mußtest, Tom.«

»Aber ich bin doch auch ein Jäger«, sagte Blaine.

»Du bist nicht der erste, der umgelegt wird. Das gehört nun einmal zum Spiel dazu, Junge. Beweg dich nicht, ich mach's schnell und sauber.«

»Ich will nicht sterben!« japste Blaine.

»Warum nicht?« fragte Jones. »Du hast doch deine Jenseitsversicherung.«

»Man hat mich reingelegt! Ich will leben! Sammy, tu's nicht!«

Sammy Jones' Gesicht verhärtete sich. Er zielte sorgfältig, dann

senkte er das Gewehr.

»Ich werde wohl langsam zu weichherzig für dieses Spiel«, sagte er. »Also gut, Tom, lauf los. Ich schätze, jedes Opfer sollte einen kleinen Vorsprung bekommen. Dadurch wird die Sache sportlicher. Aber ich lasse dir nur einen kleinen.«

»Danke, Sammy«, sagte Blaine und eilte durch die Halle.

»Aber Tom – paß auf, wo du hintrittst, wenn du wirklich leben willst. Ich sag's dir, in New York gibt es im Augenblick mehr Jäger als Einwohner. Und alle Verkehrsmittel werden überwacht.«

»Danke«, rief Blaine, während er die Treppe hinunterlief.

Er war auf der Straße, wußte aber nicht, wohin er gehen sollte. Aber er hatte keine Zeit dafür, unentschlossen zu sein. Es war später Nachmittag, Stunden bevor die Dunkelheit ihm helfen würde. Er wählte eine Richtung und ging los.

Fast instinktiv führten ihn seine Schritte in die Slums der Stadt.

XXVI

Er schritt an zerfallenen Mietshäusern und uralten Apartmenthäusern vorbei, vorbei an billigen Kneipen und Nachtklubs; die Hände in die Taschen gesteckt, versuchte er zu denken. Er mußte sich einen Plan machen. Wenn er sich keinen Plan machen konnte, wie er aus New York hinauskäme, würden ihn die Jäger innerhalb der nächsten ein bis zwei Stunden aufspüren.

Jones hatte ihm gesagt, daß die Verkehrsmittel überwacht würden. Was hatte er dann noch für Chancen? Er war unbewaffnet, wehrlos -

Na ja, das konnte er vielleicht ändern. Mit einer Pistole in der Hand wäre die Lage schon anders. Sie könnte sogar sehr viel anders sein. Wie Hull erklärt hatte, konnte ein Jäger ganz legal ein Opfer erschießen; aber wenn ein Opfer einen Jäger erschoß, dann wurde es festgenommen und es drohten ihm schwere Strafen.

Wenn er tatsächlich einen Jäger erschießen würde, dann müßte die Polizei ihn festnehmen! Es würde zwar alles ziemlich kompliziert werden, aber es würde ihn wenigstens vor der unmittelbaren Gefahr retten.

Er ging weiter, bis er an ein Pfandhaus kam. Im Schaufenster lagen zahlreichende glitzernde Projektor- und Strahlenwaffen, Jagdgewehre, Messer und Macheten. Blaine ging hinein.

»Ich möchte eine Pistole«, sagte er zu dem schnurrbärtigen Mann hinter dem Verkaufstresen.

»Eine Pistole. Soso. Und was für eine Pistole?« fragte der Mann.

»Haben Sie Strahlenpistolen?«

Der Mann nickte und schritt an eine Schublade. Er holte eine glitzernde Pistole mit Kupferpolierung hervor.

»Das hier«, sagte er, »ist ein Sonderangebot. Es ist ein echter Sailes-Byrn-Nadelstrahler, der für die Großwildjagd auf der Venus benutzt wird. Damit können Sie auf fünfhundert Yards durch alles hindurchmähen, was geht, krabbelt oder fliegt. An der Seite befindet sich ein Streuungswähler. Sie können breit streuen für nahe Ziele, oder den Nadelstrahl für weit entfernte Ziele dünn bündeln.«

»Schön, schön«, sagte Blaine und zog Banknoten aus seiner Tasche.

»Dieser Knopf hier«, erklärte der Pfandleiher, »reguliert die Länge des Strahls. So wie er eingestellt ist, bekommen Sie den Standard-Bruchteilschub. Einmal klicken, und es verlängert sich auf eine Viertelsekunde. Auf Automatik eingestellt mäht es wie eine Sense. Die Waffe hat eine Energieversorgung von mehr als vier Stunden, und in der Originalverpackung sind noch über drei Stunden drin. Sie können

Sie auch in Ihrer Heimwerkstatt verwenden. Wenn Sie einen speziellen Aufsatz daran befestigen und einen Widerstand einkoppeln, um die Energieabgabe zu dämpfen, dann können Sie damit Plastik besser zersägen als mit einer Säge. Es gibt noch einen anderen Dämpfer, mit dem sie sich in einen Lötkolben verwandeln läßt. Die Dämpfer können Sie auch im Pack zu Sonder -«

»Ich kaufe sie«, unterbrach ihn Blaine.

Der Pfandleiher nickte. »Darf ich bitte Ihren Waffenschein sehen?«

Blaine zog seine Jägerlizenz hervor und zeigte sie dem Mann. Der Pfandleiher nickte und füllte mit nervtötender Langsamkeit eine Quittung aus.

»Machen Sie sich keine Umstände. Ich nehme sie so.«

Der Pfandleiher sagte: »Das macht dann fünfundsiebzig Dollar.« Als Blaine das Geld über den Tresen schob, blickte der Pfandleiher auf einer Liste nach, die hinter ihm an der Wand hing. »Halt!« sagte er plötzlich.

»Hä?«

»Ich kann Ihnen die Waffe nicht verkaufen.«

»Warum nicht?« fragte Blaine. »Sie haben doch meine Jägerlizenz gesehen.«

»Aber Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie ein registriertes Opfer sind. Sie wissen doch, daß Opfer keine Waffen besitzen dürfen. Ihr Name ist uns vor einer halben Stunde reingeblitzt worden. Mr. Blaine, Sie können in ganz New York keine legale Waffe kaufen.«

Der Pfandleiher schob die Banknoten wieder zurück über den Tresen. Blaine griff nach dem Nadelstrahler. Der Pfandleiher ergriff ihn als erster und richtete ihn auf ihn.

»Ich sollte denen die Mühe ersparen«, sagte er. »Sie haben doch Ihr verdammtes Jenseits. Was wollen Sie denn noch?«

Blaine blieb stocksteif stehen. Der Pfandleiher senkte die Pistole.

»Aber das ist nicht meine Aufgabe«, sagte er. »Die Jäger kriegen Sie noch früh genug.«

Er langte mit der Hand unter den Tresen und drückte auf einen Knopf. Blaine drehte sich um und rannte aus dem Laden. Es wurde langsam dunkel. Aber sein Standort war jetzt bekannt. Die Jäger würden ihn bald umzingeln.

Er meinte jemanden zu hören, der seinen Namen rief. Er drängte sich durch die Menschenmenge, blickt nicht zurück und dachte daran, irgend etwas zu unternehmen. Er konnte doch nicht auf diese Weise sterben, oder? Er war doch nicht 152 Jahre durch die Zeit gereist, nur um vor einer Million Leute erschossen zu werden! Das war einfach nicht gerecht!

Er bemerkte einen Mann, der dicht hinter ihm ging und dabei

grinste. Es war Theseus, der mit gezückter Waffe auf ein freies Schußfeld wartete.

Blaine rannte plötzlich los, im Zickzack durch die Menge, und bog scharf in eine Seitenstraße ab. Er lief die Straße hinunter und blieb plötzlich stehen.

Am Ende der Straße, silhouettenhaft vor dem Gegenlicht, stand ein Mann. Der Mann hatte einen Arm in die Hüfte gestemmt, den anderen hatte er in Schußhaltung erhoben. Blaine zögerte und blickte sich nach Theseus um.

Der kleine Jäger feuerte und versengte Blaines Ärmel. Blaine rannte auf eine offene Tür zu, die ihm vor der Nase zugeschlagen wurde. Ein zweiter Schuß versengte sein Jackett.

Mit traumwandlerischer Klarheit sah er, wie die Jäger näherkamen. Theseus dicht hinter ihm, der andere Jäger noch weiter entfernt und den Fluchtweg nach vorn blockierend. Blaine lief mit bleischweren Füßen auf den entfernteren Mann zu, über Gullilöcher und U-Bahngitter, an verrammelten Fenstern und verriegelten Gebäuden vorbei.

»Deckung, Theseus!« rief der Jäger. »Ich hab ihn!«

»Hol ihn dir, Hendrick!« rief Theseus zurück und lehnte sich flach an eine Wand, aus der Schußlinie des Strahls.

Der Pistolenschütze, der noch fünfzig Fuß entfernt war, zielte und schoß. Blaine ließ sich zu Boden fallen, und der Strahl verfehlte sein Ziel. Er rollte zur Seite und versuchte, hinter der ungenügenden Deckung eines Hauseingangs Schutz zu finden. Der Strahl sengte ihm hinterher, kratzte über Beton und verwandelte Abwasserpfützen in Dampf.

Dann gab ein U-Bahngitter unter ihm nach.

Während er hinabstürzte wurde ihm klar, daß das Gitter von dem Strahl gelockert worden sein mußte. Was für ein Glück! Aber er mußte mit den Füßen zuerst aufkommen. Er mußte bei Bewußtsein bleiben, sich von der Öffnung fortschleppen, etwas aus seinem Glück machen. Wenn er das Bewußtsein verlieren sollte, dann würde sein Körper in voller Schußlinie liegen, ein leichtes Ziel für die Jäger oben am Rand der Öffnung.

Er versuchte, sich im freien Fall umzudrehen, doch zu spät. Er schlug hart mit den Schultern auf, und sein Kopf krachte gegen eine eiserne Runge. Doch die Notwendigkeit, bei Bewußtsein zu bleiben war so stark, daß er sich auf die Beine hochrappelte. Er mußte sich aus dem Schußfeld schleppen, weiter in den U-Bahnschacht hinein, damit sie ihn nicht sehen würden. Doch selbst der erste Schritt war schon zuviel. Erschöpft gaben seine Beine unter ihm nach. Er fiel mit dem Gesicht nach unten, rollte sich mit letzter Kraft herum und starrte zu der Schachtöffnung über ihm hoch.

Dann wurde er ohnmächtig.

XXVII

Als er wieder aufwachte, entschied er, daß er das Jenseits nicht sonderlich mochte. Es war finster und klumpig und stank nach Öl und Schliere. Außerdem tat ihm der Kopf weh, und sein Kreuz fühlte sich so an, als sei es an drei verschiedenen Stellen gebrochen.

Konnte ein Geist Schmerz empfinden? Blaine bewegte sich und stellte fest, daß er immer noch einen Körper hatte. Wenn man es ganz genau nahm, dann war er überhaupt *nur* noch Körper, jedenfalls fühlte er sich so. Offensichtlich war er gar nicht im Jenseits.

»Bleiben Sie noch einen Augenblick still liegen«, sagte eine Stimme.

»Wer ist da?« fragte Blaine in das undurchdringliche Dunkel hinein.

»Smith.«

»Ach so. Sie.« Blaine setzte sich auf und hielt sich seinen pulsierenden Kopf fest.

»Wie haben Sie das gemacht, Smith?«

»Beinahe gar nicht«, antwortete der Zombie. »Sobald Sie zum Opfer erklärt worden waren, bin ich gekommen, um nach Ihnen zu sehen. Einige meiner Freunde hier unten haben sich angeboten, mir behilflich zu sein, aber Sie sind einfach zu schnell gerannt. Ich habe Ihnen nachgerufen, als Sie aus dem Pfandleihhaus kamen.«

»Ich dachte mir doch, daß ich eine Stimme gehört hätte«, sagte Blaine.

»Wenn Sie sich umgedreht hätten, hätten wir Sie schon dann reingeholt. Aber das haben Sie nicht getan, also mußten wir Ihnen folgen. Wir haben einige Male Baugruben und U-Bahnroste für Sie aufgehalten aber es war schwierig, den Zeitpunkt genau abzuschätzen. Wir kamen jedesmal ein bißchen zu spät.«

»Aber nicht das letzte Mal«, sagte Blaine.

»Zum Schluß mußte ich direkt unter Ihnen ein Gitter öffnen. Es tut mir leid, daß Sie sich den Kopf gestoßen haben.«

»Wo bin ich hier?«

»Ich habe Sie aus dem Hauptgang gezerrt«, sagte Smith. »Sie sind in einem Nebengang. Die Jäger werden Sie hier nicht finden.«

Blaine konnte wieder einmal nicht die richtigen Worte finden, um Smith zu danken. Und wieder einmal wollte Smith keinen Dank.

»Ich tue es nicht für Sie, Blaine. Es ist für mich. Ich brauche Sie.«

»Wissen Sie inzwischen warum?«

»Noch nicht«, sagte Smith.

Blaines Augen hatten sich langsam an die Dunkelheit gewöhnt, und er konnte den Umriß des Rumpfs des Zombies erkennen. »Was

jetzt?« fragte er.

»Jetzt sind Sie in Sicherheit. Wir können Sie unterirdisch bis nach New Jersey bringen. Von dort aus kommen Sie dann allein weiter. Aber ich schätze nicht, daß Sie dann noch viel Ärger haben dürften.«

»Und worauf warten wir dann jetzt noch?«

»Auf Mr. Kean. Ich brauche seine Genehmigung, um Sie durch die Gänge zu führen.«

Sie warteten. Einige Minuten später sah Blaine Mr. Keans hageren Umriß, der sich auf den Neger stützte und auf ihn zukam.

»Tut mir leid, daß Sie Schwierigkeiten haben«, sagte Kean und setzte sich neben Blaine. »Ist ein Jammer.«

»Mr. Kean«, sagte Smith, »wenn ich von Ihnen die Erlaubnis bekommen könnte, ihn durch den alten Holland-Tunnel nach New Jersey zu bringen -«

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Kean, »aber das kann ich nicht gestatten.«

Blaine blickte um sich und merkte, daß er von einem Dutzend zerlumpter Zombies umgeben war.

»Ich habe mit den Jägern gesprochen«, sagte Kean, »und habe ihnen mein Wort gegeben, daß Sie innerhalb der nächsten halben Stunde wieder oben auf den Straßen sein werden. Sie müssen jetzt gehen, Blaine.«

»Aber warum das?«

»Wir können es uns einfach nicht erlauben, Ihnen zu helfen«, sagte Kean. »Ich bin schon beim ersten Mal ein ungewöhnliches Risiko eingegangen, als ich Ihnen gestattet habe, Reillys Grabmal zu schänden. Aber ich habe es für Smith getan, dessen Schicksal ja irgendwie mit dem Ihren verknüpft zu sein scheint. Und Smith gehört zu meinen Leuten. Aber das jetzt ist einfach zu viel. Sie wissen ja, daß man uns hier in unserer unterirdischen Behausung lediglich duldet.«

»Das weiß ich«, sagte Blaine.

»Smith hätte an die Folgen denken müssen. Als er dieses Gitter für Sie öffnete, sind die Jäger hereingeströmt. Sie haben Sie nicht gefunden, aber sie wußten, daß Sie irgendwo hier unten sein mußten. Also haben sie gesucht und gesucht. Und wie sie gesucht haben! Dutzende von ihnen, die unsere Gänge durchforsteten, unsere Leute herumschubsten, Drohungen ausstießen, brüllten, in ihre kleinen Funkgeräte sprachen. Reporter sind auch dagewesen und sogar unbeteiligte Zuschauer. Da sind ein paar von den jüngeren Jägern nervös geworden und haben angefangen, auf die Zombies zu schießen.«

»Es tut mir leid, das zu hören«, sagte Blaine.

»Es war nicht Ihre Schuld. Aber Smith hätte es besser wissen müssen. Die Welt des Untergrunds ist kein souveränes Königreich. Wir

existieren hier nur, weil man uns hier duldet, mit Hilfe einer Toleranz, die jederzeit widerrufen werden kann. Also habe ich mit den Jägern und Reportern gesprochen.«

»Was haben Sie ihnen gesagt?« fragte Blaine.

»Ich habe ihnen gesagt, daß ein defektes Gitter unter Ihnen nachgegeben hätte und habe behauptet, daß Sie durch Zufall hereingekommen seien und fortgekrochen wären. Ich habe ihnen versichert, daß kein Zombie daran beteiligt gewesen sei. Und daß wir Sie gefunden hätten und Sie binnen einer halben Stunde wieder hoch an die Erdoberfläche auf die Straße bringen würden. Sie nahmen mein Wort an und sind verschwunden. Ich wünschte, ich hätte anders handeln können.«

»Ich kann es Ihnen nicht verdenken«, sagte Blaine und erhob sich mühselig.

»Ich habe ihnen nicht gesagt, wo Sie wieder hinauskommen werden«, fuhr Kean fort. »So haben Sie wenigstens eine wohl noch größere Chance als vorher. Ich wünschte, ich hätte mehr für Sie tun können, aber ich kann es nicht zulassen, daß der Untergrund ein Schauplatz für Jagden wird. Wir müssen neutral bleiben, dürfen niemanden verärgern, niemanden erschrecken. Nur so wird es uns gelingen, solange zu überleben bis ein aufgeklärteres Zeitalter angebrochen ist.«

»Wo werde ich hinauskommen?« fragte Blaine.

»Ich habe einen unbenutzten U-Bahnausgang an der westlichen 79. Straße ausgesucht«, sagte Mr. Kean. »Von dort aus sollten Sie eigentlich einen guten Start haben. Und ich habe noch etwas getan, was ich vielleicht hätte unterlassen sollen.«

»Was denn?«

»Ich habe jemanden kontaktiert, den Sie kennen. Die Person wartet am Ausgang auf Sie. Aber bitte sagen Sie niemandem etwas davon. Und jetzt müssen wir uns beeilen.«

Mr. Kean führte die Prozession durch das verschlungene Labyrinth des Untergrunds, und Blaine schritt am Ende. Sein Kopfschmerz ließ langsam nach. Schon bald kamen sie an eine Betontreppe und blieben stehen.

»Hier ist der Ausgang«, sagte Kean. »Viel Glück, Blaine!«

»Danke«, sagte Blaine. »Und Smith – vielen Dank.«

»Ich habe getan, was ich konnte«, sagte Smith. »Wenn Sie sterben sollten, werde ich wohl auch sterben. Wenn Sie überleben, dann will ich versuchen, mich wiederzuerinnern.«

»Und wenn Sie sich erinnern sollten?«

»Dann werde ich kommen und Sie aufsuchen«, sagte Smith.

Blaine nickte und stieg die Treppe hoch.

*

Draußen war tiefe Nacht, und die 79. Straße schien leer zu sein. Blaine stand am Ausgang, blickte um sich und überlegte, was er tun sollte.

»Blaine!«

Jemand rief nach ihm. Aber es war nicht Marie, wie er erwartet hatte, sondern die Stimme eines Mannes, den er kannte – vielleicht Sammy Jones oder Theseus.

Er wandte sich eilig um und lief zu dem U-Bahnausgang. Er war verschlossen und fest verriegelt.

XXVIII

»Tom, Tom, ich bin es!«

»Ray?«

»Natürlich! Sprich leise. Nicht weit entfernt von hier sind Jäger. Warte mal.«

Blaine kauerte sich neben den verschlossenen U-Bahneingang zusammen, blickte um sich und wartete. Er konnte keine Spur von Melhill entdecken. Es war kein ektoplasmischer Nebel zu sehen, nur eine flüsternde Stimme war zu hören.

»O.K.«, sagte Melhill. »Jetzt geh Richtung Westen. Schnell!«

Blaine schritt los. Er spürte Melhills unsichtbare Gegenwart, die neben ihm schwebte. Er fragte: »Ray, wie kommt das?«

»Ist ja langsam mal Zeit, daß ich dir behilflich bin«, sagte Melhill. »Dieser alte Kean hat deine Freundin benachrichtigt, und sie hat sich mit mir über die Geistervermittlung in Verbindung gesetzt. Warte! Bleib hier stehen!«

Blaine duckte sich hinter eine Gebäudeecke. Langsam flog ein Heli in Dachhöhe vorüber.

»Jäger«, sagte Melhill. »Junge, heute ist dein großer Tag! Man hat eine Belohnung ausgesetzt. Sogar für Hinweise, die zu deiner Ergreifung führen. Tom, ich habe Marie gesagt, daß sie versuchen sollte, dir zu helfen. Ich weiß nicht, wie lange ich das hier kann. Es laugt mich aus. Danach muß ich ins Jenseits.«

»Ray, ich weiß gar nicht, wie ich dir -«

»Hör auf damit. Hör mal, Tom, ich kann nicht viel reden. Marie hat ein paar Freunde dazu bewogen, dir behilflich zu sein. Wenn ich dich zu ihnen bringen kann, dann haben sie einen Plan. Stop!«

Blaine blieb stehen und versteckte sich hinter einem Briefkasten. Lange Sekunden verstrichen. Dann eilten drei Jäger vorbei, die Seitenwaffen griffbereit. Nachdem sie um eine Ecke gebogen waren, konnte Blaine weitergehen.

»Du hast vielleicht Augen!« sagte er zu Melhill.

»Die Sicht hier oben ist ziemlich gut«, antwortete Melhill. »Schnell über diese Straße!«

Blaine machte einen Sprint. Die nächsten fünfzehn Minuten folgte er nach Melhills Anleitungen den gebogenen Straßen, schritt auf dem Schlachtfeld der Stadt vor und machte wieder Rückzüge.

»Hier ist es«, sagte Melhill schließlich. »Die Tür da drüben, Nummer 341. Du hast es geschafft! Tschüß, Tom! Paß auf, daß -«

In diesem Augenblick kamen zwei Männer um eine Ecke, blieben stehen und starrten Blaine an. Einer von ihnen sagte: »He, das ist doch der Bursche!«

»Welcher Bursche?«

»Auf den die Belohnung ausgesetzt ist. He, *Sie!*«

Sie stürzten vor. Blaine schlug den ersten Mann schnell bewußtlos. Er wirbelte herum, um den zweiten Mann anzugehen, doch Melhill hatte die Situation schon voll unter Kontrolle.

Der zweite Mann hatte die Arme um den Kopf gelegt und versuchte sich zu schützen. Ein Mülleimerdeckel, der auf mysteriöse Weise in der Luft schwebte, prügelte ihn wütend um die Ohren. Blaine schritt vor und erledigte den Mann auch noch.

»Macht verdammt viel Spaß«, sagte Melhill mit schwächer werdender Stimme. »Wollte immer schon mal Gespenst spielen. Aber das kostet Energie … Viel Glück, Tom!«

»Ray!« Blaine wartete, aber er erhielt keine Antwort, und das Gefühl van Melhills Gegenwart war verschwunden.

Blaine wartete nicht länger. Er lief zu Nummer 341 hinüber, öffnete die Tür und trat ein.

Er befand sich in einer engen Eingangshalle. Am Ende des Ganges war eine Tür. Blaine klopfte an.

»Herein!« sagte jemand.

Er öffnete die Tür und trat in einen kleinen, schäbigen Raum, der dicht verhangen war.

Blaine hätte gedacht, daß er mittlerweile vor weiteren Überraschungen sicher wäre. Aber er zuckte unwillkürlich zusammen, als er Carl Orc, den Körperräuber, erblickte, der ihn angrinste. Und neben ihm saß, ebenfalls grinsend, Joe, der kleine Transplantationshändler.

XXIX

Blaine bewegte sich wie instinktiv wieder in Richtung Tür, aber Orc winkte ihm zu, zu bleiben. Der Körperräuber war unverändert, immer noch sehr groß und schlank, sein Gesicht trug immer noch einen langen, trauernden Ausdruck, seine Augen waren immer noch eng geschlitzt und blickten offen und ehrlich. Seine Kleider hingen etwas schlampig an ihm herunter, als wäre er es mehr gewöhnt, Jeans zu tragen als maßgeschneiderte Hosen.

»Wir haben Sie erwartet«, sagte Orc. »Sie erinnern sich wohl noch an Joe?«

Blaine nickte und erinnerte sich an den kleinen Mann mit dem verschlagenen Blick, der ihn abgelenkt hatte, damit Orc seinen Drink vergiften konnte.

»Freut mich, Sie wiederzusehen«, sagte Joe.

»Darauf gehe ich jede Wette ein«, sagte Blaine und blieb an der Tür stehen.

»Kommen Sie rein und setzen Sie sich«, sagte Orc. »Wir werden Sie schon nicht auffressen, Tom. Ehrlich nicht. Lassen wir die Toten ruhen, hehe.«

»Sie haben versucht, mich umzubringen.«

»Das war Geschäft«, sagte Orc offen heraus. »Jetzt stehen wir auf derselben Seite.«

»Und wieso sollte ich das glauben?«

»Niemand«, erklärte Orc, »hat jemals meine Ehrlichkeit bezweifelt. Nicht, wenn ich wirklich ehrlich gewesen bin, so wie jetzt. Miss Thorne hat uns eingestellt, um Sie sicher aus dem Land zu schaffen, und das werden wir auch tun. Setzen Sie sich und lassen Sie uns darüber reden. Haben Sie Hunger?«

Zögernd setzte Blaine sich hin. Auf einem Tisch standen Sandwiches und eine Flasche Rotwein. Er merkte plötzlich, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Er fing an, die Sandwiches herunterzuschlingen, während Orc sich eine dünne braune Zigarre anzündete und Joe scheinbar vor sich hin döste.

»Wissen Sie«, sagte Orc und blies blauen Dunst aus, »fast hätte ich diesen Job nicht angenommen. Nicht, daß die Bezahlung nicht gestimmt hätte; ich glaube, Miss Thorne war mehr als großzügig. Aber Tom, dies ist eine der größten Menschenjagden, die in unserer Stadt seit langem stattgefunden hat. Hast du schon einmal etwas Derartiges miterlebt, Joe?«

»Noch nie«, sagte Joe und wackelte schnell mit dem Kopf. »Die Stadt ist voll wie Fliegenpapier.«

»Rex will Sie wirklich haben«, sagte Orc. »Sie haben es sich nun

einmal in den Kopf gesetzt, Ihren Korpus festzunageln, wo sie ihm auch begegnen mögen. Macht einen nervös, es mit solch einer großen Organisation aufnehmen zu müssen. Aber es ist eine Herausforderung, eine richtig große Herausforderung.«

»Carl mag große Herausforderungen«, sagte Joe.

»Das will ich zugeben«, sagte Orc. »Besonders dann, wenn man viel Geld damit verdienen kann.«

»Aber wo kann ich schon hin?« fragte Blaine. »Wo würde Rex mich denn nicht finden können?«

»So ziemlich nirgendwo«, sagte Orc traurig.

»Von der Erde weg? Mars? Venus?«

»Noch schlimmer. Die Planeten besitzen nur ein paar Dörfer und Kleinstädte. Da kennt jeder jeden. Die Nachricht wäre innerhalb von einer Woche schon überall herum. Außerdem würden Sie da nicht hinpassen. Abgesehen von den Chinesen auf dem Mars sind die Planeten überwiegend mit Wissenschaftsfritzen und ihren Familien besiedelt sowie mit ein paar Jugendbildungsprogrammen. Da würde es Ihnen nicht gefallen.«

»Wohin dann?«

»Das habe ich Miss Thorne auch gefragt«, sagte Orc. »Wir sind mehrere Möglichkeiten durchgegangen. Zunächst einmal gibt es da eine Operation, mit deren Hilfe man Sie zum Zombie machen könnte. Ich könnte sie durchführen. Rex würde Sie niemals unter der Erde suchen.«

»Da würde ich lieber sterben«, antwortete Blaine.

»Ich auch«, stimmte Orc ihm zu. »Deshalb haben wir diese Möglichkeit verworfen. Wir dachten daran, vielleicht eine kleine Farm für Sie im Atlantischen Becken zu finden. Ist ein ziemlich einsames Gebiet da. Aber man braucht schon eine bestimmte Mentalität, um unter Wasser leben zu können, und wir waren der Meinung, daß Sie die nicht hätten. Sie würden wahrscheinlich durchdrehen. Also kamen wir zu der Entscheidung, daß der beste Ort für Sie auf den Marquesas ist.«

»Auf den was?«

»Die Marquesas. Eine kleine Inselgruppe, ursprünglich polynesisch, mitten im Pazifik. Sie sind nicht weit von Tahiti entfernt.«

»In der Südsee«, sagte Blaine.

»Genau. Wir meinten, daß Sie sich dort wohler fühlen müßten als sonstwo auf der Erde. Ich habe mir sagen lassen, daß es dort genau wie im zwanzigsten Jahrhundert sein soll. Und was noch wichtiger ist: Rex könnte Sie vielleicht in Ruhe lassen.«

»Warum sollten sie?«

»Aus naheliegenden Gründen, Tom. Warum wollen sie Sie denn

überhaupt töten? Weil Sie illegal aus der Vergangenheit geholt wurden und sie nun Angst haben, daß die Regierung etwas deswegen unternehmen wird. Aber wenn Sie auf den Marquesas sind, dann sind Sie außerhalb der US-Gerichtsbarkeit. Ohne Sie wird es keinen Prozeß geben. Und die Tatsache, daß Sie so weit weggehen, ist für Rex ein Beweis Ihres guten Willens. Das ist bestimmt nicht die Handlung eines Mannes, der bei Onkel Sam petzen gehen will. Außerdem sind die Marquesas eine unabhängige kleine Nation, seit die Franzosen sie aufgegeben haben, also müßte Rex dort eine besondere Jagdgenehmigung einholen. Alles in allem also gerade ein *bißchen* zuviel Aufwand für alle Beteiligten. Die US-Regierung läßt die Sache dann zweifellos fallen, und ich glaube, daß Rex Sie dann auch in Ruhe lassen wird.«

»Ist das sicher?« fragte Blaine.

»Natürlich nicht. Es ist eine Vermutung. Aber sie klingt sehr vernünftig.«

»Könnten wir mit Rex nicht zuvor eine Abmachung treffen?«

Orc schüttelte den Kopf. »Um ein Geschäft machen zu können, müssen Sie etwas anzubieten haben, Tom. Solange Sie sich in New York aufhalten, ist es für sie einfacher und sicherer, Sie zu töten.«

»Ich glaube, Sie haben recht«, sagte Blaine. »Wie werden Sie mich rausschaffen?«

Orc und Joe blickten einander unglücklich an. Orc sagte: »Tja, das war unser großes Problem. Es schien überhaupt keine Möglichkeit zu geben, Sie lebendig rauszubekommen.«

»Mit Heli oder Jet?«

»Die müssen an den Luftzollstationen landen, und da warten die Jäger überall. Bodenfahrzeuge scheiden ebenfalls aus.«

»Verkleidung?«

»Hätte vielleicht während der ersten Jagdstunde noch klappen können. Jetzt ist das unmöglich, selbst wenn wir eine volle Gesichtschirurgie an Ihnen machen lassen würden. Inzwischen sind die Jäger mit Identitätsscannern ausgerüstet. Sie würden Sie sofort durchschauen.«

»Also gibt es keinen Ausweg?« fragte Blaine.

Orc und Joe wechselten wieder unbehaglich Blicke miteinander. »Es gibt«, sagte Orc, »nur einen Weg. Aber den werden Sie vermutlich nicht besonders mögen.«

»Ich will am Leben bleiben. Was ist das für ein Weg?«

Orc machte eine Pause und zündete sich eine frische Zigarre an. »Wir haben vor, Sie schockzufrosten, fast bis zum absoluten Nullpunkt, wie für eine Raumreise. Dann werden wir Ihren Kadaver in einem Container mit gefrorenem Rindfleisch verschiffen. Ihr Körper wird sich in der Mitte der Ladung befinden, also wird er

höchstwahrscheinlich nicht entdeckt werden.«

»Klingt riskant«, sagte Blaine.

»Nicht allzu riskant«, meinte Orc.

Blaine runzelte die Stirn, weil er spürte, daß irgendetwas nicht stimmte. »Ich werde dann wohl bewußtlos sein, oder?«

»So funktioniert das nicht«, erklärte Orc. »Tatsache ist, daß Sie und Ihr Körper sich voneinander trennen müssen. Das ist der Teil, von dem ich befürchtet hatte, daß er Ihnen nicht gefallen würde.«

»Was zum Teufel sagen Sie da?« fragte Blaine und stand auf.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Orc. »Setzen Sie sich, rauchen Sie eine Zigarette, trinken Sie einen Schluck Wein. Es ist so, Tom: Wir können keinen schockgefrosteten Körper mit einem Geist drin verschiffen. Auf so etwas warten die Jäger ja gerade. Können Sie sich vorstellen, was passiert, wenn sie schnell die Schiffsladung kontrollieren und mit ihren Scannern feststellen, daß sich in dem Rindfleisch ein Geist befindet? Dann ist der Teufel los. *Adieu la musique!* Ich versuche nicht, Sie reinzulegen, Tom. Aber so geht das einfach nicht.«

»Was wird denn dann mit meinem Geist?« fragte Blaine und setzte sich wieder.

»Da kommt Joe ins Spiel«, sagte Orc. »Sag es ihm, Joe.«

Joe nickte schnell. »Mein Freund, die Antwort lautet Transplantation.«

»Transplantation?«

»Ich habe Ihnen davon erzählt«, sagte Joe. »An jenem auspizienreichen Abend, als wir uns kennengelernt haben. Erinnern Sie sich noch? Transplantation, der große Freizeitspaß, das Spiel, das von jeder beliebigen Anzahl von Personen gespielt werden kann, der Kitzel abgeschlaffter Geister, das Tonikum für müde Körper. Mr. Blaine, wir haben ein weltweites Netz von Transplantationsteilnehmern. Leute, die gerne tauschen, Männer und Frauen, die es leid sind, immer den gleichen ollen Körper tragen zu müssen. Wir werden Sie in die Organisation einschleusen.«

»Sie wollen meinen *Geist* über Land verschiffen?« fragte Blaine.

»Genau das ist es! Von Körper zu Körper«, sagte Joe. »Glauben Sie mir, es ist sowohl lehrreich als auch spaßig.«

Blaine sprang derart schnell auf die Beine, daß er seinen Stuhl umkippte. »Von wegen!« sagte er. »Ich habe Ihnen damals schon gesagt, und ich sage es jetzt wieder, daß ich Ihr lausiges kleines Spielchen nicht mitmachen werde! Ich werde mein Glück auf der Straße versuchen.«

Er ging auf die Tür zu.

Joe sagte: »Ich weiß ja, daß es ein bißchen beängstigend klingen mag, aber -«

»Nein!«

Orc schrie ihn an: »Verdammt, Blaine, wollen Sie den Mann nicht wenigstens ausreden lassen?«

»Also gut«, sagte Blaine. »Reden Sie.«

Joe schenkte sich ein halbes Weinglas ein und kippte den Inhalt hinunter. Er sagte: »Mr. Blaine, es ist schwierig, das einem Mann aus der Vergangenheit, wie Sie einer sind, zu erklären. Aber versuchen Sie zu verstehen, was ich Ihnen sage.«

Blaine nickte erschöpft.

»Also dann. Heutzutage wird die Transplantation als Sexspiel verwendet, und so preise ich sie auch an. Warum? Weil die Leute nichts über ihre besseren Möglichkeiten wissen und weil eine reaktionäre Regierung darauf besteht, sie zu verbieten. Aber die Transplantation ist noch viel mehr als nur ein Spiel. Und ob Sie oder die Regierung es wollen oder nicht, die Transplantation stellt die Welt der Zukunft dar!«

Die Augen des kleinen Koberers glitzerten. Blaine setzte sich wieder.

»Zwei Dinge sind für den Menschen von grundlegender Bedeutung«, sagte Joe in schulmeisterlichem Ton. »Eins davon ist das immerwährende Streben des Menschen nach Freiheit: Religionsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Wahlfreiheit – Freiheit eben! Und das zweite Ding, das das menschliche Zusammenleben bestimmt, ist der Versuch der Regierungen, dem Volk diese Freiheit vorzuenthalten.«

Blaine dachte kurz über diese etwas vereinfachte Sicht menschlicher Probleme nach. Aber er hörte weiterhin zu.

»Eine Regierung«, sagte Joe, »enthält dem Volk aus verschiedenen Gründen Freiheiten vor. Aus Gründen der Sicherheit, des persönlichen Gewinns, der Macht oder weil sie der Meinung ist, daß das Volk für diese Freiheit noch nicht reif ist. Aber was immer auch der Grund sein mag: Der Mensch strebt nach Freiheit, und die Regierung strebt danach, ihm diese Freiheit vorzuenthalten. Die Transplantation ist nur ein weiteres Mitglied einer langen Reihe von Freiheiten, nach denen der Mensch gestrebt hat und bei der die Regierung der Meinung war, daß sie nicht gut für ihn sei.«

»Sexuelle Freiheit?« fragte Blaine spöttisch.

»Aber nein!« rief Joe. »Nicht, daß etwas gegen sexuelle Freiheit einzuwenden wäre. Aber die Transplantation ist eigentlich etwas anderes. Klar, so verkaufen wir sie – aus Werbungsgründen. Weil die Leute nichts für abstrakte Vorstellungen übrig haben und keine grauen Theorien schätzen. Sie wollen wissen, was ihnen eine neue Freiheit *bringt*. Wir zeigen ihnen einen kleinen Teil davon, und sie merken noch viel mehr von alleine.«

»Was wird die Transplantation denn erreichen?« fragte Blaine.

»Die Transplantation«, sagte Joe mit fieberhaftem Eifer, »gibt dem Menschen die Fähigkeit, seine Grenzen, die ihm durch Geburt und Umwelt gesetzt wurden, zu überschreiten.«

»Ach ja?«

»Jawohl! Die Transplantation erlaubt es Ihnen, Wissen, Körper, Talente und Fähigkeiten mit jedem zu tauschen, der dazu bereit ist. Und das wollen viele. Die meisten Menschen möchten nicht ihr ganzes Leben lang immer nur ein paar bestimmte Fähigkeiten haben und damit handeln, so befriedigend diese auch sein können. Der Mensch ist ein viel zu ruheloses Wesen. Musiker möchten Ingenieure sein, Werbeleute möchten Jäger sein, Seeleute möchten Schriftsteller werden. Aber normalerweise gibt es meistens nicht genug Zeit, mehr als eine Reihe von Fähigkeiten in einem Leben zu erwerben und einzusetzen. Und selbst wenn es Zeit genug gäbe, ist der blinde Faktor ›Talent‹ immer noch ein kaum zu überwindendes Hindernis. Denken Sie mal darüber nach, Mr. Blaine. Warum sollte ein Mensch dazu gezwungen werden, sein Leben in einem Körper zu verleben, auf dessen Wahl er keinerlei Einfluß gehabt hat? Das ist, wie wenn man ihm sagen würde, daß er mit den Krankheiten leben soll, die er geerbt hat und nicht versuchen sollte, sie zu heilen. Der Mensch muß die Freiheit haben, sich den Körper und die Talente auszusuchen, die seiner Persönlichkeit gemäß sind.«

»Wenn Ihr Plan Wirklichkeit würde«, sagte Blaine, »dann hätten wir lediglich einen Haufen Neurotiker, die jeden Tag ihre Körper wechseln würden.«

»Das gleiche verallgemeinernde Argument ist auch gegen die Einführung jeder anderen Freiheit eingewandt worden«, sagte Joe glitzernden Auges. »Die ganze Geschichte hindurch wurde behauptet, daß der Mensch nicht klug genug sei, seine eigene Religion zu wählen, oder daß Frauen einfach nicht die Intelligenz hätten, zur Wahl zu gehen, weil sie nur dämliche Entscheidungen fällen würden. Und natürlich gibt es ja auch einen Haufen von Neurotikern, die selbst den Himmel noch versauen würden. Aber es gibt eine viel größere Anzahl von Leuten, die mit ihrer Freiheit vernünftig umgehen.«

Joe senkte seine Stimme zu einem beschwörenden Flüsterton. »Sie müssen erkennen, Mr. Blaine, daß der Mensch nicht sein Körper ist, denn seinen Körper hat er willkürlich bekommen. Er ist nicht seine Talente, denn die wurden durch seine Erbmasse und seine frühen Umweltfaktoren bedingt. Er ist nicht die Krankheiten, für die er anfällig ist, und er ist auch nicht die Umwelt, die ihn prägt. Ein Mensch *beinhaltet* all diese Dinge, aber ist mehr als die Summe ihrer Teile. Er hat die Macht, seine Umwelt zu verändern, seine Krankheiten zu heilen, seine Fähigkeiten zu fördern – und, schließlich, seinen

Körper und seine Talente selbst zu wählen! *Das* ist die nächste Freiheit, Mr. Blaine. Sie ist historisch unvermeidbar, ob es mir, Ihnen oder der Regierung nun paßt oder nicht. Denn der Mensch braucht jede nur mögliche Freiheit!«

Joe beendete seine etwas heftige und unzusammenhängende Rede und schnappte nach Luft. Sein Gesicht war rot angelaufen. Blaine starrte den kleinen Mann mit neugewonnenem Respekt an. Er hatte, sagte er sich, einen echten Revolutionär des Jahres 2110 vor sich.

Orc sagte: »Er hat recht, Tom. In Schweden und Ceylon ist die Transplantation erlaubt, und sie scheint der öffentlichen Moral keinen besonderen Abbruch getan zu haben.«

»Eines Tages«, sagte Joe und schenkte sich ein Glas Wein ein, »wird die ganze Welt für die Transplantation sein. Das ist unvermeidlich.«

»Vielleicht«, meinte Orc. »Vielleicht erfindet auch jemand eine neue Freiheit, die sich an ihre Stelle setzt. Jedenfalls können Sie sehen, Tom, daß die Transplantation eine gewisse moralische Berechtigung hat. Und außerdem ist sie die einzige Möglichkeit, Ihren Körper zu retten. Was meinen Sie dazu?«

»Sind Sie auch ein Revolutionär?« fragte Blaine.

Orc grinste. »Könnte sein. Ich schätze, ich bin wie die Blockadebrecher während des amerikanischen Bürgerkrieges oder wie die Burschen, die Waffen an Revolutionäre in Mittelamerika verkauft haben. Sie haben es getan, um Gewinn zu machen, aber sie waren auch nicht gegen gesellschaftlichen Wandel.«

»Na ja, na ja«, meinte Blaine sardonisch. »Und ich dachte bisher immer, daß Sie beide ganz gewöhnliche Kriminelle wären!«

»Vergessen Sie's«, sagte Orc freundlich. »Sind Sie bereit, es zu versuchen?«

»Natürlich«, sagte Blaine, »ich bin überwältigt. Ich hätte nie gedacht, daß ich mich einmal an der Spitze einer gesellschaftlichen Revolution wiederfinden würde.«

Orc lächelte und sagte: »Schön. Wollen hoffen, daß es klappt, Tom. Krempeln Sie Ihren Ärmel hoch. Es ist besser, wir fangen sofort an.«

Blaine krempelte seinen Ärmel hoch, während Orc eine Injektionsspritze aus einer Schublade holte.

»Die soll Sie nur betäuben«, erklärte Orc. »Die Yogamaschine ist nebenan. Sie funktioniert wirklich. Wenn Sie Ihr Bewußtsein wiedererlangen, werden Sie sich als Gast in einem anderen Geist aufhalten, und Ihr Körper reist tiefgefroren übers Land. Sobald es sicher ist, werden die beiden wieder zusammengeführt.«

»Wie viele Geister werde ich bewohnen?« fragte Blaine. »Und wie lange?«

»Ich weiß nicht, wieviel wir brauchen werden. Was die Länge angeht, die schwankt, ein paar Sekunden, Minuten, vielleicht eine halbe Stunde. Wir werden Sie so schnell wie möglich weiterbewegen. Sehen Sie, das hier ist keine volle Transplantation. Sie werden nicht den Körper übernehmen. Sie werden nur einen kleinen Teil des Bewußtseins besetzthalten, als Beobachter. Also bleiben Sie ruhig, und verhalten Sie sich neutral. Alles klar?«

Blaine nickte. »Aber wie funktioniert denn diese Yogamaschine?«

»Wie Yoga«, sagte Orc. »Die Maschine macht ganz einfach das, was Sie selbst machen könnten, wenn Sie richtig in Yoga ausgebildet wären. Sie entspannt jeden Muskel und Nerv Ihres Körpers, bündelt und beruhigt Ihren Geist, baut Ihre Konzentration mit auf. Wenn Sie genug Energie aufgebaut haben, dann können Sie eine Astralprojektion durchführen. Das macht die Maschine auch für Sie. Sie hilft Ihnen, Ihren Körper loszulassen, was ein Adept des Yoga auch ohne mechanische Hilfe tun könnte. Sie projiziert Sie zu der Person, die wir für Sie ausgewählt haben und die Ihnen Platz freimacht. Den Rest erledigt die Anziehungskraft. Sie schlüpfen hinein wie ein gestrandeter Fisch zurück ins Wasser.«

»Klingt riskant«, sagte Blaine. »Was ist, wenn ich nicht reinkommen sollte?«

»Mann, Sie können gar nichts dagegen tun, reinzukommen! Hören Sie, Sie haben doch bestimmt schon mal von dämonischer Besessenheit gehört, nicht wahr? Leute, die von sogenannten Dämonen beherrscht werden? Dieser Gedanke zieht sich durch den größten Teil der Volksüberlieferungen auf der ganzen Welt. Manche der Besessenen waren natürlich schizophren, und manche waren echte Betrüger. Aber es gab eine Menge Fälle echter spiritueller Invasion, bei der Geister von anderen in Besitz genommen wurden, die es verstanden, aus ihrem eigenen Körper zu scheiden und sich in einen anderen zu begeben. Die Invasoren haben die Gewalt ohne mechanische Hilfe übernommen, und zwar gegen einen echten, starken Widerstand ihrer Opfer. In Ihrem Fall besitzen wir die Yogamaschine, und die Leute sind bereit, Sie einzulassen. Warum sollten Sie sich also Sorgen machen?«

»Also gut«, sagte Blaine. »Wie ist es auf den Marquesas?«

»Schön«, sagte Orc und stach die Nadel in den Arm. »Es wird Ihnen gefallen.«

Blaine trieb langsam in die Besinnungslosigkeit; er dachte an Palmen, an schäumende Wellen, die gegen Korallenriffs peitschten und an Mädchen mit dunklen Augen, die einem steinernen Götzen dienten.

XXX

Es gab kein Gefühl des Aufwachens, kein Gefühl des Übergangs. Wie eine brillant gefärbte Dia-Aufnahme, die auf eine weiße Leinwand projiziert wurde, war er abrupt wieder bei Bewußtsein. Plötzlich erwachten die Marionetten zappelnd zum Leben, und er handelte und bewegte sich.

Er war nicht völlig Thomas Blaine. Er war auch Edgar Dyersen. Oder er war Blaine innerhalb Dyersen, ein integraler Bestandteil von Dyersens Körper, ein Teil von Dyersens Geist, der die Welt durch Dyersens matte Augen betrachtete, Dyersens Gedanken dachte und alle schattigen halbbewußten Fragmente von Dyersens Erinnerungen, Hoffnungen, Ängsten und Wünschen erfuhr. Und doch war er immer noch Blaine.

Dyersen-Blaine kam aus dem beackerten Feld und lehnte sich gegen einen Holzzaun. Er war ein Farmer, ein altmodischer Lastwagenfarmer in Südjersey, der nur wenige Maschinen besaß, weil er ihnen sowieso nicht traute. Er war fast siebzig und immer noch verdammt gesund. Seine Glieder wiesen eine Spur Arthritis auf, die der schlaue junge Mediko im Dorf aber schon zum größten Teil geheilt hatte; und manchmal machte ihm sein Rücken Schwierigkeiten, bevor es regnete. Aber er meinte, daß er gesund wäre, gesünder als die meisten, und daß er noch gut zwanzig Jahre machen könnte.

Dyersen-Blaine ging auf seine Hütte zu. Sein graues Arbeitshemd war von saurem Schweiß durchtränkt, und Schweiß machte auch seine formlosen Jeans fleckig.

Weit entfernt hörte er einen Hund bellen und sah unscharf, wie eine gelbbraune Gestalt sich ihm näherte. (Brille? Nein danke. Geht auch so ganz gut.)

»He, Champ! He, alter Junge!«

Der Hund rannte im Kreis um ihn herum, dann trottete er neben ihm her. Er hatte etwas Graues im Maul, vielleicht eine Ratte oder ein Stück Fleisch. Dyersen-Blaine konnte es nicht genau erkennen.

Er bückte sich, um Champs Kopf zu tätscheln …

Wieder war da kein Gefühl des Übergangs oder der vergehenden Zeit. Es wurde einfach ein neues Dia auf die Leinwand geworfen, und eine neue Marionette erwachte zappelnd zum Leben.

Jetzt war er Thompson-Blaine, neunzehn Jahre alt, der dösend auf seinem Rücken auf den rauhen Planken eines Segelskiffs lag und Hauptsegel und Ruderpinne mit einer braunen Hand festhielt. Gen Steuerbord lag die flache Ostküste, und zur Backbordseite konnte er ein Stück des Hafens von Baltimore erkennen. Das Skiff trieb leicht vor der leichten Sommerbrise, und unter dem Stevenanlauf gluckerte

fröhlich das Wasser.

Thompson-Blaine legte seinen schlaksigen, braungebrannten Körper auf den Planken zurecht und zappelte herum, bis er seinen Fuß endlich gegen den Mast gestützt hatte. Er war erst seit einer Woche wieder zu Hause, nachdem er zwei Jahre auf dem Mars gearbeitet und studiert hatte. Es war wirklich sehr interessant gewesen, besonders die Archäologie und Speläologie. Die Sandbebauung war ab und an ein bißchen eintönig gewesen, aber es hatte ihm Spaß bereitet, die Erntemaschinen zu steuern.

Nun war er wieder für zwei Jahre zu Hause, um einen zweijährigen Intensivkurs am College zu absolvieren. Dann sollte er auf den Mars zurückkehren, als Farmmanager. So wollte es sein Stipendium. Aber sie konnten ihn nicht dazu zwingen, noch einmal dort hinzugehen, wenn er nicht wollte.

Vielleicht würde er zurückgehen wollen. Vielleicht aber auch nicht.

Die Mädchen auf dem Mars waren so fanatisch. Zäh, kompetent und immer ein bißchen herrisch. Wenn er zurückginge – sofern er überhaupt zurückginge –, dann würde er eine Frau mitbringen und sich nicht dort eine suchen. Natürlich, da war Marcia gewesen, gar nicht so übel. Aber ihr ganzer Kibbuz war zur südlichen Polarkappe umgezogen, und sie hatte auf seine drei letzten Briefe nicht mehr geantwortet. Na ja, vielleicht war sie ja auch doch nicht so berauschend gewesen.

»He, Sandy!«

Thompson-Blaine blickte hoch und sah Eddie Duelitle, der auf seiner Thistle segelte und ihm zuwinkte. Träge winkte Thompson-Blaine zurück. Eddie war erst siebzehn und noch nie von der Erde weg gewesen; dabei wollte er Raumschiffkapitän werden. Haha! Da hatte er aber auch eine dicke Chance!

Die Sonne ging am Horizont unter, und Thompson-Blaine war froh, sie sinken zu sehen. Heute abend hatte er ein Date mit Jennifer Hunt. Sie wollten im Starsling in Baltimore tanzen gehen, und Dad würde ihm seinen Heli leihen. Mann, was war Jennifer in den letzten beiden Jahren gewachsen! Und sie konnte einen vielleicht anschauen, gleichzeitig schüchtern und frech! War gar nicht abzusehen, was nach dem Tanzen noch alles passieren würde, auf dem Rücksitz des Helis. Vielleicht auch nichts. Aber vielleicht, vielleicht …

Thompson-Blaine setzte sich auf und legte das Ruder um. Das Skiff nahm Wind auf und schwenkte herum. Es war Zeit, zum Yachthafen zurückzukehren, dann ging’s nach Hause zum Abendessen und dann …

*

Die schwarze Schlangenpeitsche flackerte über seinen Rücken.

»An die Arbeit, du da!«

Piggot-Blaine strengte sich doppelt so sehr an, hob den schweren Pickel, schwang ihn hoch nach oben und hieb ihn mit voller Wucht in die staubige Straße. Der Wächter stand daneben, das Schrotgewehr in der linken Armbeuge, die Peitsche in der rechten Hand; ihr Ende schlängelte sich im Staub. Piggot-Blaine kannte jede Linie und Pore im schlanken, dummen Gesicht dieses Wächters, kannte den Abwärtszug des verkniffenen kleinen Mundes, kannte das zusammengekniffene Blinzeln der blassen Augen wie sein eigenes Gesicht.

Warte nur, du Geierspeise, sagte er still zu dem Wächter. Auch deine Zeit kommt noch. Warte nur, warte nur ein kleines bißchen.

Der Wächter entfernte sich und schritt die Reihe der Gefangenen hinauf und hinab, die unter der gleißenden Mississippisonne schufteten. Piggot-Blaine versuchte zu spucken, konnte jedoch nicht genug Speichel im Mund ansammeln. Er dachte: Das nennt ihr also eure schöne moderne Welt? Ihr redet also von euren großen alten Raumschiffen, von euren automatisierten Farms, von eurem feinen, fetten alten Jenseits? So soll es sein? Dann fragt doch mal, wie man die Straßen im Quilleg County in Nordmississippi baut. Sie werden es euch nicht erzählen, also kommt ihr besser mal selbst vorbei und schaut es euch an. Denn so ist die Welt *wirklich!*

Arny, der vor ihm an der Arbeit war, flüsterte: »Bist du bereit, Otis? Vorbereitet?«

»Bin fertig«, flüsterte Piggot-Blaine, und seine breiten Finger klammerten sich fester um den Plastikgriff des Pickels und ließen wieder los. »Bin schon mehr als fertig, Arny.«

»In einer Sekunde. Achte auf Jeff!«

Piggot-Blaines dichtbehaarte Brust wölbte sich erwartungsvoll. Er strich eine dünne braune Haarsträhne aus dem Gesicht und beobachtete Jeff, der fünf Männer weiter an der Kette stand. Piggot-Blaine wartete, und seine Schultern schmerzten vom Sonnenbrand. An seinen Fußknöcheln waren entzündete Narben von den Fußeisen, und auf seinem Rücken waren Striemen von früheren Peitschenhieben. Er verspürte einen brennenden Durst. Doch kein Eimer Wasser konnte diesen Durst jemals löschen, diesen verrückten Durst, der ihn hierher gebracht hatte, nachdem er Gainsvilles einzigen Saloon auseinandergenommen und diesen stinkenden alten Indianer getötet hatte.

Jeffs Hand bewegte sich. Die Reihe der angeketteten Gefangenen sprang vor. Piggot-Blaine stürzte auf den Wächter mit dem hageren Gesicht, seinen Pickel hocherhoben, da ließ der Wächter die Peitsche fallen und hob das Schrotgewehr.

»Geierspeise!« schrie Piggot-Blaine und schlug den Pickel mitten in die Stirn des Wächters.

»Hol die Schlüssel!«

Piggot-Blaine ergriff die Schlüssel, die von dem Gürtel des toten Wächters herabhingen. Er hörte ein Schrotgewehr, das abgefeuert wurde, und einen grellen Schmerzensschrei. Besorgt blickte er hoch …

*

Ramirez-Blaine steuerte seinen Heli über die flachen Ebenen von Texas, mit Kurs auf El Paso. Er war ein ernster junger Mann, und er widmete sich sehr aufmerksam seiner Arbeit, als er den letzten Knoten Geschwindigkeit aus dem alten Heli herausholte, um El Paso zu erreichen, bevor Johnsons Metallwarenladen zumachte.

Er ging sorgfältig mit der alten Klapperkiste um, und nur wenige Male drangen Gedanken in seine Konzentration ein, flüchtige Gedanken über Höhe und Kompaßdaten, über einen Tanzabend in Guanajuato, nächste Woche, über den Preis für Felle in Ciudad Juarez.

Die Ebene war grün gefleckt und gelb, als er hinunterblickte. Er blickte auf die Uhr, dann auf den Geschwindigkeitsmesser.

Ja, dachte Ramirez-Blaine, er *mußte* in El Paso sein, bevor der Metallwarenladen zumachte! Dann hätte er eventuell sogar noch Zeit um …

*

Tyler-Blaine wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab und leckte den letzten fetten Soßenrest von einem Stück Maisbrot. Er rülpste, rückte seinen Stuhl vom Küchentisch und stand auf. Mit einstudiertem Desinteresse nahm er eine zersprungene Schüssel aus der Speisekammer und füllte sie mit Schweinefleischstückchen, ein bißchen Gemüse und einem großen Stück Maisbrot.

»Ed«, fragte seine Frau, »was machst du da?«

Tyler-Blaine blickte sie verärgert an und spürte, wie sein Magengeschwür stärker schmerzte, als er diese schrille, besorgte Stimme hörte. Die schrillste Stimme in ganz Kalifornien, sagte er zu sich selbst, und ich habe sie geheiratet. Schrille Stimme, scharfe Nase, spitze Ellenbogen und Knie, brustlos und durch und durch unfruchtbar. Beine, die einen Körper mal eben tragen aber nicht für eine Sekunde Lust spenden. Ein Bauch, der gefüllt, aber nicht berührt werden will. Von allen Mädchen Kaliforniens hatte er ganz zweifellos das allererbärmlichste gewählt, ganz der verdammte Narr, für den ihn Onkel Rafe ja schon immer gehalten hatte.

»Wohin gehst'n mit der Schüssel?« fragte sie.

»Raus, den Hund füttern«, sagte Tyler-Blaine und schritt auf die Tür zu.

»Wir *haben* keinen Hund! Oh Ed, tu's nicht, nicht heute abend!«

»Ich tu's«, sagte er und freute sich über ihre Beunruhigung.

»Bitte nicht heute abend. Laß ihn sich doch woandershin schleppen, wenigstens für eine Weile. Ed, hör mir zu! Was, wenn man es in der Stadt merkt?«

»Die Sonne ist schon untergegangen«, sagte Tyler-Blaine, der mit seiner Eßschüssel neben der Tür stand.

»Die Leute spionieren doch rum«, sagte sie. »Ed, wenn sie dahinterkommen, werden sie uns lynchen, das weißt du!«

»Sähst bestimmt reichlich klapprig aus, wenn du von einem Strick herunterhängen würdest«, meinte Tyler-Blaine und öffnete die Tür.

»Du würdest es schon tun, nur um mich zu ärgern!« rief sie.

Er schloß die Tür hinter sich. Draußen herrschte volles Zwielicht. Tyler-Blaine stand im Hof neben dem unbenutzten Hühnerkäfig und blickte sich um. Das einzige Haus in der Nähe war das von den Flannagans, einhundert Yards entfernt. Aber die kümmerten sich um ihre eigenen Angelegenheiten. Er wartete, um sicherzugehen, daß keins von den Stadtkindern herumschnüffelte. Dann schritt er vor, wobei er die Schüssel vorsichtig in beiden Händen hielt.

Er kam an den Rand des spärlichen Walds und stellte die Schüssel ab. »Ist alles in Ordnung«, rief er leise. »Komm raus, Onkel Rafe.«

Ein Mann krabbelte auf allen Vieren aus dem Wald. Sein Gesicht war bleifarben, seine Lippen blutlos, seine Augen leer und starr, seine Gesichtszüge grob und unbehauen, wie Eisen vor dem Schmieden oder Ton vor dem Brennen. Eine lange Schnittwunde am Hals hatte sich entzündet, und sein rechtes Bein war an der Stelle, wo die Leute aus der Stadt es zerschlagen hatten, lahm und hing schlaff und nutzlos herab.

»Danke, Junge«, sagte Rafe, Tyler-Blaines Zombieonkel.

Der Zombie verschlang hastig den Inhalt der Schüssel. Als er fertig war, fragte Tyler-Blaine: »Wie fühlst du dich, Onkel Rafe?«

»Hab gar kein Gefühl. Dieser alte Körper hat es bald hinter sich. Noch 'n paar Tage, vielleicht 'ne Woche, dann häng ich euch nicht mehr auf der Pelle.«

»Ich werd für dich sorgen«, sagte Tyler-Blaine, »solange du noch lebst, Onkel Rafe. Ich wünschte, ich könnte dich ins Haus lassen.«

»Nein«, sagte der Zombie, »dann kriegen Sie's raus. Ist so schon riskant genug … Junge, wie geht's deiner dürren Frau?«

»Iss genauso gemein wie immer«, sagte Tyler-Blaine.

Der Zombie machte ein Geräusch, das wie Lachen klang. »Ich hab dich gewarnt, Junge, schon vor zehn Jahren, dieses Mädchen nicht zu heiraten. Hab ich's nicht?«

»Klar, das hast du, Onkel Rafe. Warst der einzige, der vernünftig war. Wünschte, ich hätte auf dich gehört.«

»Härteste man, mein Junge! Na ja, ich geh zurück in mein Versteck.«

»Bist dir sicher, Onkel?« fragte Tyler-Blaine besorgt.

»Allerdings.«

»Und du willst versuchen, genauso sicher zu sterben?«

»Werd ich, Junge. Und ich komm schon an die Schwelle, verlaß dich drauf! Und wenn ich da bin, dann halte ich mein Versprechen. Ganz bestimmt!«

»Danke, Onkel Rafe.«

»Bin ein Mann, der zu seinem Wort steht. Junge, ich werd sie heimsuchen, wenn der Herr mich an die Schwelle läßt. Erst kommt dieser fette Doktor an die Reihe, der mich zu dem gemacht hat, was ich jetzt bin. Aber dann bespuke ich sie. Ich bespuke sie, bis sie verrückt wird. Ich bespuke sie, bis sie durch ganz Kalifornien zu Fuß vor dir wegrennt.«

»Danke, Onkel Rafe.«

Der Zombie gab ein gelächterähnliches Geräusch von sich und kroch zurück in den dünnen Wald. Tyler-Blaine erschauerte einen Augenblick lang völlig unkontrolliert, dann nahm er die leere Schüssel auf und ging zurück zu dem eingewölbten Waschbretthaus.

*

Mariner-Blaine zog den Riemen ihres Badeanzugs straffer, so daß er sich enger an ihren schlanken, üppigen jungen Körper anschmiegte. Sie hängte sich den Lufttank auf den Rücken, nahm ihr Atemgerät auf und schritt auf die Druckluke zu.

»Janice?«

»Ja, Mutter?« fragte sie und drehte sich mit ausdruckslosem Gesicht um.

»Wohin gehst du, Liebes?«

»Nur mal eben schwimmen, Mami. Hab mir gedacht, ich könnte mir mal die neuen Gärten auf Level 12 anschauen.«

»Du hast doch wohl nicht etwa vor, dich mit Tom Leuwin zu treffen, oder?«

Hatte ihre Mutter es erraten? Mariner-Blaine strich sich ihr schwarzes Haar glatt und antwortete: »Ganz bestimmt nicht.«

»Na gut«, sagte ihre Mutter und lächelte schief. Offenbar glaubte sie ihr nicht. »Dann sei früh wieder da, Liebes. Du weißt ja, wie leicht dein Vater sich Sorgen macht.«

Sie beugte sich vor und gab ihrer Mutter einen hastigen Kuß, dann eilte sie in die Druckschleuse. Mutter wußte es, da war sie sich

sicher! Und sie hielt sie nicht auf! Aber warum sollte sie auch? Schließlich war sie schon siebzehn, alt genug um zu wissen, was sie wollte. Heutzutage wurden die Kinder eben schneller erwachsen als zu Mamis Zeiten, auch wenn die Eltern das nicht immer begreifen wollten. Aber Eltern begriffen ja sowieso nicht viel. Die wollten ja immer nur herumsitzen und neues Farmland planen, hektarweise. Wenn die sich vergnügen wollten, dann spielten sie irgendeine klassische Aufnahme ab, ein Stück Bop oder Rock'n'Roll. Und redeten dann darüber, wie frei und expressionistisch ihre Vorfahren waren. Und manchmal sahen sie sich große, glänzende Kunstbücher an, die mit Reproduktionen von Comic Strips des zwanzigsten Jahrhunderts angefüllt waren und sprachen über die in Vergessenheit geratene Kunst der Satire. Wenn die sich mal einen tollen Abend machen wollten, dann gingen sie in die Galerie und starrten voller Bewunderung auf die Sammlung der Titelseiten der *Saturday Evening Post* aus der Großen Periode. Aber dieses ganze langweilige Zeug langweilte sie nur. Zum Teufel mit der Kunst, sie zog die Sensorien vor.

Mariner-Blaine rückte ihre Gesichtsmaske und das Atemgerät zurecht, legte die Schwimmflossen an und drehte am Ventil. Wenige Sekunden später war die Schleuse voller Wasser. Sie wartete ungeduldig, bis sich der Druck dem Außendruck angeglichen hatte. Dann öffnete sich die Schleuse automatisch und sie schoß heraus.

Die Druckfarm ihres Vaters war auf dem Hundert-Fuß-Level, nicht weit von dem mammutartigen Unterseeblock von Hawaii. Sie wandte sich nach unten und sank mit kräftigen, schnellen Schwimmzügen in die grüne Tiefe. Tom würde bei den Korallenhöhlen auf sie warten.

Als Mariner-Blaine tiefer sank, wurde es dunkler. Sie stellte ihren Kopfscheinwerfer an und biß fester in ihr Mundstück. Stimmte es wohl, dachte sie, daß die Unterwasserfarmer bald dazu in der Lage sein würden, eigene Kiemen zu entwickeln? Das hatte ihr Biologielehrer behauptet, und vielleicht würde das noch zu ihren Lebzeiten geschehen. Wie sie wohl mit Kiemen aussehen würde? Geheimnisvoll, wahrscheinlich, glatt und seltsam, eine Fischgöttin.

Außerdem konnte sie sie immer noch mit Haar bedecken, wenn sie ihr nicht stehen sollten.

Im gelben Licht ihres Scheinwerfers sah sie vor sich die Korallenhöhlen, ein rotes und rosa Labyrinth voller Verästelungen, mit gemütlichen, luftdichten Stellen in seinem Inneren, wo man sicher sein konnte, allein zu bleiben. Und dann sah sie Tom.

Unsicherheit durchflutete sie. O weh, was, wenn sie schwanger würde? Tom hatte ihr versichert, daß schon alles in Ordnung sein würde, aber er war ja auch erst neunzehn. War es richtig, das zu tun? Sie hatten oft genug darüber geredet, und sie hatte ihn mit ihrer

Offenheit schockiert. Aber Reden und Handeln waren zweierlei Dinge. Was würde Tom von ihr denken, wenn sie nein sagte? Könnte sie einen Spaß daraus machen, so tun, als habe sie ihn nur an der Nase herumführen wollen?

Lang und golden schwamm Tom neben ihr auf die Höhlen zu. Er sagte ›hallo‹ in der Fingersprache. Ein Hornfisch schwamm vorbei und dann auch ein kleiner Hai.

Was sollte sie tun? Die Höhlen waren schon sehr nah, lagen dunkel und einladend vor ihnen. Tom lächelte sie an, und sie spürte, wie ihr Herz zu schmelzen begann …

*

Elgin-Blaine saß aufrecht da und erkannte, daß er wohl gerade eingedöst war. Er befand sich an Bord eines kleinen Motorboots, auf einem Liegestuhl in Decken eingehüllt. Das kleine Schiff rollte und schlingerte in der Gegensee, aber die Sonne schien hell, und der Passat trug den Dieselqualm in einer breiten dunklen Wolke davon.

»Fühlen Sie sich besser, Mr. Elgin?«

Elgin-Blaine blickte zu dem kleinen bärtigen Mann mit der Kapitänsmütze hoch. »Prima, ganz prima«, sagte er.

»Wir sind fast da«, sagte der Kapitän.

Elgin-Blaine nickte desorientiert und versuchte, Bestandsaufnahme zu machen. Er dachte angestrengt nach und erinnerte sich daran, daß er unterdurchschnittlich klein war, sehr muskulös mit breitem Brustkasten und Schultern, mit Beinen, die für einen solch herkulischen Torso ein bißchen zu kurz schienen, mit großen, schwieligen Händen. Auf seiner Schulter befand sich eine alte, zackige Narbe, die Erinnerung an einen Jagdunfall …

Elgin und Blaine verschmolzen miteinander.

Dann wurde ihm klar, daß er endlich wieder in seinem eigenen Körper war. Blaine war sein Name, und Elgin mußte das Pseudonym sein, unter dem Carl Orc und Joe ihn eingeschifft haben mußten.

Der lange Flug war vorbei! Sein Geist und sein Körper waren wieder zusammen!

»Man hat uns gesagt, daß es Ihnen nicht gut ginge, Sir«, sagte der Kapitän. »Aber Sie waren ja so lange in diesem Koma …«

»Jetzt geht’s mir gut«, sagte Blaine. »Sind wir noch weit von den Marquesas?«

»Nicht weit. Die Insel Nuku Hiva ist nur noch ein paar Stunden entfernt.«

Der Kapitän ging zurück zu seinem Steuerhaus; und Blaine dachte über die vielen Persönlichkeiten nach, denen er begegnet war und mit denen er sich vermischt hatte.

Er empfand Respekt für den aufrechten und unabhängigen alten Dyersen, der langsam in seine Hütte zurückging, hoffte, daß der junge Sandy Thompson zum Mars zurückkehren würde, bemitleidete den durchgedrehten und mörderischen Piggot, genoß seine Begegnung mit dem ernsten und offenen Juan Ramirez, empfand ein Gemisch von Mitleid und Verachtung für den hinterlistigen und erfolglosen Ed Tyler, wünschte Janice Mariner das Beste.

Sie waren immer noch bei ihm. Ob gut oder böse, er wünschte ihnen alles Gute. Sie waren jetzt seine Familie. Entfernte Verwandte, Cousins und Onkel, die er nie wiedertreffen würde, Nichten und Neffen, über deren Schicksal er nachdenken würde.

Wie alle Familien waren auch sie ein zusammengewürfelter Haufen; aber sie gehörten zu *ihm,* und er würde sie nie vergessen.

»Nuku Hiva ahoi!« rief der Kapitän.

Blaine erblickte am Rande des Horizonts einen winzigen schwarzen Fleck, über dem eine weiße Kumuluswolke schwebte. Er rieb sich entschlossen seine Stirn und nahm sich vor, nicht länger über seine adoptierte Familie nachzudenken. Er mußte sich mit den Realitäten der Gegenwart auseinandersetzen. Bald würde er in ein neues Zuhause kommen, und das bedurfte eines gründlichen Nachdenkens.

XXXI

Das Schiff dampfte gemächlich in die Bucht von Taio Hae. Der Kapitän, ein stolzer Sohn der Inseln, war so frei, Blaine das Wichtigste über seine neue Heimat zu erklären.

Die Marquesa-Inseln, erzählte er, bestanden aus zwei, leicht unterschiedlichen Inselgruppen, alle bergig und zerklüftet. Eine der Gruppen war die Kannibaleninsel genannt worden, denn die Marquesaner besaßen einst eine gewisse Berühmtheit für Massaker an den Besatzungen von Handels- und Forschungsschiffen. Die Franzosen hatten die Inseln 1842 in ihren Besitz gebracht und ihnen 1993 die Unabhängigkeit gegeben. Ihr höchster Gipfel, Temetiu, war fast 1500 Meter hoch. Die Hafenstadt Taiohae rühmte sich einer Bevölkerung von fast fünftausend Seelen. Es sei ein stiller, gemütlicher Flecken, meinte der Kapitän, und inmitten der geschäftigen, überbevölkerten Südsee gelte es als eine Art Schrein der Ruhe. Denn hier war das letzte Überbleibsel vom Polynesien des unverdorbenen 20. Jahrhunderts.

Blaine nickte, ohne viel vom Vortrag des Kapitäns mitbekommen zu haben. Ihn beeindruckte im Augenblick mehr der Anblick des großen dunklen Bergrückens vor ihnen, der von silbernen Wasserfällen geschmückt war, und das Tosen der Brandung gegen das granitene Felsengeschicht der Insel.

Er entschied, daß es ihm hier gefallen würde.

Bald hatte das Schiff an der Kaimauer angelegt, und Blaine ging von Bord, sich die Stadt Taiohae anzusehen.

Er sah einen Supermarkt, drei Kinos, Reihen von Häusern im Ranch-Stil, viele Palmen, einige flache Ladengebäude mit riesigen Fensterfronten, ein Dutzend Cocktailbars, zahlreiche Autos, eine Tankstelle und eine Verkehrsampel. Die Bürgersteige waren voller Menschen mit bunten Hemden und Shorts. Alle trugen Sonnenbrillen.

Dies war also das letzte Überbleibsel vom Polynesien des unverdorbenen 20. Jahrhunderts, dachte Blaine. Ein Ferienkaff aus Florida in die Südsee versetzt!

Doch, was hätte er im Jahr 2110 auch anderes erwarten sollen? Die alten Polynesier waren jetzt so tot wie das englische Empire oder das Frankreich der Bourbonen. Und das Florida des 20. Jahrhunderts konnte tatsächlich sogar recht angenehm sein, erinnerte er sich.

Er ging die Hauptstraße hinunter und sah einen Anschlag an einer Hauswand, der verkündete, daß Postmeister Alfred Gray zum Repräsentanten der Unsterblichkeitsgesellschaft für die Marquesas ernannt worden war. Ein Stückchen weiter kam er zu einem kleinen schwarzen Gebäude mit einem Schild davor, auf dem ›Öffentliche Selbstmordkabine‹ stand.

Aha, dachte Blaine sardonisch, die moderne Zivilisation erreichte auch diesen abgelegenen Ort. Als nächstes werden sie eine Geistervermittlung einrichten. Na, und wo sind wir dann hier?

Inzwischen hatte er den Stadtrand erreicht. Als er umkehrte, kam ihm ein gedrungener, rotgesichtiger Mann entgegengelaufen.

»Mr. Elgin? Mr. Thomas Elgin?«

»Das bin ich«, bestätigte Blaine mit einer gewissen Zurückhaltung.

»Tut mir furchtbar leid, daß ich Sie am Kai verpaßt habe«, sagte der rotgesichtige Mann und rieb sich seine breite, glänzende Stirn mit einer Bandanna. »Keine Entschuldigung, natürlich. Reine Nachlässigkeit meinerseits. Das müßige Klima hier auf den Inseln. Man läßt sich gehen. Oh, ich bin Davis, Besitzer des Bootsbüros Point. Willkommen auf Taiohae, Mr. Elgin.«

»Vielen Dank, Mr. Davis«, erwiderte Blaine.

»Im Gegenteil, ich habe Ihnen noch einmal dafür zu danken, daß Sie auf meine Anzeige geantwortet haben«, sagte Davis. »Ich suche schon seit Jahren einen anständigen Bootsausstatter. Sie können sich das gar nicht vorstellen! Und, ganz offen zugegeben, ich hätte nie gedacht, daß ich einmal einen Mann von Ihren Qualifikationen finden würde.«

»Mmmmm«, sagte Blaine, angenehm überrascht von der Gründlichkeit, mit der Orc hier alles vorbereitet zu haben schien.

»Gibt nicht viele Leute, die sich mit der Bootsbaukunst des 20. Jahrhunderts auskennen«, meinte Davis traurig. »Eine aussterbende Kunst – Haben Sie sich schon auf der Insel umgesehen?«

»Gerade eben, ganz kurz«, erwiderte Blaine.

»Meinen Sie, Sie könnten es hier aushalten?« fragte Davis gespannt. »Sie haben keine Ahnung, wie schwer es ist, einen guten Yachtausstatter zu finden, der sich in einem so stillen, abgelegenen Hafen niederlassen will. Sie wollen alle in die großen Boomstädte wie Papete oder Apia. Ich weiß, daß dort natürlich auch besser bezahlt wird, und es gibt mehr Nachtleben, Vergnügen, Gesellschaft und all diese Dinge. Aber Taiohae hat seinen eigenen Zauber.«

»Was Städte angeht, reicht es mir eine ganze Weile«, antwortete Blaine lächelnd. »Ich werde es hier lange aushalten, Mr. Davis.«

»Prima, prima!« rief Davis. »Lassen Sie sich ruhig erst mal ein paar Tage Zeit hier, bevor Sie zur Arbeit kommen. Ruhen Sie sich aus, lassen Sie es langsam angehen, schauen Sie sich gemütlich unsere Insel an. Es ist das letzte Überbleibsel des primitiven Polynesiens, wissen Sie. Hier sind die Schlüssel zu Ihrem Haus, Mr. Elgin. Nr. 1, Temetiu Road, gleich hier vorne den Berg hoch. Soll ich Ihnen den Weg zeigen?«

»Ich finde ihn schon«, versicherte Blaine. »Vielen herzlichen Dank, Mr. Davis.«

»Ich habe Ihnen zu danken, Mr. Elgin. Ich schau morgen mal bei Ihnen vorbei, nachdem Sie sich hier ein bißchen eingelebt haben. Dann kann ich Sie mit den Leuten hier bekanntmachen. Die Frau des Bürgermeisters gibt Donnerstag gerade eine Party. Oder ist es Freitag? Wie auch immer, ich finde es raus und laß es Sie wissen.«

Sie schüttelten sich die Hände, und Blaine ging zur Temetiu Road hinauf, wo sein neues Zuhause lag.

Es stellte sich als kleiner, frisch gestrichener Bungalow mit einem spektakulär schönen Blick über Nuku Hivas drei südliche Buchten heraus. Blaine bewunderte minutenlang die Aussicht, dann probierte er die Türe. Sie war unverschlossen, und er ging hinein.

»Es wurde Zeit, daß du dich hier sehen läßt.«

Blaine starrte sich die Augen aus dem Kopf und wollte nicht glauben, was er da sah.

»Marie!«

*

Sie schlank, begehrenswert, lieb und kühl wie immer. Aber sie war nervös. Sie redete sehr schnell und vermied, ihm in die Augen zu sehen.

»Ich dachte, es wäre am besten, wenn ich die letzten Arrangements an Ort und Stelle treffe«, sagte sie. »Ich bin seit zwei Tagen hier und warte auf dich. Du hast Mr. Davis schon getroffen, nehme ich an. Er scheint ein sehr netter Bursche zu sein.«

»Marie …«

»Ich habe ihm erzählt, ich wäre deine Verlobte«, fuhr sie fort. »Ich hoffe, das macht dir nichts aus, Tom. Ich brauchte dringend irgendeine Entschuldigung, um meine Anwesenheit hier zu erklären. Ich habe erzählt, ich wäre früher gekommen, um dich zu überraschen. Mr. Davis war ganz entzückt, denn er möchte nichts lieber, als daß sein Bootsausstatter sich hier niederläßt und Familie gründet. Ist das schlimm, Tom? Wir können immer noch sagen, wir hätten die Verlobung kurzfristig aufgelöst …«

Blaine nahm sie in den Arm und sagte: »Ich möchte die Verlobung aber nicht auflösen. Ich liebe dich, Marie.«

»O, Tom, Tom, ich liebe dich!« Sie drückte ihn wild an sich und trat dann schnell zurück. »Wir sollten dann besser bald die offizielle Heirat vorbereiten, wenn es dir nichts macht. Sie sind hier *sehr* prüde und altmodisch, weißt du, ist noch echtes 20. Jahrhundert.«

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte Blaine. »Doch, doch.«

Sie sahen einander an und brachen dann in schallendes Gelächter aus.

XXXII

Marie bestand darauf, im South Sea Motel zu wohnen, bevor sie offiziell geheiratet hatten. Blaine schlug eine stille Zeremonie vor einem Friedensrichter vor. Aber Marie überraschte ihn mit dem Wunsch, das größte Hochzeitsfest zu veranstalten, das in Taiohae möglich war. Es fand am Sonntag statt, im Haus des Bürgermeisters.

Mr. Davis lieh ihnen einen kleinen Kutter seines Bootsbüros. Bei Sonnenaufgang setzten sie Segel für eine Hochzeitskreuzfahrt nach Tahiti.

Für Blaine wurde die Fahrt zu einem köstlichen, schwebenden Traum. Sie segelten über eine See aus grüner Jade und sahen den Mond, gelb und riesig, vom Mastkreuz des Kutters gevierteilt. Die Sonne hob sich aus langen, schwarzen Wolken, erreichte den Zenit und stieg wieder hinab, wobei sie die See in eine schimmernde Schale voller flüssigem Messing verwandelte. Sie gingen in der Lagune von Papete vor Anker und sahen die Berge von Moorea, die im Sonnenuntergang brannten und phantastischer waren als die Berge des Mondes. Und Blaine erinnerte sich an einen Tag an der Chesapeake Bay, als er geträumt hatte: *Oh, Raiatea, die Berge von Moorea, der frische Handelswind …*

Ein Kontinent und ein Ozean hatte ihn von Tahiti getrennt und noch einige andere Dinge mehr. Aber das war in einem anderen Jahrhundert gewesen.

Irgendwann kehrten sie schließlich nach Taiohae zurück. Marie übernahm den Haushalt, und Blaine begann mit seiner Arbeit auf der kleinen Werft von Davis' Bootsbüro.

*

Gespannt warteten sie die nächsten Wochen ab, was sich in New York tat, lasen aufmerksam die Zeitungen, warteten auf die weiteren Reaktionen von Rex. Aber das Unternehmen rührte sich nicht, kein Anzeichen für eine weitere Verfolgung, war auszumachen. So entschieden sie, daß die unmittelbare Gefahr vorüber sein mußte. Trotzdem waren sie erst richtig erleichtert, als sie zwei Monate später lasen, daß Rex die Blaine-Jagd offiziell eingestellt hatte.

Blaines Job für Davis war interessant und abwechslungsreich. Die Inselkutter mußten überholt und gewartet werden, oder repariert, wenn sie ihre Schrauben gebrochen oder die Maschine beschädigt hatten. Ein verborgenes Korallenriff riß schon einmal die Planken einer der wertvollen antiken Ferienyachten auf. Dann mußten die Unterwasserboote überholt werden, die den submarinen Pflanzern aus

der Umgebung gehörten, für die Taiohae als Nachschubbasis diente. Und dann gab es auch manchmal Auftrag, einen Schoner zu bauen oder ein Dingi.

Blaine kam mit allen praktischen Fragen gut zurecht. Er arbeitete mit Liebe und großem Geschick. Nach einiger Zeit begann er den ein oder anderen PR-Artikel für das Bootsbüro im ›South Sea Courier‹ zu veröffentlichen. Das brachte neue Kunden, mehr Arbeit und schließlich die Notwendigkeit, mit einigen kleineren Bootswerften der Umgebung zu kooperieren. Blaine schaffte das alles und übernahm von Mr. Davis die Arbeitsplanung und die Werbung.

Bald unterschied sich sein Job als Bootsausstatter hier kaum noch von einem gewissen Job als Yachtbauer, den er einmal gehabt hatte. Aber das machte Blaine nichts mehr. Er hatte festgestellt, daß dies offenbar die Arbeit sein mußte, für die er bestimmt war, und er akzeptierte diese Bestimmung.

Sein Leben wurde zu einer angenehmen Routine zwischen dem Bootsbüro und dem weißen Bungalow. Samstags abends Kino, die Mikrofilm-Sunday Times am nächsten Morgen, kleine Besuche bei den umliegenden Unterwasserfarmen, Partys im Bürgermeisterhaus und Poker im Yacht Club, harte Segeltouren über die Comptroller Bay und Schwimmen im Mondlicht am Temoua-Strand. Blaine begann zu denken, daß sein Leben hier seine endgültige und definitive Form angenommen hatte.

Dann, etwa vier Monate nach seiner Ankunft in Taiohae, änderten sich die Dinge doch wieder.

An einem Morgen wie jedem anderen wachte Blaine auf, aß sein Frühstück, gab seiner Frau einen Abschiedskuß und ging zur Bootswerft hinab. Ein fettes, geschwungenes Boot stand heute an, aus Tuamotan, dem die Seite bei einem unglücklichen Anlegemanöver aufgerissen worden war.

Blaine sah sich den Schaden gerade genauer an, als Mr. Davis bei ihm auftauchte.

»Hör mal, Tom«, sagte der Werftbesitzer, »da war ein Bursche hier, noch gar nicht lange her, der dich suchte. Hast du ihn gesehen?«

»Nein«, sagte Blaine. »Wie sah er denn aus?«

»Na, einer vom Festland war das«, meinte Davis stirnrunzelnd. »Gerade heute morgen mit dem Schiff angekommen. Ich sagte ihm, du wärst noch nicht hier, und da sagte er, dann würde er mal bei dir zu Hause vorbeisehen.«

»Sein Aussehen?« drängte Blaine, der fühlte, wie sich etwas in seinem Magen zusammenzog.

Davis runzelte noch stärker die Stirn. »Tja, das ist ja das Komische. Er war etwa so groß wie du, dünn und sehr braungebrannt. Er hatte einen Vollbart und lange Koteletten. Sieht man heute ja nur

noch selten. Und dazu stank er nach Rasierwasser.«

»Klingt verdächtig«, sagte Blaine.

»Sehr verdächtig. Ich könnte schwören, daß der Bart nicht echt ist.«

»Nein?«

»Er sah wie ein falscher aus, der Bart. Alles an dem Kerl wirkte nicht ganz echt. Und er hinkte böse.«

»Hat er einen Namen genannt?«

»Sagte, er hieße Smith. Tom, wo gehst du hin?«

»Ich muß sofort nach Hause«, rief Blaine. »Ich erkläre es dir später.«

Er rannte los. Smith mußte herausgefunden haben, wo er sich verkrochen hatte und welche Verbindung zwischen ihnen bestand. Und, genau wie er versprochen hatte, kam der Zombie nun, ihn zu besuchen.

XXXIII

Als er Marie davon erzählt hatte, ging sie zur Abstellkammer und holte ihre Koffer. Sie trug sie ins Schlafzimmer und begann, die Kleider hineinzuwerfen.

»Was machst du?« fragte Blaine.

»Packen.«

»Das sehe ich. Aber warum?«

»Weil wir hier verschwinden.«

»Wovon redest du? Wir leben hier!«

»Nicht mehr«, erklärte sie. »Nicht, wenn dieser verdammte Smith hier in der Nähe steckt. Tom, er bedeutet Schwierigkeiten. Alles geht wieder von vorne los.«

»Natürlich bringt er Ärger«, sagte Blaine. »Aber deshalb brauchen wir nicht wegzulaufen. Hör mit dem Packen auf, und hör mir eine Minute zu! Was denkst du, könnte es mir schon Schlimmes tun?«

»Wir werden nicht hier bleiben, um es herauszufinden«, verkündete sie entschlossen.

Sie fuhr damit fort, Kleider in einen Koffer zu werfen, bis Blaine sie an den Handgelenken faßte.

»Beruhige dich«, erklärte er. »Ich werde nicht vor Smith davonrennen.«

»Aber das ist das einzige Vernünftige, was du machen kannst«, sagte Marie. »Er bedeutet Ärger, Gefahr, aber er hat bestimmt nicht mehr lange zu leben. Höchstens noch ein paar Monate, Wochen vielleicht noch, dann ist er tot. Er hätte schon lange vorher sterben sollen, dieser verfluchte Zombie! Tom, laß uns verschwinden!«

»Bist du verrückt geworden oder was ist los?« fragte Blaine. »Was immer er will, ich werde damit schon fertig.«

»So etwas Ähnliches habe ich dich doch schon einmal sagen hören«, erwiderte Marie.

»Damals sahen die Dinge anders aus.«

»Jetzt sind sie auch anders! Tom, wir könnten uns den Kutter noch einmal leihen. Mr. Davis würde uns helfen. Und wir würden einfach auf See …«

»Nein! Ich will verflucht sein, wenn ich jetzt weglaufe! Vielleicht ist dir das entfallen, Marie, aber Smith hat mir das Leben gerettet.«

»Aber *wozu* hat er es dir gerettet?« weinte sie. »Tom, ich warne dich! Du darfst ihn nicht treffen, nicht wenn er seine Erinnerung wiedergefunden hat!«

»Moment mal«, sagte Blaine. »Gibt es da etwas, was du weißt? Etwas, das ich nicht weiß?«

Sofort wurde sie ruhig. »Natürlich nicht.«

»Marie, sagst du mir die Wahrheit?«

»Sicher, Liebling. Aber ich habe Angst vor Smith. Bitte, Tom. Hör ein einziges Mal auf mich. Tu es aus Rücksichtsnahme. Laß uns gehen.«

»Ich werde keinen einzigen Schritt mehr vor jemandem weglaufen«, erklärte Blaine fest. »Ich lebe hier. Dies ist mein Zuhause. Und damit Schluß.«

Marie setzte sich und sah plötzlich sehr erschöpft und müde aus. »In Ordnung, Liebling. Tu, was du für das Beste hältst.«

»Das klingt schon besser«, bedankte sich Blaine. »Ich werde schon damit fertig werden. Keine Angst.«

»Sicher wirst du das«, sagte Marie.

Blaine hängte die Kleider wieder in den Schrank und brachte die Koffer zurück in den Abstellraum. Dann setzte er sich ins Wohnzimmer und wartete. Physisch war er ganz ruhig. Aber in Gedanken kehrte er zu der Tür mit den ägyptischen Hieroglyphen und den chinesischen Ideogrammen zurück, trat wieder durch sie hindurch in die marmorne Halle des Palasts des Todes mit ihrem goldenen und bronzenen Sarkophag. Und er hörte wieder, wie Reillys schrille Stimme aus einem silbernen Nebel heraus schrie:

»Es gibt Dinge, die sie nicht sehen können, Blaine, aber *ich* kann sie sehen. Ihre Zeit auf Erden wird kurz sein, schmerzlich kurz, Sie werden von denjenigen verraten werden, denen Sie vertraut haben, und diejenigen, die sie hassen, werden sie überwältigen. Sie werden sterben, Blaine, nicht in ein paar Jahren, sondern bald, viel schneller, als sie glauben können. Sie werden betrogen werden, und Sie werden von eigener Hand sterben.«

Dieser verrückte alte Mann! Blaine fröstelte es leicht, und er sah zu Marie hinüber. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen da und wartete. Also wartete er auch.

Nach einer Weile hörten sie ein leises Klopfen an der Tür.

»Herein«, sagte Blaine, wer immer es auch sein mochte.

XXXIV

Blaine erkannte Smith sofort, selbst mit dem falschen Bart und dem braunen Bühnen-Make-up. Der Zombie kam hereingehinkt und brachte einen schwachen Geruch nach Verwesung mit sich, den das schwere Rasierwasser nur unvollkommen überlagern konnte.

»Entschuldigen Sie die Verkleidung«, sagte Smith. »Ich wollte Sie nicht damit täuschen, oder sonst irgend jemanden. Ich trage sie nur, weil mein Gesicht inzwischen für jeden anderen zu einer Zumutung geworden ist. Ich kann es nicht mehr in der Öffentlichkeit zeigen.«

»Sie haben einen weiten Weg hinter sich«, bemerkte Blaine.

»Ja, ziemlich weit«, stimmte Smith zu. »Und ich hatte eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, mit denen ich Sie nicht langweilen möchte. Aber jetzt bin ich hier, und das ist allein wichtig.«

»Warum sind Sie gekommen?«

»Weil ich weiß, wer ich bin«, verkündete Smith.

»Und Sie nehmen an, damit habe ich etwas zu tun?«

»Ja.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, was«, sagte Blaine grimmig. »Aber lassen Sie hören.«

Marie mischte sich ein. »Einen Augenblick. Smith. Sie sind hinter ihm her, seit er in diese Welt versetzt worden ist. Er hat niemals eine ruhige Minute gehabt. Können Sie die Dinge nicht, verdammt noch mal, einfach akzeptieren, wie sie nun mal sind? Können Sie nicht gehen und in Ruhe irgendwo sterben?«

»Nicht ohne es ihm vorher erzählt zu haben«, sagte Smith.

»Na los, erzählen Sie mal«, forderte Blaine. »Einmal muß es ja raus.«

Smith begann: »Mein Name ist James Olin Robinson.«

»Nie von Ihnen gehört«, meinte Blaine nach kurzem Nachdenken.

»Natürlich nicht.«

»Haben wir uns jemals vor der Geschichte im Rex-Hochhaus getroffen?«

»Nicht offiziell.«

»Aber wir haben uns getroffen?«

»Kurz.«

»In Ordnung, James Olin Robinson, erzählen Sie mir davon. Wann trafen wir uns?«

»Es war wirklich sehr kurz«, erzählte Robinson. »Wir erblickten uns nur für Sekundenbruchteile, dann sahen wir nichts mehr. Es passierte spät in der Nacht, 1958, auf einem einsamen Highway, Sie in Ihrem Auto und ich in meinem.«

»Sie haben das Auto gefahren, mit dem ich meinen Unfall hatte?«

»Ja, wenn man es einen Unfall nennen will.«

»Aber das war es! Es war doch völlig zufällig.«

»Wenn das stimmt, habe ich hier nichts mehr zu suchen«, erklärte Robinson. »Aber, Blaine, ich *weiß,* daß es kein Unfall war. Es war Mord. Fragen Sie Ihre Frau.«

Blaine sah zu seiner Frau, die in der Ecke der Couch saß. Ihr Gesicht war wächsern. Alle Lebenskraft schien sie verlassen zu haben. Ihr Blick schien nach innen gerichtet und dort Dinge zu sehen, die ihr absolut keine Freude bereiteten. Blaine fragte sich, ob sie auf die Geister einer alten Schuld starrte, lange vergraben, lange verdrängt, die jetzt von dem bärtigen Robinson wiedererweckt worden waren.

Langsam begann er die Dinge zu begreifen und wie ein Puzzle zusammenzusetzen.

»Marie«, sagte er, »was war mit dieser Nacht 1958? Woher wußtet ihr damals, daß ich einen Autounfall haben würde?«

Sie sagte: »Wir haben statistische Vorhersagemethoden benutzt, Wahrscheinlichkeitsberechnungen …« Ihre Stimme verlor sich in einem Flüstern.

»Oder habt ihr dafür gesorgt, daß ich mein Auto zu Bruch fuhr? Habt ihr nachgeholfen?« wollte Blaine wissen. »Hast du den Unfall genau zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort vorprogrammieren lassen, um mich in die Zukunft zu eurer Werbekampagne zu holen?«

Marie antwortete nicht. Und Blaine dachte genau darüber nach, wie er eigentlich damals gestorben war.

Er war über einen geraden, leeren Highway gefahren, die Scheinwerfer leuchteten vor ihm alles aus, dahinter die endlose, vorbeihuschende Dunkelheit … Sein Auto schleuderte, brach aus und schlingerte auf die entgegenkommenden Scheinwerfer zu … Er riß hart am Steuerrad. Es war blockiert … Dann kam das Steuer frei und drehte sich in seiner Hand, der Motor heulte auf …

»Bei Gott, ihr habt mich diesen Unfall bauen lassen!« schrie Blaine seine Frau an. »Du und Rex, ihr habt meinen Wagen zum Schleudern gebracht! Sieh mich an und antworte mir! Ist es so?«

»Na gut!« sagte sie. »Aber wir hatten nicht vor, *ihn* umzubringen. Robinson kam zufällig gerade vorbei. Tut mir leid für ihn.«

»Du hast schon die ganze Zeit gewußt, wer dieser Zombie ist«, rief Blaine.

»Ich hatte einen Verdacht.«

»Und du hast mir nie davon erzählt.« Blaine sprang auf und lief im Zimmer hin und her. »Marie! Verdammt, du hast mich umgebracht, du!«

»Das habe ich nicht, Tom! Nicht wirklich. Ich habe dich nur aus dem Jahr 1958 in unsere Zeit geholt. Ich habe dir einen anderen

Körper gegeben. Aber ich habe dich nicht wirklich getötet.«

»Sie haben mich *einfach* umgebracht«, sagte Robinson.

Mit großer innerer Anstrengung löste Marie sich von ihren Gedanken und richtete ihren Blick auf den Zombie. »Ich fürchte, ich bin tatsächlich für Ihren Tod verantwortlich, Mr. Robinson. Auch wenn er in keiner Weise beabsichtigt war. Ihr Körper muß gleichzeitig mit dem von Tom gestorben sein. Das Rex-Antriebssystem, von dem er in die Zukunft gezogen wurde, hat Sie mitgerissen. Dann nahmen Sie Reilly als Wirtskörper.«

»Ein erbärmlicher Tausch, den ich für meinen früheren Körper gemacht habe«, sagte Robinson.

»Sicher. Aber was wollen Sie jetzt? Was kann ich tun? Das Jenseits …«

»Das will ich keinesfalls«, meinte Robinson schnell. »Ich habe noch überhaupt keine Chance auf dieser Erde gehabt.«

»Wie alt waren Sie denn, als der Unfall passierte«, wollte Blaine wissen.

»Neunzehn.«

Blaine nickte traurig.

»Ich bin noch nicht für das Jenseits bereit«, erklärte Robinson. »Ich möchte reisen, Dinge erleben, Dinge sehen. Ich möchte herausfinden, was für ein Mensch ich eigentlich gewesen bin, was für eine Art Mann. Ich will leben! Wissen Sie, daß ich nicht einmal eine richtige Frau gehabt hatte? Ich tausche gerne die Unsterblichkeit für zehn gute Jahre auf der Erde.«

Robinson zögerte einen Moment, dann sagte er: »Ich will einen Körper. Ich will den guten Körper eines Mannes, in dem ich leben kann. Nicht dieses tote Ding, das ich jetzt herumschleppen muß. Blaine, deine Frau hat meinen früheren Körper getötet.«

»Wollen Sie meinen?« fragte Blaine.

»Wenn Sie glauben, daß es fair ist«, antwortete Robinson.

»Nun mal langsam!« rief Marie. Die Farbe war in ihr Gesicht zurückgekehrt. Mit ihrem Geständnis schien sie sich aus dem Bann des alten Bösen befreit zu haben, um nun wieder den Kampf mit der Gegenwart und dem Leben aufnehmen zu können.

»Robinson«, sagte sie, »das können Sie nicht von ihm verlangen. Er hatte absolut nichts mit Ihrem Tod zu tun. Es war mein Fehler, und es tut mir leid deswegen. Sie werden wohl nicht den Körper einer Frau haben wollen, oder? Meinen würden Sie sowieso nicht bekommen. Was passiert ist, ist passiert! Verschwinden Sie jetzt hier!«

Robinson ignorierte sie und sah zu Blaine. »Ich habe immer gewußt, daß Sie es waren, Blaine. Wenn ich auch sonst nichts gewußt habe, von Anfang an erkannte ich Sie als den Schuldigen. Ich habe über Sie gewacht, Blaine. Ich habe Ihnen das Leben gerettet.«

»Ja, das haben Sie«, bestätigte Blaine ruhig.

»Ja, *und?«* schrie Marie. »Er hat dir also das Leben gerettet. Das heißt doch nicht, ihm gehört es jetzt! Man rettet kein Leben, um es sich dann auf Anfrage aushändigen zu lassen. Tom, hör nicht auf ihn!«

Robinson sagte: »Ich habe nicht die Absicht oder den Wunsch, Sie zu irgend etwas zu zwingen, Blaine. Sie werden entscheiden, was richtig ist, und ich werde mich danach richten. Und Sie werden sich an *alles* erinnern.«

Blaine sah den Zombie fast mit einer gewissen Zuneigung an. »Also gibt es mehr zwischen uns. Viel mehr. Ist es nicht so, Mr. Robinson?«

Robinson nickte, die Augen auf Blaines Gesicht fixiert.

»Aber woher wissen Sie davon?« fragte Blaine. »Welche Möglichkeit hatten Sie, davon zu erfahren?«

»Weil ich Sie verstehe. Ich habe Sie zu meiner einzigen Lebensbeschäftigung gemacht. Mein Leben hat sich ganz auf Ihres konzentriert. Ich habe über nichts anderes nachgedacht als über Sie. Und je besser ich Sie kennenlernte, Blaine, desto sicherer wurde ich mir in dieser einen Sache.«

»Vielleicht«, sagte Blaine.

Marie sagte: »Worüber, bei allen Himmeln, redet ihr da eigentlich? Was gibt es zwischen euch? Was noch?«

»Ich muß darüber nachdenken«, meinte Blaine ruhig. »Ich muß versuchen, mich genau zu erinnern. Robinson, lassen Sie mich bitte für eine Weile allein.«

»Sicher«, antwortete der Zombie und verließ sofort das Haus.

Blaine winkte Marie zu, still zu sein. Er setzte sich und vergrub seinen Kopf in den Händen. Nun mußte er sich an etwas erinnern, über das er eigentlich nie nachdenken wollte. Jetzt mußte er es wieder heraufbeschwören und ihm ein für alle Mal in die Augen sehen.

*

Noch immer hatte er die Worte im Kopf, wie eingraviert in seine grauen Zellen, die Reilly in seinem Palast des Todes geschrien hatte:

»Alles ist Ihre Schuld! Sie haben mich mit Ihrem bösen, mörderischen Geist getötet! Ja, *Sie,* Sie widerliches Ding aus der Vergangenheit, Sie verdammtes Ungeheuer! Alle meiden Sie, außer ihr Freund, der tote Mann! Warum sind Sie denn nicht tot, Sie Mörder!«

Hatte Reilly es gewußt?

Er erinnerte sich, wie Sammy Jones nach der Jagd zu ihm sagte: »Tom, du bist der geborene Killer. Für dich gibt es nichts anderes.«

Hat Sammy es geahnt?

Und nun der entscheidende Augenblick, der signifikanteste

Augenblick seines Lebens – sein Tod im Jahre 1958. Ganz lebendig stand ihm wieder alles vor Augen.

Das Steuer war wieder frei, aber Blaine ignorierte es, fühlte mit einer plötzlichen wilden Aufregung, einem blitzartigen Stimmungswechsel, daß er den Unfall wünschte, daß er Lust darauf hatte, wilde, böse Lust nach Schmerz und Grausamkeit und Tod …

Blaine schüttelte sich, als er noch einmal den Augenblick durchlebte, den er doch sicher vergessen zu haben glaubte – den Augenblick, in dem er die Katastrophe noch hätte verhindern können, und es doch vorgezogen hatte, zu töten.

Er hob den Kopf und sah seine Frau an. »Ich habe ihn getötet. Das weiß Robinson von mir. Und jetzt weiß ich es auch selbst.«

XXXV

In Ruhe erklärte er Marie alles. Sie weigerte sich zunächst, ihm zu glauben.

»Es ist so weit in der Vergangenheit, Tom! Wie kannst du sicher sein, was damals wirklich passiert ist?«

»Ich bin sicher«, sagte Blaine. »Ich glaube nicht, daß irgend jemand je die Art vergessen kann, auf die er stirbt. Ich erinnere mich an meinen Tod sehr gut. *So* bin ich gestorben.«

»Trotzdem kannst du dich doch nicht einen Mörder nennen, nur wegen dieser einen Sekunde, diesem Sekundenbruchteil …«

»Wie lange dauert es, eine Kugel abzufeuern, mit einem Messer zuzustoßen?« fragte Blaine. »Einen Sekundenbruchteil. So lange dauert es, ein Mörder zu werden.«

»Aber, Tom, du hast doch kein Motiv.«

Blaine schüttelte den Kopf. »Es stimmt, daß ich nicht aus Rache gemordet habe. Ich bin eben nicht diese Art von Mörder. Es brachte mir auch keinen persönlichen Vorteil. Ich bin einfach einer von diesen ganz gewöhnlichen Kerlen, die von jedem ein kleines Stückchen in sich haben, auch vom Mörder. Ich habe getötet, weil ich in jenem Moment die *Gelegenheit* dazu hatte. Meine ganz besondere Chance, die sich aus ganz besonderen Umständen ergeben hat, Umständen, die vielleicht nie wieder in meinem Leben zusammengekommen wären.«

»Aber daran trägst du doch keine Schuld!« sagte Marie. »Es wäre alles doch nicht passiert, wenn Rex und ich nicht genau diese besonderen Umstände arrangiert hätten.«

»Ja, schon. Aber *ich* habe die Gelegenheit genutzt«, sagte Blaine, »und einen kaltblütigen Mord daraus gemacht. Nur so zum Spaß, weil ich genau wußte, daß man mich nie dafür zur Rechenschaft ziehen könnte. *Mein* Mord war das.«

»Nun … unser Mord«, sagte sie.

»Ja.«

»Na gut. Wir sind Mörder«, erklärte Marie ruhig. »Akzeptieren wir es. Wir haben einmal getötet, dann können wir es auch noch einmal tun.«

»Nie«, sagte Blaine.

»Er ist fast hinüber, Tom. Ein fester Schlag, und es ist vorbei.«

»Ich bin nicht diese Art von Mörder.«

»Dann laß mich es machen.«

»Diese Art auch nicht.«

»Du Idiot! Dann tu einfach gar nichts. Warte ab. Einen Monat noch, und es ist vorbei mit ihm. Du wartest den Monat ab, Tom -«

»Kein Mord mehr«, meinte Tom ruhig. »Ich frage mich sowieso

schon länger, was es nun mit diesem Jenseits auf sich hat. Die Versicherung habe ich ja. Nein, er bekommt ihn. Keine Diskussion mehr …«

»Tom!«

XXXVI

Blaine ging hinaus, wo der Zombie auf der Straße wartete. »Robinson«, sagte er, »kommen Sie mit mir zur Selbstmordkabine. Ich gebe Ihnen meinen Körper.«

»Geringeres habe ich von Ihnen auch nicht erwartet«, sagte der Zombie.

»Dann gehen wir.«

Zusammen schritten sie langsam den Berg hinunter. Marie blickte ihnen einige Sekunden aus dem Fenster nach, dann lief sie hinter ihnen her.

Sie blieben an der Tür zur Selbstmordkabine stehen. Blaine sagte: »Meinen Sie wirklich, daß Sie ohne Schwierigkeiten übernehmen können?«

»Da bin ich mir sicher«, sagte Robinson. »Tom, ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich werde gut mit Ihrem Körper umgehen.«

»Ist ja eigentlich gar nicht meiner«, sagte Blaine. »Hat einem Burschen namens Kranch gehört. Aber ich habe ihn liebgewonnen. Sie werden sich schon an seine Eigenarten gewöhnen. Sie müssen ihn nur ab und zu daran erinnern, wer der Chef ist. Manchmal geht er gerne auf die Jagd.«

»Ich glaube, das wird mir gefallen«, sagte Robinson.

»Ja, das dachte ich mir. Na gut, viel Glück!«

»Viel Glück wünsche ich Ihnen. Tom.«

Marie kam näher und küßte Blaine mit eisigen Lippen. Auf Wiedersehen. Blaine fragte: »Was wirst du jetzt tun?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich fühle mich so taub … Tom, mußt du es wirklich tun?«

»Das muß ich«, antwortete Blaine.

Er blickte noch einmal um sich und besah sich die Palmen, die im Sonnenschein wisperten, die blaue Weite des Meeres und den großen dunklen Berg über ihm, der von silbernen Wasserfällen geschmückt war. Dann wandte er sich wieder um und ging in die Selbstmordkabine. Er machte die Tür hinter sich zu.

*

Es gab keine Fenster und auch keine Möbel bis auf einen Stuhl. Die Anleitungen, die auf einem Plakat an der Wand hingen, waren sehr einfach. Man mußte sich einfach setzen und den Schalter am rechten Stuhlarm irgendwann betätigen. Dann würde man sterben, schnell und schmerzlos, und der Körper würde für den nächsten Bewohner bereitstehen.

Blaine setzte sich, überzeugte sich von der Existenz des Schalters, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Er dachte wieder an das erste Mal, als er gestorben war und wünschte sich, daß es aufregender gewesen wäre. Von rechts wegen hätte er diesmal diesen Fehler wiedergutmachen und wie Hunt untergehen sollen, in heftigem Kampf an einem Bergesrand zum Sonnenuntergang. Warum hatte es nicht so sein können? Warum hatte der Tod nicht kommen können, während er mit einem Taifun kämpfte, sich gegen einen Tiger wehrte oder den Mount Everest bestieg? Warum mußte sein Tod schon wieder so zahm, so alltäglich, so gewöhnlich sein?

Aber warum hatte er denn niemals wirklich Yachten entworfen?

Ein solcher Tod, das wurde ihm wieder klar, würde nicht seinem Charakter entsprechen. Zweifellos war er dafür bestimmt, auf eben diese schnelle, alltägliche, schmerzlose Weise zu sterben. Und all sein Leben in der Zukunft mußte auf diese Art und Weise des Todes hingearbeitet haben – ein vager Hinweis als Reilly starb, eine Gewißheit im Palast des Todes, ein unausweichliches Schicksal, als er sich in Taiohae niedergelassen hatte.

Und doch ist der Tod, so gewöhnlich er auch sein mag, eines der interessantesten Ereignisse im Leben. Blaine war sehr gespannt darauf.

Er hatte keinen Grund, sich zu beschweren. Obwohl er über ein Jahr in der Zukunft gelebt hatte, hatte er schon ihren größten Preis errungen – das Jenseits! Er spürte noch einmal, was er empfunden hatte, als er aus dem Jenseitsgebäude gekommen war – Befreiung von der schweren, trübsinnigen, immerwährenden, unbewußten Angst vor dem Tod, die auf hinterhältige Weise jede Handlung und jede Bewegung durchdrungen hatte. Kein Mensch seines Alters konnte ohne den Schatten leben, der sich wie ein grausiger Bandwurm durch seine Gehirnwindungen schlängelte, das Gespenst, das Tag und Nacht spukte, der Lauerer hinter der Ecke, die Gestalt hinter der Tür, der ungesehene Gast bei jedem Festmahl, die nichtidentifizierte Gestalt in jeder Landschaft, ständig präsent, ständig wartend -

Nie mehr!

Denn nun war der Erzfeind besiegt. Und die Menschen starben nicht mehr, sie schritten *weiter!*

Aber er hatte sogar noch mehr als ein Leben nach dem Tode gewonnen. Er hatte es geschafft, ein ganzes Leben in dieses eine Jahr zu quetschen.

Er war in einem weißen Zimmer mit blendenden Lichtern geboren worden, mit dem bärtigen Gesicht eines Arztes über ihm und einer mütterlichen Krankenschwester, die ihn fütterte, während er beunruhigt dem Geplapper fremder Zungen lauschte. Er hatte sich früh in die Welt hinausgewagt, unschuldig und ungebildet, und er

hatte die orientalische Pracht New Yorks bewundert, einem ehrlich dreinblickenden, redegewandten Fremden ermöglicht, ihn nicht nur zum Narren zu halten sondern ihn sogar beinahe zu einer Leiche zu machen, bis ihn klügere Köpfe schließlich aus seiner Misere gerettet und seinen Schmerz gemildert hatten. In seinen großartigen, starken, geheimnisvollen Körper gekleidet, hatte er sich wieder vorgewagt, diesmal schon klüger, und hatte sich als Gleicher unter Gleichen unter Männern bewegt, die mit glitzernden Waffen ihren Gefahren und ihrem Ruhm nachgingen. Und er hatte auch diese Dummheit überlebt und hatte, älter geworden, einen ehrbaren Beruf gewählt. Doch bestimmte dunkle Omen, die schon seine Geburt begleitet hatten, waren schließlich zur Reife gelangt, und er hatte seine Heimat verlassen und war bis ans Ende der Welt geflüchtet. Und doch war es ihm unterwegs gelungen, sich eine Familie anzueignen: eine Familie, die manch eine Leiche im Kleiderschrank verborgen hielt, aber immerhin sein war. In seinen besten Jahren war er in ein Land gekommen, das er liebte, hatte sich eine Frau genommen und hatte auf seiner Hochzeitsreise die Berge von Moorea im flammenden Sonnenuntergang gesehen. Er hatte sich niedergelassen, um seine letzten Monate in Frieden und nützlicher Arbeit zu verbringen und in liebevollen Erinnerungen an die Wunder, die er gesehen hatte. Und so hatte er sie auch verbracht, von allen geehrt und respektiert.

Es war genug. Blaine drehte den Schalter.

XXXVII

»Wo bin ich? Wer bin ich? Was bin ich?«

Keine Antwort.

»Ich erinnere mich. Ich bin Thomas Blaine und bin gerade eben gestorben. Ich befinde mich jetzt an der Schwelle, an einem sehr realen und völlig unbeschreiblichen Ort. Ich spüre die Erde. Und weiter vorne spüre ich das Jenseits.«

»Tom -«

»Marie!«

»Ja.«

»Aber wie konntest du – ich hatte nicht gedacht -«

»Na ja, vielleicht war ich ja in mancher Hinsicht keine besonders gute Ehefrau, Tom. Aber ich war immer treu, und was ich getan habe, das habe ich für dich getan. Ich Hebe dich, Tom. Natürlich wollte ich folgen.«

»Marie, darüber bin ich sehr glücklich.«

»Das freut mich.«

»Wollen wir weiterziehen?«

»Wohin, Tom?«

»Ins Jenseits.«

»Tom, ich habe Angst. Könnten wir nicht erst eine Weile hierbleiben?«

»Die gibt sich schon. Komm mit mir.«

»Oh, Tom! Was, wenn sie uns trennen? Wie wird das sein? Ich glaube nicht, daß es mir sehr gefallen wird. Ich fürchte, daß es schrecklich fremdartig und gespenstisch und schauderhaft sein wird.«

»Marie, mach dir keine Sorgen. Ich bin in zwei Leben schon dreimal Junior-Yachtdesigner gewesen. Das ist mein Schicksal! Das kann doch nicht hier schon enden!«

»Also gut. Ich bin bereit, Tom. Gehen wir.«

ENDE